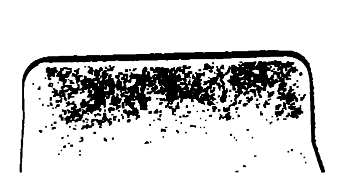








Geschichte
der
Religion Jesu Christi.

Von
Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,
fortgesetzt
von
Friedrich v. Kerz.

Fortsetzung fünfzehnter Band.

Mainz, 1836.
Bei Kirchheim, Schott & Thielmann.

Geschichte

der

Religion Jesu Christi

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friedrich v. Kerz.

Acht und zwanzigster Band.

Mainz, 1836.

Bei Kirchheim, Schott & Thielmann.

Wiesbaden, gedruckt bei Ludwig Riedel.

Des
zweiten Zeitlaufes
vier und zwanzigster Zeitraum.

Von dem Frieden von Verdün 843
bis zur völligen Erlöschung des carolingischen
Hauses 987.

Zweite Abtheilung.

Von dem Tode Kaiser Carls II. 877
bis zum Untergange des ächten Stammes der
Carolinger in Deutschland nach dem Tode
Kaiser Carls III. *) 888.

I.

1. Geschichte des morgenländischen oder byzantinischen Kaiserreichs. — Die bisher nicht blos ermüdende, sondern nicht selten Geist und Herz völlig ertödtende Einförmigkeit der byzantinischen Geschichte gewinnt jetzt wieder, und zwar auf länger als ein Jahrhundert, eine ganz andere, ungleich mehr Leben und Kraft athmende Gestalt. Einleitung.

*) In den Geschichtsbüchern heißt dieser Carolinger gewöhnlich Carl der Dicke.

Gegen das Ende des neunten Jahrhunderts beginnt für das, seit den Zeiten Justinians I. immer tiefer gesunkene ost-römische Reich eine neue Periode wieder aufblühender ehemaliger Größe und Hoheit, und zu unserm nicht geringen Erstaunen behaupten nun die Griechen oder Ost-Römer im zehnten und eilften Jahrhundert auf das neue wieder den ersten Rang unter allen und selbst den mächtigsten Völkern des Erdkreises. Mag man es auch immerhin mit dem letzten Auflodern einer nachher völlig erlöschenden Flamme vergleichen; so verbreitet diese doch jetzt ihren Schimmer über die ganze damals bekannte Welt, und erlischt erst gänzlich nach einem ziemlich langen Zeitraum in den ersten Decennien des zwölften Jahrhunderts *).

2. Nach einer schnell vorübergehenden, aber an Thorheit und Wahnsinn alles überbietenden Regierung, gibt jetzt das Haus des Basilius dem Reiche Regenten, welche die, an die Schlechtigkeit einer langen Reihe von Kaisern gewöhnten, daher schon über mittelmäßiges Regentenverdienst staunenden Griechen mit den Beinamen: der Weise, der Philosoph, der Gelehrte ꝛc. beehren. Zwar vermögen diese noch nicht, das Reich gegen benachbarte barbarische Völker zu schützen; noch immer sind sie gezwungen, ihrer Grenzen Sicherheit mit ihren, obgleich durch weisen Haushalt angehäuften Schätzen zu erkaufen. Aber unter ihnen kehren doch wieder Gerechtigkeit und Milde in die Verwaltung zurück; das durch

*) Das heißt, es sank in seine frühere Unbedeutsamkeit zurück, nachdem es schon wieder im eilften Jahrhundert einen nicht kleinen Territorialverlust erlitten hatte. Der gänzliche Untergang des griechischen Reiches ereignete sich erst im Anfange der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts.

zügellose despotische Willkühr völlig verdrängte Rechtsstudium wird auf das Neue geweckt; Künste und Wissenschaften werden befördert; Tugend und Verdienst, bisher nicht selten Verbrechen in den Augen argwöhnischer Despoten, können wieder furchtlos und ungescheut sich den Stufen des Thrones nähern, und die Laster des Palastes und dessen innere Greuel entzieht ein dichter Schleier den Augen der Völker.

3. Den weiten Schauplatz des Krieges und der Politik betreten daher nun auch nach und nach wieder Männer von Verdienst und ausgezeichneten Geistesgaben, und eine Reihe von Feldherren, gebildet in der Kriegsschule des alten Roms, und theils durch ihr persönliches Verdienst, theils auch durch Frauengunst, zur Genossenschaft des Throns und der Herrschaft erhoben, erfüllen nun bald alle drei Welttheile mit dem Geräusche ihrer Siege, und dem Ruhme römischer Waffen. In kurzer Zeit erstrecken sich die Grenzen des Reiches wieder bis an die Ufer des Tygris und Euphrats. Das bisher so furchtbare Reich der Bulgaren wird zerstört. Cilicien, Syrien und Palästina kehren unter die Botmäßigkeit der Ost-Römer zurück. Ueber den Mauern von Antiochien prangt wieder die Fahne des Gekreuzigten, und das stolze Damaskus, einst der Sitz des die Welt beherrschenden Kaliphats wird eine zinsbare Stadt der Griechen. Eben so drohend und gebietend weht nun auch die griechische Flagge jetzt wieder auf allen Meeren. Sicilien und Creta werden erobert, und bilden mit den Inseln Cypern und Rhodus und den fünfzig größern und kleinern Eilanden des ägäischen Meeres *) einen nicht wenig be-

*) Die Griechen nannten dieses Meer das heilige Meer ʽαγιος πελαγος (hagios pelagos), woraus nachher

deutenden Inselstaat. Beinahe ein Drittel von Italien wird ebenfalls auf das neue eine griechische Domaine, und die ganze, über siebenzig Meilen sich hinstreckende Küste von Dalmatien, wie auch das, durch seinen Handel damals schon so reich und mächtig gewordene Venedig, sammt der, einen verhältnißmäßig nicht minder ausgebreiteten Seehandel treibenden Republik Ragusa huldigen der Oberhoheit des Kaisers von Constantinopel.

4. Nur Schade, daß diesem weit schimmernden äußern Glanze nicht eine verhältnißmäßige innere Stärke des Reiches entsprach; denn ob es in sich selbst die durchaus so nöthige Bürgschaft seiner Größe und Dauer auch für die Zukunft hatte, und ob demnach alle Elemente der Staaskraft in einem vollkommen harmonischen Ebenmaß sich befanden, daran läßt sich, obgleich mit voller Bestimmtheit nichts darüber entschieden werden kann, doch aus mehrfachen Gründen nur gar zu sehr zweifeln. Hätte jener gekrönte Schriftsteller (Constantin Porphyrogenetes), statt über die Pracht und Sitten des Hofes, über die oft sehr langweiligen Ceremonien beim Empfange fremder Gesandten, über die kaiserlichen Paläste, deren Luxus, und zahlreiche höhere, wie mindere Dienerschaft, und viele andere nicht sehr wissenswürdige Gegenstände sich mit so vielem Umschweife zu verbreiten, uns vielmehr einen Blick in den innern Organismus des Staatelebens erlaubt, über die verschiedenen Zweige der Verwaltung, besonders den Staatshaushalt, und die der Regierung

---

die verdorbene Benennung Archipelagus, Archipel entstand; ein Name, den man jetzt überall jeder nur einigermaßen bedeutenden Inselgruppe gibt, wie z. B. der indische Archipel, der mexicanische Archipel ꝛc.

zu Gebote stehenden materiellen, wie moralischen Kräfte nur einigermaßen belehrt; so würden Geschichte und Nachwelt sich ewig ihm dankbar verpflichtet fühlen; da im Gegentheil jetzt seine Bücher, welchen historischen Werth man ihnen auch immer beizulegen gewohnt ist, doch offenbar blos eine müßige Neugierde, nicht aber eine vernünftige Wißbegierde befriedigen werden.

5. Bei dem, alle Begriffe übersteigenden Aufwande des Hofes, bei den ungeheuern Summen, welche die Unterhaltung zahlreicher Flotten erfoderte, und dem, im Orient eingeführten, und von den meisten Kaisern gewöhnlich sehr sorgsam befolgten Thesaurationssystems würde unstreitig eine nur einigermaßen genaue Uebersicht des wahren Finanzzustandes des Reiches, der mannigfaltigen Quellen seines Nationalreichthums, so wie sämmtlicher aus den Provinzen jährlich in den Staatsschatz nach Constantinopel fließender Einkünfte, für den beschauenden Sinn des Geschichtforschers ein höchst merkwürdiger Gegenstand seyn. Welche interessante Aufschlüsse müßte diese Kenntniß nicht über den Geist und Charakter der byzantinischen Regierung, und ihrer Verwaltung in jener, für sie wieder so glänzenden Periode geben. Aber weder die Bücher des im Purpur gebornen Schriftstellers, noch die griechischen Chroniker verbreiten hierüber auch nur das mindeste Licht. Aus den wenigen Bruchstücken, die wir hierüber befragen können, ergibt es sich jedoch mit der größten Wahrscheinlichkeit, daß die ganze byzantinische innere Staats- und Verwaltungs-Kunst blos darin bestand, das Nationalcapital jedes Jahr mit den höchsten Zinsen in den schnellsten Umlauf zu versetzen, das heißt, Handel und Fabrikthätigkeit auf die höchste und einträglichste Stufe zu er-

dies Privatleuten, wie z. B. jener am Hofe von Constantinopel so sehr gefeierten, griechischen Matrone Danielis, in deren Händen sich unermeßliche, alles Verhältniß weit übersteigende Reichthümer zusammengehäuft finden; so ist dies Letztere schon ein sprechender Beweis von einem tief gesunkenen Wohlstand der Gesammtnation, und einem, jenen auf einigen Haufen zusammengeschütteten ungeheuern Reichthümern vollkommen entsprechenden Elende der Totalität der Bevölkerung *).

nen zu betrachten. Natürlicher Weise wird der Fabrikherr dabei reich; aber für einen einzigen, unermeßlich Reichen müssen dann tausende einer völligen geistigen Stumpfheit und schauderhaften Rohheit anheimfallen; und da ohnehin bei diesen Leuten jeder Tag das, was sie gewinnen, auch verzehrt; so bleibt ewige Knechtschaft im Fabrikendienste mit allem damit verbundenen physischen und moralischen Elende, für immer das traurige Loos ihres schwer belasteten, und im ganzen genommen leider doch blos thierischen Lebens. — Unstreitig bringen Fabriken einem Lande manchen Nutzen; aber nur da, wo gleichsam die Natur selbst sie anlegt, oder wenigstens sehr merkbar darauf hindeutet; und von allen politischen Vorurtheilen ist keines verderblicher, als das stete Verwechseln des Mittels mit dem Zweck.

*) Die hier oben erwähnte Danielis war eine in Naupaktus wohnende Wittwe. Als Basilius in seiner Jugend noch in einer sehr untergeordneten Stelle nach Griechenland kam, nahm Danielis ihn in ihr Haus, ließ ihm reichliche Unterstützung zufließen, und setzte durch ihre außerordentliche Freigebigkeit ihn, und seine völlig verarmte Familie wieder in blühenden Wohlstand. Nachdem Basil den Thron bestiegen hatte, konnte die ehrwürdige Matrone ihrer Eitelkeit das Vergnügen nicht entsagen, ihren ehemaligen, nunmehr gekrönten Schützling in Constantinopel zu besuchen. Größerer Bequemlichkeit wegen wollte sich Danielis auf dieser Reise keines Fuhrwerkes, sondern einer

Sänfte bedienen. Auf einem Wege von ungefähr fünfhundert Stunden wurden demnach von Danielis Sclaven so viele vorausgeschickt, daß immer je zehen und zehen einander ablösend die Herrin in ihrer, mit allen Bequemlichkeiten versehenen Sänfte auf eine sehr mäßig vorgeschriebene Weite tragen konnten. Ihr voran gingen wahrhaft königliche Geschenke an den Kaiser. z. B. sechshundert Stücke der feinsten leinenen und seidenen Zeuge; die letztern mit tyrischer Farbe gemalt, zum Theil durch die künstlichsten Stickereien in Gold und Silber noch mehr verschönert, und mit ächten Perlen und edeln Steinen geziert. Ferner viele kostbare Teppiche, und zwar von solcher Größe, daß einer davon den ganzen Fußboden einer Kirche bedeckte. Mehrere ungemein große, mit seltener Kunst bearbeitete goldene und silberne Gefäße, endlich dreihundert der schönsten, prachtvoll gekleideten Jünglinge, und unter diesen hundert Verschnittene. In Constantinopel ward Danielis, gleich der Mutter eines Kaisers, auf das prächtigste empfangen. Sie setzte den Sohn des Kaisers, den Prinzen Leo zu ihrem Universalerben ein; verschenkte aber bei ihren Lebzeiten den größten Theil ihrer in Griechenland gelegenen Landgüter, bestimmte auch in ihrem Testamente sehr viele, und zwar ungemein bedeutende Legate, und als diese alle berichtiget waren, bestand der Danielis Verlassenschaft doch noch in einem ganz ungeheuern Vorrathe von geprägtem Golde und so vielem baarem Geld, daß man dieses gar nicht zu zählen vermochte — (**inventa auri signati ingens copia, ac pecuniae innumerabiles**) — ferner in einem Ueberfluß an goldenen und silbernen Gefäßen, den kostbarsten Gewanden, mehr als königlichem Hausgeräth, einer zahllosen Menge Sclaven, Last- und Zug-Vieh, und endlich in achtzig der größten Maierhöfe. Die Anzahl der Sclaven war so groß, daß deren neuer Herr, der Prinz Leo, oder dessen Vater Basilius, viertausend von denselben die Freiheit schenkte, und sie als eine Colonie nach Unteritalien, in die dort dem griechischen Reiche gehörigen, aber durch Krieg sehr verödeten Provinzen sandte. (**Combef., Script. p. Theoph. p. 195 et 96.**) — Selten möchte heute

dies Privatleuten, wie z. B. jener am Hofe von Constantinopel so sehr gefeierten, griechischen Matrone **Danielis**, in deren Händen sich unermeßliche, alles Verhältniß weit übersteigende Reichthümer zusammengehäuft finden; so ist dies Letztere schon ein sprechender Beweis von einem tief gesunkenen Wohlstand der Gesammtnation, und einem, jenen auf einigen Haufen zusammengeschütteten ungeheuern Reichthümern vollkommen entsprechenden Elende der Totalität der Bevölkerung *).

---

nen zu betrachten. Natürlicher Weise wird der Fabrikherr dabei reich; aber für einen einzigen, unermeßlich Reichen müssen dann tausende einer völligen geistigen Stumpfheit und schauderhaften Rohheit anheimfallen; und da ohnehin bei diesen Leuten jeder Tag das, was sie gewinnen, auch verzehrt; so bleibt ewige Knechtschaft im Fabrikendienste mit allem damit verbundenen physischen und moralischen Elende, für immer das traurige Loos ihres schwer belasteten, und im ganzen genommen leider doch blos thierischen Lebens. — Unstreitig bringen Fabriken einem Lande manchen Nutzen; aber nur da, wo gleichsam die Natur selbst sie anlegt, oder wenigstens sehr merkbar darauf hindeutet; und von allen politischen Vorurtheilen ist keines verderblicher, als das stete Verwechseln des Mittels mit dem Zweck.

*) Die hier oben erwähnte Danielis war eine in Naupaktus wohnende Wittwe. Als Basilius in seiner Jugend noch in einer sehr untergeordneten Stelle nach Griechenland kam, nahm Danielis ihn in ihr Haus, ließ ihm reichliche Unterstützung zufließen, und setzte durch ihre außerordentliche Freigebigkeit ihn, und seine völlig verarmte Familie wieder in blühenden Wohlstand. Nachdem Basil den Thron bestiegen hatte, konnte die ehrwürdige Matrone ihrer Eitelkeit das Vergnügen nicht entsagen, ihren ehemaligen, nunmehr gekrönten Schützling in Constantinopel zu besuchen. Größerer Bequemlichkeit wegen wollte sich Danielis auf dieser Reise keines Fuhrwerkes, sondern einer

Sänfte bedienen. Auf einem Wege von ungefähr fünfhundert Stunden wurden demnach von Danielis Sclaven so viele vorausgeschickt, daß immer je zehen und zehen einander ablösend die Herrin in ihrer, mit allen Bequemlichkeiten versehenen Sänfte auf eine sehr mäßig vorgeschriebene Weite tragen konnten. Ihr voran gingen wahrhaft königliche Geschenke an den Kaiser. Z. B. sechshundert Stücke der feinsten leinenen und seidenen Zeuge; die letztern mit tyrischer Farbe gemalt, zum Theil durch die künstlichsten Stickereien in Gold und Silber noch mehr verschönert, und mit ächten Perlen und edeln Steinen geziert. Ferner viele kostbare Teppiche, und zwar von solcher Größe, daß einer davon den ganzen Fußboden einer Kirche bedeckte. Mehrere ungemein große, mit seltener Kunst bearbeitete goldene und silberne Gefäße, endlich dreihundert der schönsten, prachtvoll gekleideten Jünglinge, und unter diesen hundert Verschnittene. In Constantinopel ward Danielis, gleich der Mutter eines Kaisers, auf das prächtigste empfangen. Sie setzte den Sohn des Kaisers, den Prinzen Leo zu ihrem Universalerben ein; verschenkte aber bei ihren Lebzeiten den größten Theil ihrer in Griechenland gelegenen Landgüter, bestimmte auch in ihrem Testamente sehr viele, und zwar ungemein bedeutende Legate, und als diese alle berichtiget waren, bestand der Danielis Verlassenschaft doch noch in einem ganz ungeheuern Vorrathe von geprägtem Golde und so vielem baarem Geld, daß man dieses gar nicht zu zählen vermochte — (**inventa auri signati ingens copia, ac pecuniae innumerabiles**) — ferner in einem Ueberfluß an goldenen und silbernen Gefäßen, den kostbarsten Gewanden, mehr als königlichem Hausgeräth, einer zahllosen Menge Sclaven, Last- und Zug-Vieh, und endlich in achtzig der größten Maierhöfe. Die Anzahl der Sclaven war so groß, daß deren neuer Herr, der Prinz Leo, oder dessen Vater Basilius, viertausend von denselben die Freiheit schenkte, und sie als eine Colonie nach Unteritalien, in die dort dem griechischen Reiche gehörigen, aber durch Krieg sehr verödeten Provinzen sandte. (**Combef., Script. p. Theoph. p. 195 et 96.**) — Selten möchte heute

6. Auch für die griechische Kunst und Wissenschaft beginnt jetzt in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts eine neue, glänzende Periode. Als in Alexandrien und in Athen, im Erstern durch die Eroberung der Sarazenen, in diesem durch die Einwanderung sclavonischer und bulgarischer Volksstämme, die einst so berühmten hohen Schulen erloschen, flüchteten sich auch im Orient Künste und Wissenschaften in die Klöster. Aber der Hauptsitz der Musen und griechischer Gelehrsamkeit ward das, durch eine Menge Privilegien ausgezeichnete, kaiserliche große Collegium in Constantinopel. Ehrentitel und Belohnungen jeder Art weckten den Eifer der dort zahlreich angestellten Lehrer, gewöhnlich sehr gelehrte und durchaus tadellose Männer, und ihrem Forschungsgeiste stand eine Bibliothek von mehr als dreißigtausend Bänden zu Gebote. Aber durch Leo des Isauriers unseligen Bilderstürmer Wahn ward, wie die Leser sich erinnern werden, dieses herrliche Collegium, des ganzen Reiches erste und vornehmste hohe Schule, sammt allen dazu gehörigen Gebäuden, und den darin wohnenden Professoren, nebst der so kostbaren Bibliothek ein Raub der Flammen *). Gleiche

zu Tage das Privatvermögen eines großen Fürsten, das heißt, von jenen, bei welchen es den neuern Staatssophisten gelungen ist, ihnen ihre Domaingüter abzuschwatzen, dem Reichthum dieser Danielis gleichkommen.

*) Dieses Collegium stand seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit wegen im ganzen Reiche in dem größten Ansehen. Sein Ruhm war selbst bis zu den Sarazenen gedrungen, und als Liebe zu den Wissenschaften auch unter Arabern erwachte, suchten die Kaliphen ähnliche Institute, nach dem Muster jenes in Constantinopel, in Bagdad zu errichten. In der hochtrabenden Sprache des Orients nannten die Griechen den Director des

Proscription erstreckte sich jetzt auch über alle Klöster. Die darin errichteten Schulen gingen demnach ebenfalls ein, und alle gelehrte Institute wurden von der blinden Wuth der Ikonoklasten von Grund aus zerstört. Daß ein roher Emporkömmling, wie der Isaurier, ein Feind der Künste und Wissenschaften war, läßt sich leicht begreifen. Aber auch alle Nachfolger aus seinem Hause, so wie die verschiedenen auf sie folgenden, und durch den, im Orient so häufigen Dynastienwechsel auf den Thron erhobenen Kaiser brandmarkten sich und ihre Regierung durch eine, nur bald mehr bald minder zur Schau gestellten Geringschätzung aller wissenschaftlichen Kenntnisse. Eine völlige Verachtung alles dessen, was den menschlichen Geist erheben und veredeln und das Leben verschönern konnte, ward demnach gleichsam Hofton, mithin von den Großen und Reichen nachgeahmt, und eine nothwendige Folge davon war nun eine immer dichter werdende Finsterniß, welche das oströmische Reich in dem ganzen achten Jahrhundert und dem größten Theil

---

Collegiums die Sonne der Wissenschaften, und die zwölf vornehmsten der unter ihm stehenden Professoren die zwölf Zeichen des Thierkreises. Natürlich war dem Kaiser Leo dem Isaurier, als sein Zerstörungswerk aller Bilder beginnen sollte, ungemein viel daran gelegen, ein so allgemein hochgeehrtes Collegium, dessen Entscheidungen von der ganzen griechischen Welt als Orakelsprüche betrachtet wurden, für seine Absichten zu gewinnen. Aber das Gutachten des Directors und seiner ehrwürdigen Amtsgenossen fiel gar nicht nach dem Wunsche des Kaisers aus; und da weder durch Versprechungen noch Drohungen eine, dem Wahn des Despoten günstigere Entscheidung erhalten werden konnte; so ließ Leo bei nächtlicher Weile Feuer anlegen, und in Geheim solche Anstalten treffen, daß weder Personen noch Sachen gerettet werden konnten.

des neunten bedeckte *). Aber jetzt in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts durchbrechen diese lange Nacht plötzlich einige Strahlen einer, auf das neue wieder aufgehenden wissenschaftlichen Morgenröthe, die, obgleich sie keinen Tag in seinem vollen Mittagsglanz erzeugt, dennoch den finstern Nebel nach und nach zertheilt, und den wissenschaftlichen Horizont des christlichen Orients um vieles wieder erhellt.

7. Vorzüglich wird unter den ersten Kaisern des basilischen Hauses ein ungemeines wissenschaftliches Treiben überall rege. Die Schätze des Alterthums werden wieder gesammelt und in öffentlichen Bibliotheken niedergelegt, und die vielen Scholiasten und Kritiker, von welchen zwar oft nicht viel mehr als blos ihre Namen auf uns gekommen sind, dienen zum Beweise, mit welchem Eifer man sich dem Studium des classischen Alterthums wieder hingab. Sogar im Purpur erschienen jetzt nicht selten die Musen, und selbst auf dem Throne verschmäht man nicht, das

---

*) Der Kaiser Theophilus z. B. mußte erst von den Sarazenen erfahren, daß er noch einige gelehrte Leute in seinem Reiche habe. Der Kaliph Motasem schickte ihm nämlich eine Gesandtschaft, und ließ einen gewissen Leo, der große astronomische Kenntnisse gehabt haben soll, und dem die Griechen nachher, obgleich mit großem Unrecht den Namen des Philosophen beilegten, sich von ihm ausbitten. Jetzt erst ward dem Theophilus dieser Mann bekannt. Dem sogenannten Beherrscher der Gläubigen schlug er demungeachtet dessen Bitte ab, jedoch nicht aus Achtung für Leos ihm gerühmte Gelehrsamkeit, sondern blos um Motasem zu kränken, und ihm zu zeigen, daß er Theophilus Etwas besitze, was der Kaliph zu besitzen sich fruchtlos so viele Mühe gebe.

Quadrivium zu studiren, und die gekrönten Schriftsteller betrachten die gelehrten Werke, die ihrer Feder entfließen, als eben so viele unvergängliche Denkmäler einer ruhmvollen Regierung. Unter den, nun nicht blos schützenden, sondern auch erwärmenden Strahlen des Thrones werden alle wissenschaftliche Zweige, Grammatik, Rhetorik, Poesie, Philosophie, Geschichte, reine und angewandte Mathematik, Staats- und Kriegskunst ꝛc. mit gleichem Eifer, jedoch nicht mit demselben, einige sogar mit nur geringem Erfolge bearbeitet *); da es aber darauf jetzt bei den Griechen nicht gerade ankommt, und nicht nur wahre, wie blos scheinbare Gelehrsamkeit, ja selbst schon ein excerpirter geistloser Apparat von Gelehrsamkeit jede Bahn zu Ehrenstellen und zum Reichthum ebnet; so schließt nun auch bald Constantinopel ein ganzes Heer von Gelehrten und Halbgelehrten innerhalb seiner Mauern ein.

8. Aber trotz diesen, an sich lobenswerthen Bestrebungen, gebricht es doch allen gelehrten Erzeugnissen der Griechen so wohl in dem zehnten, als eilften und zwölften Jahrhundert, und zwar ohne Unterschied und Ausnahme, durchaus an Geschmack,

---

*) Darin stimmen die gelehrtesten neuern Kritiker mit einander überein. — Von dem Zustande der griechischen Literatur bis zum völligen Untergange des Reichs wird übrigens in der Folge bei schicklicher Gelegenheit wie z. B. in der Regierungsgeschichte Leo des Weisen, noch mehrmals die Rede seyn; und zwar um so mehr, als man den Griechen nicht selten den Ruhm zugesteht, nach Constantinopels Eroberung durch die Türken, die wissenschaftliche Fackel nach dem Abendland gebracht, und mit dem angehäuften Vorrath ihrer wissenschaftlichen Kenntnisse nun auch die Lateiner nicht wenig bereichert zu haben.

wie an Fülle und Feinheit der Empfindung. Weder ihren Rednern noch Dichtern wird eine höhere Weihe zu Theil; und selbst den gepriesensten ihrer Werke fehlt es gerade an dem Unentbehrlichsten, nämlich an dem unverfälschten Stempel einer ungeschmückten kunstlosen Natur. Statt des Erhabenen finden wir überall blos Schwulst, Uebertreibung und Unnatur; und ein verworrener, mit unpassenden Bildern und Allegorien durchwebter phraseologischer Vortrag soll gewöhnlich den alltäglichsten Gedanken, und längst schon allgemein bekannten Wahrheiten bald den Reiz der Neuheit, bald gar den Schein einer ganz neuen Ergießung bewundernswürdiger Denkkraft ertheilen. Zudem ist endlich alles wissenschaftliche Streben und Treiben der Griechen in diesem Zeitraume völlig unproduktiv so wohl für die Kirche und den Staat, wie für die Veredlung des griechischen Geistes überhaupt. Die Nation bleibt immer das alte Sclavenvolk, Verfassung und Regierung stets derselbe ekelhafte, Geist und Menschenwürde ertödtende Despotismus, und der Griechen Kriegs- und Staatskunst blos eine leere Wortwissenschaft. Das größte Geheimniß der letztern besteht jetzt vorzüglich in kunst- und sinnreicher Erfindung einer Menge von Ceremonien und zahlloser, den Ehrgeiz eitler Griechen schmeichelnder Ehrentitel. Besonders erfinderisch hierin war der Kaiser Alexis *), und wirklich waren die neuen Würden, die er creirte, eine, man muß es gestehen, wahrhaft künstliche, immer höher führende Stufenfolge von Hoffnungen äußerer Ehre

*) Die Prinzessin Anna Commena, die Tochter des Alexis, erschöpft sich diesfalls in Lobeserhebungen auf ihren Vater, den sie den Erfinder dieser Fürsten-Kunst nennt, und ganz in Bewunderung über die tief darin liegende Staatsklugheit sich verliert.

und immer wachsendem, jedoch stets auch äußerst schwankendem Ansehen; denn wer auch die höchste, beinahe auf gleicher Linie mit dem Throne stehende Stufe erklommen hatte *), den konnte doch schon ein Wink des Kaisers sogleich wieder in die niedrigste Classe des gemeinen Volkes herabstürzen.

---

*) Dieß war die Würde eines Sebastokrators. Sie war höher als die des Cäsars. Bei den öffentlichen Acclamationen ward auch der Name des Sebastokrators genannt. Im Aeußern unterschied er sich von dem Kaiser blos durch eine kleine Veränderung in den Kleidungsstücken. Er trug nämlich keine purpurne, sondern grüne Halbstiefel; auch war die Krone, die sein Haupt zierte, mit ungleich weniger Perlen und Juwelen, als jene des Kaisers bedeckt. Nachher wurden noch einige andere neue Würden, nämlich die eines Despoten, Panhybersebastos und Protosebastos erdacht, und der Erstere über den Sebastokrator gestellt. Die fünf ersten und höchsten Würdeträger waren demnach der Despot, der Sebastokrator, Cäsar, Panhypersebastos und Protosebastos. Mit diesen Würden waren keine Aemter verbunden. Indessen übertrug man doch bisweilen, obgleich nur selten, denen, welche damit geschmückt waren, die Anführung eines Heeres. In ihrer Kleidung und Umgebung, wie in ihrem ganzen Aeußern glichen sie selbstständigen Fürsten, und wer sie nicht kannte, hätte jeden derselben für den wirklichen Monarchen gehalten, in dessen Gegenwart jedoch alle Größe und aller Glanz dieser Würdeträger sogleich dahinschwanden. Ueberhaupt gab es bei den Neu-Griechen eigentlich gar keinen Unterschied zwischen edler und gemeiner Geburt. Alle Vorzüge und Auszeichnungen waren blos persönlich, und die Quelle davon einzig und allein der Wille oder die Launen des Kaisers, und zwar nicht selten eines halb wahnsinnigen Kaisers; daher wir auch bald Beispiele sehen werden, daß selbst aus der gemeinsten und niedrigsten Klasse oft Leute ohne alles andere Verdienst, als blos, weil vielleicht der eine ein guter Wagenführer, der andere

9. Auch auf den äußern, wie innern Zustand der morgenländischen Kirche hat das Wiedererwachen griechischer Kunst und Wissenschaft nicht den mindesten, Segen und Gedeihen bringenden Einfluß. In dem hohen Clerus vermißt man immer mehr und mehr das kirchliche, wahrhaft apostolische Element. Die Bischöfe sammt der ganzen übrigen Geistlichkeit sind größtentheils blos salbungslose Diener des Ehrgeizes und der Schwungsucht der Patriarchen von Constantinopel; und so lange diesen es gelingt, sich in der Gunst des Kaisers zu erhalten, geht der wilde Despotismus der weltlichen Regierung in seiner ganzen, hier nur noch widerlichern Gestalt auch in das Kirchenregiment über *). Da nun offenbar

ein geschickter Flötenspieler war, plötzlich zu jenen ersten und höchsten Würden des Reiches erhoben wurden.

*) Der griechische Clerus wußte sich nie, wie der abendländische zu der ihm geziemenden Würde und Selbstständigkeit zu erheben. Besaß der Patriarch die Gunst des Hofes, so konnte er ein Despot, jawohl ein Tyrann in der Kirche seyn, blieb jedoch samt seiner ganzen Geistlichkeit, gleich dem geringsten der Unterthanen, dem Willen des Monarchen sclavisch unterworfen. Wie es ihm beliebt, setzte der Kaiser Patriarchen und Bischöfe ein und ab, versetzte sie nach Laune von einer Kirche zu der andern, unterwarf sie sogar den schimpflichsten Strafen, ließ z. B. auf Eseln sie in dem Cirkus herumführen, öfters verstümmeln und bisweilen tödten. Die griechische Geistlichkeit war ungleich reicher, als jene im Abendlande. Da aber der Kaiser diese Reichthümer geben und nehmen konnte; so ward gerade dadurch die griechische Kirche immer noch tiefer in die Knechtschaft unter der weltlichen Macht herabgedrückt. Durch Furcht und mehrfaches zeitliches Interesse gebunden und gefesselt, verstummten Bischöfe und Patriarchen in der Gegenwart des gewaltigen und allmächtigen Autokrators, und wenn bisweilen einer,

alle Symptome eines innern Verfalls der morgenländischen Kirche längst schon eingetreten waren; so darf man sich nicht wundern, daß es dem Photius, dessen ungemessenem Stolze ganz ungewöhnliche Verstandeskräfte zu Gebote standen, endlich wirklich gelang, den ohnehin halb verdorrten Ast von dem lebendigen und kräftigen Stamme auf immer loszureißen.

10. Den selbst nicht blöde Augen täuschenden Glanz also, der besonders in dem zehnten Jahrhundert das griechische Reich wieder umstrahlt, hat dasselbe demnach blos dem Waffenglücke seiner Heere, deren Siegen und glänzenden Eroberungen zu danken. Aber auch an diesem kriegerischen Ruhm, dieser Heldenglorie haben die Griechen wahrhaftig nur kleinen Antheil; denn die Siege, welche die Nicephorus, die Zimiszes, Romanus und andere erringen, sind größtentheils die Früchte der Tapferkeit der in griechischem Solde stehenden Truppen, meisten barbarische Völker, Slavonier, Bulgaren, Türken, Russen, Waräger rc., zum Theil auch das Werk einiger außerordentlicher militairischer Genies, die entweder durch einen Zusammenfluß ganz ungewöhnlicher Umstände sich selbst auf den Thron schwingen, oder doch demselben sich ganz nahe gestellt finden. Wenigstens haben die Griechen, wie auch Constantius VII. strategische und taktische Lehrbücher ganz gewiß nichts dazu beigetragen; denn während der letztere in seinen Schriften die Regeln der Castrametation, der Märsche und übrigen strategischen und

weder Gefängniß noch Verbannung fürchtend, zu widersprechen wagte; so war dieß eine seltene Erscheinung, die in der Folge immer noch seltener ward.

taktischen Evolutionen nach Weise der alten Griechen und Römer ganz richtig angab, wurden seine Heere von ganz unwissenden, des Krieges unkundigen Barbaren geschlagen, und er selbst, der große theoretische Strateg, ward in seiner Kaiserstadt von jenen belagert.

11. Man würde sich also sehr irren, wenn man das Ende des neunten Jahrhunderts, wie auch das zehnte, und einen Theil des eilften, als eben so viele Epochen einer stufenweiß höhern geistigen Entwickelung der Griechen halten wollte. Der Schimmer von äußerer Größe, der sie in diesem Zeitraum umgibt, ist, wie wir gesehen, mehr scheinbar als reel, zum Theil selbst blos von dem Zufall erborgt, hat in dem Geiste der Nation, wie in dem Charakter ihrer Verfassung und Regierung weder feste Grundlage, noch sichere Bürgschaft seiner Dauer, fängt daher schon nach hundert Jahren wieder an, nach und nach zu verbleichen, verschwindet endlich gänzlich gleich nach den ersten Decennien des zwölften Jahrhunderts, und die Majestät und antike Hoheit, worin wir noch das edle Haus der Commenen auf dem Throne erblicken, sind dann die letzten Strahlen einer für das griechische Reich auf immer untergehenden Sonne. — Wir ergreifen jetzt wieder den Faden der Geschichte da, wo wir, zu Folge des diesem Werke zu Grunde liegenden Plans, ihn in dem dreizehnten Bande abzubrechen genöthiget waren.

II.

1. Theodora und Michaël III. — Durch seinen, auf dem Sterbelager erklärten letzten Willen

hatte Kaiser Theophilus (842) seine Gemahlin, die Kaiserin Theodora zur Regentin des Reiches und Vormünderin seines kaum sechsjährigen Sohnes Michaël ernannt; aber auch einen, ihr zur Seite stehenden Staatsrath geordnet, an dessen Spitze der tapfere und edle Manuel und der Großlogothete*) Theoktistus standen. Sobald Theophilus die Augen geschlossen hatte, berief Manuel das Volk und die Truppen nach dem Cirkus; er selbst eilte dahin, um dem Sohne des verstorbenen Kaisers huldigen zu lassen. Bei dem Heere und dem Volke war Manuel gleich beliebt. Man kannte seinen kriegerischen Geist, seine Tapferkeit und strenge Tugend, und die Regierung einer Frau und eines Kindes konnte weder das Heer noch das Volk zu großen Hoffnungen berechtigen. Sobald also Manuel erschien, rief die ganze Versammlung wie mit einer Stimme: „Es lebe Manuel; viele Jahre dem von Gott geliebten Manuel!“ Aber mit zürnender Miene gebot dieser Stille. „Ihr „habt“, sprach er, „schon euern Herrn. Der ver„storbene Kaiser hat mich gleichsam an die Wiege „seines Sohnes gestellt, um dessen väterliches Erbe „gegen jeden Feind mit meinem letzten Blutstropfen

---

*) Logothete war anfänglich blos oberster Aufseher über sämmtliche Staatseinkünfte. Die ihm untergeordneten Beamten hießen ebenfalls Logotheten, zeichneten sich aber dadurch aus, daß sie ihrem Titel auch noch die Benennung des Finanzzweiges, dem sie vorstanden, beifügten, so hieß z. B. der Eine Logothet der Domainen, der Andere Logothet der Posten rc. Unter Heraclius Nachfolger wurde die Würde des eigentlichen Logotheten um vieles erhöhet, und mit seinem Departement auch jenes aller innern Zweige der Verwaltung vereinigt. Er hieß nun Großlogothete, und war das, was man heute zu Tage Großkanzler, oder Prinzipal-Minister zu nennen pflegt.

„zu vertheidigen. Dies ist meine heiligste Pflicht, „und in Erfüllung derselben besteht mein Stolz und „höchster Ruhm.“ Er selbst rief: „Es lebe Michaël III. und Theodora!“ Aber eine allgemeine düstere Stille herrschte jetzt in dem weiten Circus. Von keiner einzigen Stimme wurden Manuels Worte wiederholt. Entrüstet und mit erhöhter Stimme rief Manuel noch einmal: „Es lebe Michaël III. und Theodora!“ und von der Tugend des grauen Helden gezwungen, wiederholten nun Volk und Heer denselben frohen Zuruf. Nach herkömmlichem Gebrauch ward jetzt dem kaiserlichen Knaben als künftigem Beherrscher gehuldiget; worauf die Versammlung, voll Bewunderung der Größe des Mannes, der selbst eine ihm freiwillig angetragene Krone verschmäht hatte, sich wieder trennte.

2. Nichts ist einem Staate verderblicher als der Conflikt entgegengesetzter religiöser Lehren; und als eine eben so kluge, als wahrhaft fromme Fürstin, machte daher Theodora es sich zur ersten Aufgabe ihrer nunmehr angetretenen Regentschaft, der Kirche wieder den Frieden zu geben, die Gewissen ihrer Unterthanen zu entfesseln, und die Einheit des Glaubens zwischen Rom und der morgenländischen Kirche wieder herzustellen. Den Beschlüssen des zweiten allgemeinen Conciliums von Nicäa, mithin der wahren Lehre der Kirche über die Verehrung der Heiligen, deren Reliquien und Bildnisse ꝛc. war Theodora in ihrem Herzen stets treu geblieben, und als Regentin eines großen Reiches wünschte sie nun aus religiösen, wie aus Staatsgründen, daß alle, ihrem und ihres Sohnes Scepter unterworfenen Völker sich zu eben dieser, von der allgemeinen Kirche längst schon angenommenen Lehre bekennen möchten. Leider standen der Ausführung dieses Wun-

sches große Hindernisse im Wege. Auf dem Patriarchenstuhl von Constantinopel saß ein wüthender Ikonoklast, der berüchtigte, unsern Lesern längst schon bekannte Johannes Lecanomantes. Ein großer Theil der Metropolitan- und Suffragan-Bischöfe war demselben Wahn ergeben; ebenso auch viele Senatoren und Großen am Hof, endlich die ganze zahlreiche, ebenso stupide, als unwissende Masse des gemeinen Pöbels von Constantinopel. Selbst der treue und redliche Manuel rieth der Regentin, in den kirchlichen Angelegenheiten keine Neuerungen zu machen, alles, wie es unter den letzten Kaisern bestanden, unangetastet zu lassen.

3. Manuel gehörte längst schon nicht mehr zur Parthei der Bilderstürmer. Auf einer Reise durch Klein-Asien von einem frommen Mönche über den grausamen Wahn dieser Sekte gehörig belehrt, hatte er schon vor mehreren Jahren sich der wahren Lehre wieder hingewandt, und jetzt blos aus Furcht vor Aufstand und Empörung während einer Minorität, der Kaiserin jenen Rath ertheilt. Aber nun ward er plötzlich von einer gefährlichen Krankheit befallen, und sein Uebel machte so schnelle und furchtbare Fortschritte, daß schon nach wenigen Tagen die Aerzte ihn ohne Rettung für verloren hielten. Jetzt an dem Rande des Grabes, wo jede Täuschung schwindet, und der Gedanke an die Ewigkeit jedes irdische Interesse des Lebens verschlingt, erschien ihm jene wichtige Angelegenheit der Kirche in einem ganz andern, ungleich reinern Lichte. Er machte ein Gelübde, daß, wenn Gott ihm seine Gesundheit wieder schenken würde, er der Regentin frommes Vorhaben aus allen Kräften befördern wolle. Zum Erstaunen der Aerzte genaß Manuel in kurzer Zeit; und von jeher seinem, den Menschen

gegebenen Worte stets treu, erfüllte der Edle nun um so gewissenhafter das, seinem Gott gemachte Versprechen. Der Entschluß der Kaiserin, die Verehrung der heiligen Freunde Gottes, deren Reliquien und Bildnisse wieder in der Kirche einzuführen, ward also vor den Staatsrath gebracht. In seinem Herzen hatte der Großlogothet Theoktistus ebenfalls von jeher die Wuth der Bilderstürmer verabscheut. Er und Manuel unterstützten also mit den einleuchtendsten Gründen den Antrag der Kaiserin. Nach jenen Beiden war Bardas, Theodorens Bruder, der drittte und einflußreichste im Staatsrath. Er war zwar ein durchaus schlechter, grundsätzloser Mensch und, gleich jedem seichten oberflächlichen Kopf, höchst gleichgültig für alles, was Religion, Kirche und Glaubenslehren betraf. Aber um sich noch höher emporzuschwingen, suchte er das Zutrauen seiner Schwester zu gewinnen, und erklärte sich demnach jetzt sogleich mit der größten Wärme für die Nothwendigkeit, unverzüglich zur alten Lehre der Kirche wieder zurückzukehren. Alle übrigen Mitglieder des Staatsraths stimmten bei, theils aus Ueberzeugung, theils auch aus Furcht, die Gunst der Kaiserin und deren angesehensten Räthe zu verscherzen.

4. Indessen foderte die Ausführung dessen, was jetzt im Staatsrath war beschlossen worden, die größte Klugheit und Vorsicht. Am meisten hatte man den verschmitzten, stolzen und durchgreifenden Johannes Lecanomantes und dessen nicht wenig zahlreichen Anhang zu fürchten. Theodora wollte zuerst den Weg der Güte versuchen. Sie ließ dem Patriarchen ihren Entschluß bekannt machen, und ihn versichern, daß, wenn er sich der Ausführung desselben nicht widersetzen, sondern vielmehr behülflich dabei seyn wollte, er nicht nur ungestört auf sei-

nem Patriarchenstuhle bleiben, sondern auch noch fernere Beweise der kaiserlichen Gnade erhalten sollte. Lecanomantes begehrte einige Tage Bedenkzeit. Aber kaum hatte der Bote der Kaiserin sich entfernt, als er mit Hülfe einiger seiner Diener sich an mehrern Orten seines Körpers leicht verwundete, und mit Blut bespritzt aus den Fenstern des bischöflichen Palastes das Volk gegen Mörder zu Hülfe rief, die die Kaiserin gegen ihn ausgesandt habe. In einem Augenblick war eine Menge gemeinen Volkes beisammen. Bald zog die Neugier neue Schaaren des zahlreichen, stets müßigen Pöbels von Constantinopel herbei. Voll Abscheu gegen eine so ruchlose That, ergossen sich schon unter tumultarischem Geschrei und Verwünschungen gegen die Kaiserin, zahlreiche Haufen in die benachbarten Straßen, und der förmliche Ausbruch eines, leicht höchst gefährlich werdenden allgemeinen Aufstandes schien gar nicht mehr ferne. Zum Glücke hatte man in dem Palaste bei Zeiten Kunde von dem ganzen Vorfall erhalten. Bardas eilte sogleich nach der Wohnung des Patriarchen, und die Verrätherei des Lecanomantes ahnend, ließ er durch mehrere, in der Eile herbeigerufene Aerzte die Wunden desselben genau untersuchen. Sie waren alle nur ganz leicht und ohne die mindeste Bedeutung. Nirgends war die Hand eines Mörders sichtbar; und als auch noch die Bedienten des Patriarchen hervortraten, ihren Herrn verriethen und sogar die Lanzette vorzeigten, mit der er, unter ihrem Beistande, sich selbst verwundet hatte, wüthete das leicht gewandte Volk nun eben so sehr gegen den Lecanomantes, als es vorher gegen dessen vermeindliche Mörder getobt hatte. Sicher wäre die Wohnung des Patriarchen von dem Pöbel gestürmt worden, hätte nicht Bardas das Volk bald wieder zu besänftigen gewußt. In wenigen Stun-

den waren Ruhe und Ordnung wieder hergestellt, und Theodora konnte nun, ohne die mindeste bedenkliche Folge befürchten zu müssen, den Patriarchen, weil des Hochverraths schuldig, aus Constantinopel verbannen, und in einem von der Stadt ziemlich weit entfernten Kloster einsperren lassen. In seiner eigenen Schlinge gefangen, war jetzt der ärgste Feind und Widersacher der Wahrheit auf immer unschädlich gemacht.

5. Theodora war nun gesonnen, ein zahlreiches Concilium nach Constantinopel zu berufen. Aber um sich eines erwünschten Erfolges zu versichern, waren kluge und kräftige Vorkehrungen nöthig. Von jeher sah man stets zu jeder Zeit eine Menge fremder Bischöfe in Constantinopel; die wenigsten davon dringender Geschäfte wegen, die mehrsten blos um Hofluft einzuathmen, oder weil sie die Zerstreuungen einer großen, geräuschvollen und genußreichen Hauptstadt der stillen Einsamkeit ihrer bischöflichen Sitze vorzogen. Von diesen bekamen nun alle, von welchen man wußte, daß sie hartnäckige Ikonoklasten wären, die Weisung, unverzüglich nach ihren Diöcesen zurückzukehren. Auf diese Weise sah sich Theodora von vielen, sowohl durch ihr Ansehen, als durch ihre geheimen Intriguen ihr höchst lästigen Gegnern auf einmal befreit. Aber nun öffneten sich auch auf ihren Befehl alle Gefängnisse im ganzen Reiche und alle, unter Theophilus tyrannischer Regierung eingekerkerte Bischöfe, Aebte, Priester und Mönche erhielten ihre Freiheit, und die Erlaubniß, wieder in ihre Kirchen oder Klöster zurückzugehen. Auch von den mehrsten Senatoren und den ersten und angesehnsten Reichsbeamten suchte man in Geheim deren Gesinnungen und Grundsätze in Ansehung der jetzt auf das neue

wieder in Frage gestellten kirchlichen Lehre zu erforschen; und zu ihrer größten Zufriedenheit überzeugte sich die Kaiserin, daß die Anzahl der ächten Katholiken nicht blos unter der Geistlichkeit, sondern auch unter den Großen, so wie in allen Ständen des Volkes eine ganz unverhältnißmäßige Majorität bilde. Ohne länger zu zögern, versammelte also jetzt die Kaiserin ein ungemein zahlreiches Concilium. Nicht nur Bischöfe, auch Aebte, Priester, Mönche und eine Menge Senatoren und weltliche Großen wohnten demselben bei. Die Sitzungen wurden in dem Palaste des Kaisers gehalten. Da die Catholicität der Regentin wie des gesammten Staatsraths allgemein bekannt war; so fesselte auch keine Furcht mehr die Zungen. Viele, die blos aus Kleinmuth und Geistesschwäche sich zu der Sekte der Ikonoklasten bekannt hatten, waren jetzt froh, ein offenes und besseres Bekenntniß ablegen zu können; und da man noch überdies sehr weislich alle jene Bischöfe, deren verknöcherter Wahn die Bemühungen der Kaiserin, wenn nicht hintertreiben, doch um vieles hätten erschweren können, nicht zu dem Concilium berufen hatte; so entsprachen nun die Beschlüsse der versammelten Väter vollkommen den gerechten Erwartungen der Regentin. Einstimmig ward die Glaubensdefinition des zweiten ökumenischen Conciliums von Nicäa in Betreff der Verehrung der Heiligen, deren Reliquien und Bildnisse ꝛc. angenommen, und gegen die Ketzerei der Ikonoklasten das Anathema ausgesprochen. Alle unter den vorigen Regierungen gemachte und den Beschlüssen des Conciliums von Nicäa entgegenlaufende Verordnungen wurden aufgehoben, und als ketzerisch und gottlos verdammt. Johannes Lecanomantes, weil hartnäckig in seiner Irrlehre verharrend, ward der Patriarchenwürde entsetzt, aller priesterlichen Verrichtung

für unfähig erklärt, und an dessen Stelle der fromme gelehrte Abt Methodius, der unter Theophilus Regierung, in Banden und unter Schmach und Geißelung so manches ehrenvolle Bekenntniß abgelegt hatte, zum Lohn seiner Standhaftigkeit, auf den Patriarchenstuhl erhoben. Die versammelten Väter verordneten noch ferner, daß alle Bischöfe, welche sich nicht zu dem zweiten Concilium von Nicäa bekennen würden, alsogleich ihre Kirche verlassen, und diese andern rechtgläubigen Bischöfen gegeben werden sollten.

6. Die Weihe des Methodius zum Patriarchen von Constantinopel ward auf den folgenden Tag, den ersten Sonntag in der Fasten, festgesetzt. Die ganze Nacht über beharrten die Kaiserin, der neue Patriarch, viele Bischöfe und andere Geistlichen einmüthig in dem Gebete in der Blackerner Kirche, Gott unter Hymnen und Psalmen-Gesang dankend für den, der Wahrheit geschenkten Sieg und der Kirche wieder gegebenen Frieden. Am Tage der Consecration selbst war die Kirche herrlich beleuchtet, mit Bildern und heiligen Vorstellungen prächtig geschmückt und ungemein groß der Zulauf des von allen Seiten herbeiströmenden Volkes. Nach beendigter Feier gab die Kaiserin den Bischöfen und Aebten, wie allen Senatoren und Großen ihres Hofes ein festliches Mahl; und nun ergab es sich, daß die ikonoklastische Ketzerei, trotz ihrer nur selten, und stets nur auf sehr kurze Zeit unterbrochenen Dauer von hundert und sechszehn Jahren, dennoch nichts weniger, als sehr tiefe Wurzeln geschlagen hatte; denn allgemein war der Jubel in der Hauptstadt, wie in den Provinzen über die eingetretene Veränderung und die glorreiche Befreiung der Kirche von dem Joche blutigen ketzerischen Wahnes. Um das Andenken an dieses glückliche Ereig-

niß zu verewigen, verordnete der neue Patriarch einen jährlichen Festtag. Man nannte die Feier desselben das Fest der Orthodoxie, und bis auf den heutigen Tag wird es noch jedes Jahr, am ersten Sonntag in der Fasten, von der griechischen Kirche gefeiert.

7. Der abgesetzte ehemalige Patriarch Lecanomantes betrug sich in seinem Kloster gleich einem Wahnsinnigen. Um seine Wuth gegen die Bilder auszulassen, stieß er jedem, dessen er in dem Kloster habhaft werden konnte, die Augen aus. Als die Mönche sich endlich bei der Kaiserin darüber beklagten, befahl Theodora, dem Rasenden ebenfalls die Augen auszustechen. Da jedoch von mehrern Seiten Fürbitte für ihn eingelegt ward, nahm die Fürstin ihr Urtheil wieder zurück, und überließ die Bestrafung des Verbrechens ihrem Staatsrath, der sich damit begnügte, den Ruhestörer zu zweihundert Hieben mit Ochsenzähmern zu verurtheilen. Mit demselben Maße, welches Lecanomantes, solange er auf dem Patriarchenstuhle saß, so vielen frommen Aebten, Mönchen und rechtgläubigen Laien einst vormessen ließ, ward ihm zur gerechten Vergeltung nun ebenfalls ausgemessen.

8. Um die Kirche hatte sich Theodora jetzt große Verdienste erworben; aber nicht minder sorgenvoll für ihre Völker war auch ihre übrige Regierung. Sie schaffte mehrere der drückendsten Steuern ab, beschränkte durch weise Gesetze den ungeheuern Aufwand des Hofes, vermehrte durch sparsamen Haushalt mit jedem Jahre den kaiserlichen Schatz, suchte die, durch Krieg verödeten Grenzprovinzen wieder zu bevölkern, und eben so besorgt für die geistigen, wie leiblichen Bedürfnisse ihrer Völker,

machte sie die Schulen und öffentlichen Erziehungs-anstalten zu einem Hauptgegenstand ihrer, über alle Zweige der Verwaltung sich verbreitenden Aufmerksamkeit. Auch dem Geringsten ihrer Unterthanen gestattete sie freien Zutritt zum Throne, war dabei freundlich und herablassend gegen Jedermann, und da sie allen Statthaltern und Richtern stets schonende und menschliche Behandlung selbst der gröbsten Verbrecher empfahl, so waren während ihrer vierzehnjährigen Regentschaft Todesstrafen oder Verstümmelungen nur äußerst seltene Ereignisse; kurz, Theodora herrschte mit eben so viel Milde als Weisheit. Nur in ihren Kriegen mit auswärtigen Feinden war diese treffliche Fürstin weniger glücklich. Natürlicher Weise konnte sie nicht selbst sich an die Spitze ihrer Heere stellen, mußte also die Führung derselben Andern überlassen. Unglücklicher Weise wollte der Großlogothet Theoktistus, der durch weise und kluge Verwaltung sich Ehre erworben, nun mit dem Ruhm eines ausgezeichneten Staatsmannes auch jenen eines großen Feldherrn vereinigen. In dem ungetheilten Besitze des Zutrauens der Kaiserin erhielt er leicht, was er begehrte, und die liebenswürdige Theodora hatte nun die, obgleich ihr hier sehr verzeihliche Schwachheit, einem Großkanzler auch die Leitung des Kriegswesens und die Anführung des Heeres zu überlassen. Mehrere Jahre nach einander übertrug sie ihm den Oberbefehl über die sämmtliche Land- und Seemacht; und am Ende jedes Jahres kehrte er entweder mit Verlust eines Heeres oder einer Flotte wieder nach Constantinopel zurück. Stets gelang es ihm jedoch, sich in den Augen der Kaiserin zu rechtfertigen. Nach seinem letzten unglücklichen Feldzug warf Theoktistus alle Schuld der erlittenen Schmach auf den Bardas, den nun die Kaiserin, der die Schlechtigkeit

ihres unwürdigen Bruders längst schon kein Geheimniß mehr war, vom Hofe und aus Constantinopel verbannte. Immerhin mochte die Entfernung eines solchen Menschen vom Hofe und den Staatsgeschäften für das Reich eine, wenn auch nicht völlige, doch wenigstens nicht ganz unbedeutende Entschädigung für den Verlust eines Feldzuges gewesen seyn.

9. Da unter ihrer Regierung das Kriegsglück den griechischen Waffen nicht günstig seyn wollte, so bestrebte sich Theodora, mit allen, das Reich umwohnenden Völkern in freundschaftlichen Verhältnissen zu leben, und auf diese Weise ihren Völkern den Frieden und alle Segnungen desselben zu erhalten. Diesem Vorsatze blieb die eben so kluge als fromme Fürstin die ganze übrige Zeit ihrer Regentschaft treu, und vermehrte dadurch nur um so mehr ihre gerechten Ansprüche auf die allgemeine Liebe und Dankbarkeit aller Provinzen ihres Reiches. Indessen fiel es doch dem Bulgaren-König Bogoris endlich ein, Theodorens friedliebende Gesinnungen zu misdeuten. Durch seinen Gesandten ließ er jährlichen Tribut von ihr fodern. Aber der Kaiserin trozzige und entschlossene Antwort machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er dem ungewissen Erfolge des Krieges einen dauerhaften Frieden vorzog, den ohnehin das gegenseitige Handelsinteresse beider Nationen gebieterisch verlangte, und der noch überdieß auch bald darauf die Bekehrung der ganzen bulgarischen Nation zum Christenthum zur Folge hatte. Von den sonderbaren Wegen, auf welchen es dem Ewigen gefiel, die Leuchte des Evangeliums auch zu den Bulgaren gelangen zu lassen, wird später in der speciellen Kirchengeschichte noch umständlicher die Rede seyn, besonders da dieses an sich für die Kirche höchst erfreuliche Ereigniß dennoch leider eine Quelle neuer Zwistigkeiten zwischen Rom und Constantinopel ward.

10. Nur Schade, daß die grausame und blutige Verfolgung der Manichäer oder Paulicianer Theodorens sonst so weise und milde Regierung beflecken mußte. Daß eine nicht blos sehr fromme, sondern auch eben so staatskluge Fürstin die gottlose Sekte in ihren Staaten nicht dulden, mithin diese sobald als möglich davon säubern wollte, dies verdient gewiß das größte Lob. Aber gerechter Tadel trifft Theodora, daß sie die Bekehrung dieser Verirrten, in welche Laster sie auch versunken seyn mochten, nicht der Kirche und deren Dienern, sondern ihren Kriegsbeamten überließ, die, um den Manichäismus auszurotten, nun freilich kein anderes Mittel kannten, als Galgen und Henkerbeile. Theodorens Wunsch war es, daß die Sekte völlig erlöschen möchte; aber durch der kaiserlichen Beamten unkluge Behandlung bekam dieselbe immer nur neue, noch stärkere Nahrung; und obgleich in dem kurzen Zeitraume von kaum zwei Jahren mehr als hunderttausend Paulicianer unter den Händen zahlloser Henker bluteten, war doch die Sekte nie stärker, zahlreicher und blühender, als gerade während der Regierung Theodorens und ihres Sohnes, Michaels III. Gewöhnlich ist der Uebergang vom Fanatismus zur Wuth und völligen Raserei eben so leicht als schnell. Bei der unmenschlichen Behandlung, die die Manichäer oder Paulicianer einige Jahre erduldeten, mußten nothwendig sich endlich Wuth und Verzweiflung der Gemüther bemächtigen. Wie in einem gemeinschaftlichen Brennpunkt, concentrirten sich daher jetzt in der verfolgten Sekte die wildesten Leidenschaften im Bunde mit allen nur gedenkbaren Verbrechen und Lastern; und von den benachbarten Emios geschützt, erhob sich in den Gebirgen Armeniens nun gar ein förmlicher manichäischer Raub- und Freistaat, der, beinahe dreißig

Jahre seine Unabhängigkeit behauptend, über Klein-Asiens schönste Provinzen unübersehbares Elend herbeiführte *).

11. Noch ungleich unheilbringender für das Reich, für Theodora selbst und ihren ungerathenen Sohn war dessen völlig vernachlässigte, nicht einmal auf Verfeinerung seiner thierischen Menschheit sich erstreckende Erziehung. Aber auch diesfalls kann die unglückliche Mutter kein gerechter Tadel treffen, und grundlos und offenbar geschichtwidrig ist der, ihr bisher von einigen neueren Geschichtschreibern gemachte Vorwurf, als habe sie vorsätzlich ihrem Sohne keine, oder nur eine höchst schlechte Erziehung gegeben, absichtlich die Fortschritte seiner Vernunft gehemmt, blos um dessen Unmündigkeit, und mit dieser ihr vormundschaftliches Regiment zu verlängern, und bei ihres Sohnes sich endlich kundgebender, gänzlicher Unfähigkeit zur Regierung, sich ausschließlich der Herrschaft zu bemächtigen. Nur in Ansehung ihrer weisen und milden Regierung stehet Theodora auf gleicher Linie mit der Kaiserin Irene; theilte aber nie deren unmäßige, jedes mütterliche Gefühl in ihrer Brust erstickende Herrschsucht. — Einem Heuchler ohne Gleichen, auf dessen Lippen stets die Worte Tugend und Religion schwebten, denen er jedoch in seinem, bis in die geheimsten Fasern verdorbenen Herzen offenbar nur höhnte, aber, geübt in allen Künsten der Verstellung, seine tiefe Verworfenheit unter einem ungemein einnehmenden, selbst Zutrauen einflößenden Aeußern zu verbergen wußte, war es gelungen, die Gutmüthig-

*) Man sehe die Fortsetzung 12. Band, Abschnitt 11 §. 8. und 9.

keit der arglosen Fürstin so zu täuschen und zu gewinnen, daß sie ihm bald nach dem Antritt ihrer Regentschaft die Erziehung ihres Sohnes, des künftigen Beherrschers so vieler Völker, mit unbeschränktem Zutrauen übertrug. Mit der Verwaltung eines ungeheuern Reiches und der Leitung dessen, besonders im Anfange so schwierigen und verwickelten äußern Verhältnisse beschäftiget, hatte Theodora weder Zeit noch die nöthige Ruhe des Geistes, dem, einer frommen Mutter sonst so süßen Geschäfte der ersten Bildung und Erziehung ihres Sohnes sich hinzugeben, in dessen kindlichem Gemüthe den Sinn für das Göttliche zu wecken, die ersten und wichtigsten Grundwahrheiten der Religion frühzeitig dem, noch jedem Eindruck offen stehenden Herzen einzuprägen, und mit ängstlich mütterlicher Sorgfalt über dieses so lange zu wachen, bis dessen Regungen der nach und nach immer mehr erstarkende Geist nur einigermaßen zu gebieten im Stande ist *). Alles dieses mußte

*) Auch in der Erziehung, und vorzüglich in dieser muß vor Allem das Reich Gottes gesucht und gegründet, mithin so frühe als möglich, ja selbst schon bei dem noch kaum lallenden Säugling damit der Anfang gemacht werden. Aber diese frühzeitige Gründung des Reiches Gottes in der Seele des Kindes, das heißt, diesen ersten Unterricht, der folglich kein anderer als ein religiöser seyn kann, vermag niemand als die Mutter zu ertheilen. Nur ihrem, von Liebe geschärftem mütterlichen Blicke ist es gegeben, das anfänglich so unmerksame Aufsprossen der ihrer Pflege überlassenen zarten Pflanze richtig zu beobachten, um in den nur langsam und allmählig sich entwickelnden Thätigkeiten des Verstandes, wie in der rege werdenden Phantasie, und der mit dieser gleichen Schritt haltenden Reizbarkeit des Gefühls sogleich den Sinn für das Wahre, für das Heilige und Göttliche zu wecken, und dann nach und nach in das für jede, auch die

sie dem, der um ihr Zutrauen sie betrogen, unbe-

leiseste Berührung so empfindsame kindliche Herz jenen heiligen, dem alltäglichen Weltmenschen freilich unverständlichen Mysticismus zu verpflanzen, welcher nichts anders ist, als eine endlich zur andern Natur werdende Fertigkeit, in jeder Erscheinung das Göttliche zu ahnen, in Allem stets Gott zu erblicken, überall seine unmittelbare Nähe lebendig zu fühlen, alles auf Ihn zu beziehen und — was dann von selbst erfolgt, sich, wie das Kind an das Herz der Mutter, eben so auch an den Busen unendlich göttlicher Liebe und erbarmender Leitung sorgenlos zu schmiegen. Hiezu kann später in den Schulen nie der Grund gelegt werden; auch der frömmste Erzieher, wäre er selbst einer der geliebtesten Schüler des heiligen Ignatius, vermag ihn kaum mehr zu legen; da ohnehin, wenn der Knabe den männlichen Händen übergeben wird, gewöhnlich die ersten, feinsten, und leider so wenig beachteten Blüthen des kindlichen Gemüthes schon abgefallen sind. Also nur dem mütterlichen Herzen allein bleibt dieses eben so süße, als heilige Tagwerk vorbehalten. Da jedoch niemand einen andern zu Etwas machen kann, was er nicht selbst ist; so folgt auch daraus, daß hier nur von einer frommen, tief in ihrem Innern vom Geiste wahrer Religiosität ergriffenen Mutter die Rede seyn kann. Aber welcher überschwänglicher Segen waltet dann auch nicht über einer solchen mütterlichen Erziehung! Unauslöschbar ist ihr Eindruck. Selbst in dem Herzen des Mannes werden die, ihm als Kind so bekannten, lieblichen Töne der mütterlichen Stimme nie verhallen; und wie Viele hat nicht schon die Rückerinnerung an die Lehren einer geliebten und liebevollen Mutter selbst mitten aus dem Tumult der Leidenschaften und dem betäubenden Gewühl eines frivolen Weltlebens wieder auf die ernste Bahn der Tugend und Religion zurückgeführt? Beweise hierüber, und zwar in Menge, liefert die Lebensgeschichte nicht nur vieler Heiligen, sondern selbst einer Menge anderer, auch in der Welt durch ächte Religiosität ausgezeichneter, großer Charaktere. Schwerlich würde vielleicht

dingt überlassen. Aber dieser Elende machte es sich jetzt gleichsam zu einer ganz besondern Aufgabe, die gerechtesten Erwartungen der Kaiserin, so wie des Staates und der Kirche auf immer zu vereiteln, die Seele seines kaiserlichen Zöglings bis in dessen feinsten Gedanken-Organe zu vergiften, jeden Funken von Edelmuth und Tugend in ihm zu ersticken, und ihn zu einem, an groben Ausschweifungen, pöbelhaften Sitten und Gesinnungen, und der schrecklichsten Irreligiosität, alles noch weit übertreffenden, völlig vollendeten Bösewicht zu erziehen. Nicht nur daß er gleich vom Anfange schon allen, und selbst den sündhaftesten Neigungen seines Zöglings stets schmeichelte, schon dem Knaben bei jeder Gelegenheit den Taumelkelch seiner künftigen Allmacht an die Lippen hielt, und die nach und nach in ihm erwachenden Leidenschaften immer noch mehr zu entflammen suchte; sein Streben ging auch vorzüglich dahin, das Laster aus Grundsätzen, mit Anerkennung und völligem Bewußtsein dem Knaben und Jüngling als einzige, ihn künftig leidende Lebensregel darzustellen. Ihm zufolge waren blos Vergnügen und Sinnengenuß des Lebens einziger und höchster Zweck, und die Macht, allen, selbst den gröbsten Lüsten ungescheut zu fröhnen, des Menschen größtes Glück; und wie gierig Theodorens unglücklicher Sohn diese giftigen Lehren einschlürfte, davon werden wir jetzt gleich die traurigen Beweise sehen. Als die Früchte dieser saubern Erziehung nach und nach zu reifen anfingen, und die Kaiserin den schreck-

die Kirche schon seit Jahrhunderten Ludwig IX. von Frankreich als einen Heiligen verehren, wäre nicht die eben so fromme, als geistreiche und schöne Königin Blanca dessen Mutter und erste Erzieherin gewesen.

lichen Abgrund überschaute, an dessen Rand ihr dem Verderben geweihter Sohn dahin taumelte, wollte sie den Verführer von ihm entfernen. Aber leider war es jetzt zu spåte. Der Bösewicht war in der Gunst des jungen Kaisers, den er auf gleicher Stufe eigener Schlechtigkeit hinaufgezogen hatte, schon viel zu fest gewurzelt. Auch das zahlreiche Hofgeschmeis, das jener in sein Interesse zu ziehen gewußt hatte, widersetzte sich durch sein geheimes Intriguenspiel dem Vorhaben der Kaiserin; und so mußte nun Theodora, das Unglück und den künftigen Fall ihres Sohnes schon voraus ahnend und bejammernd, ihn rettungslos seinem verhångnißvollen Schicksale überlassen.

12. Sobald Michaël sein sechzehntes Jahr erreicht hatte, wollte er den Staats- und Regierungsgeschäften nicht långer mehr fremd bleiben. Gerne gestattete ihm Theodora einigen Antheil daran. Aber eben so unwissend als tråge, und keines ernsten Gedankens, viel weniger noch einer anhaltenden Anstrengung fähig, gebrauchte er seinen Einfluß blos, um die Kaiserin, seine Mutter zu kränken. Durch seine Zudringlichkeit zwang er sie, ihren nichtswürdigen Bruder, den Bardas wieder nach Constantinopel und an den Hof zurückzurufen. Bald darauf wollte er seinen bisherigen Erzieher, oder vielmehr schändlichen Verführer, dessen Verrichtungen nun ein Ende hatten, den er jedoch stets in seiner Nähe zu haben wünschte, zu einer der ersten und höchsten Würden im Reiche erheben. Aber diesmal zeigte Theodora eine unerschütterliche Festigkeit. „Dergleichen Würden," sagte sie zu ihrem Sohne, „sind die „Zierden und Stützen des Throns, und man würde „sie in Schandsäulen verwandeln, wenn man sie „solchem Nichtswürdigen, wie jener Mensch ist, er-

„theilen wollte.“ — Michaël verstummte; der elende Günstling verlor sich unter dem Gewühle der übrigen Hofleute, ward bald vergessen, und sank in seine ehemalige Dunkelheit, aus welcher man ihn nie hätte herausziehen sollen, wieder zurück.

13. Sobald Bardas wieder nach Constantinopel und an den Hof zurückgekehrt war, suchte er um jeden Preis des jungen Kaisers Zutrauen zu gewinnen. Schwer war dies nicht; denn um Michaëls Gunst zu erhalten, durfte man nur eben so lasterhaft seyn als er, und um in jener immer höher zu steigen, ihn blos an Lastern und Thorheiten noch übertreffen; und in beiden war Bardas ein wahrer Virtuose. Seine Schwester, die Kaiserin, haßte er von ganzem Herzen; und da er nur auf ihrem Sturz das Gebäude seiner eigenen künftigen Größe erheben zu können hoffen durfte; so vereinigten sich jetzt in ihm Haß und Ehrgeiz, um die edle Fürstin zu stürzen und von den Geschäften gänzlich zu entfernen. So lange der redliche und furchtlose Manuel, und der staatskluge, der Kaiserin völlig ergebene Theoktistus an der Spitze des Staatsraths standen, schien dem Bardas die Ausführung seines Vorhabens unmöglich. Nur durch ihre bisherige Einigkeit und ihr stets gemeinschaftliches Streben waren Manuels und Theoktistus Einfluß und Ansehen so hoch gestiegen. Um sie zu stürzen, bedurfte es also blos sie von einander zu trennen; und nun wußte Bardas mit der, ihm eigenen Schlauheit und Arglist, den Samen des Mißtrauens und Zwistes unter beide große Männer so geschickt zu streuen, daß bald gegenseitige, zusehends wachsende Eifersucht sie immer mehr von einander entfernte, und endlich ein förmlicher Bruch sie einander feindlich gegenüberstellte. Diese veränderte Gemüthsstimmung der beiden ersten

Männer im Staate hatte nothwendig in kurzer Zeit so wohl auf die Berathungen, als Leitung aller übrigen Geschäfte einen fühlbar verderblichen Einfluß. Die Kaiserin selbst sah es ein, daß einer von beiden sich vom Staatsruder entfernen müsse; und da in Theodorens Wagschale Theoktistus schwerer als Manuel wog, so entfernte sich letzterer aus dem Staatsrathe, ließ jedoch der Regentin sagen, daß, so oft sie seiner bedürfen sollte, er stets auf ihren Rufe, jedoch nie mehr wie bis jetzt ungerufen am Hofe erscheinen würde.

14. Der erste Theil seines Plans war also dem Verräther Bardas gelungen, und mit dem Staatskanzler hoffte er um so leichter fertig zu werden, da dieser seiner verunglückten Feldzüge wegen bei dem Heere nicht beliebt, und aus der nämlichen Ursache auch in der Achtung des Volkes nicht wenig gesunken war. Indessen hatte er doch gegen denselben keine andere Waffen, als blos die der niederträchtigsten schändlichsten Verläumdung; daß diese aber an den Ohren der Kaiserin völlig unbeachtet vorüber gehen würde, davon war er vollkommen überzeugt. Er wandte sich also an den jungen Kaiser. Er wisse, sagte er zu Michaël, aus sicherer Quelle, daß Theoktistus mit dem Gedanken umgehe, sich mit der Kaiserin zu vermählen, sie alsdann zu bereden, ihrem Sohne, um ihn zum Regieren unfähig zu machen, die Augen ausstechen zu lassen, und hierauf ihren neuen Gemahl zum Kaiser und Mitregenten zu ernennen. Um in der Brust eines feigen Tyrannen den schwärzesten Argwohn zu wecken, bedarf es nur weniges; und so ward nun auch von dem, jetzt für seine eigene Erhaltung zitternden Michaël sogleich die Ermordung des Theoktistus beschlossen, und weil, wie Bardas dem Kaiser vorspiegelte, mit jeder Ver-

zögerung die größte Gefahr verbunden sey, auch die Ausführung dieser Greulthat schon auf den folgenden Tag festgesetzt. Als nun wie gewöhnlich des Morgens am andern Tage Theoktistus mit verschiedenen Staatspapieren sich in das Kabinet zu der Regentin begeben wollte, trat Michaël, von seinen Trabanten umgeben, und den Bardas an seiner Seite, ihm mit zürnendem Blicke entgegen. „Weißt „Du nicht", fuhr Michaël ihn an, „daß mir ebenfalls und zwar vorzüglich von Allem muß Bericht „erstattet werden. Ließ mir also jetzt gleich vor, „was diese Papiere enthalten." Theoktistus, obschon erstaunt über Michaëls sonderbares, stürmisches Betragen, that dennoch wie ihm befohlen war. Als er geendet hatte, befahl ihm der Kaiser, alsogleich und ohne vorher mit der Kaiserin zu sprechen, sich nach seiner Wohnung zu begeben. Theoktistus zog sich zurück, hatte aber noch nicht die Thüre des Saals erreicht, als er hörte, daß Michaël ganz laut seinen Trabanten den Befehl gab, ihn nieder zu stoßen. Aus Ehrfurcht für die Kaiserin wagte keiner der Trabanten an Theodorens ersten Minister die Hand zu legen. Durch schleunige Flucht suchte Theoktistus sein Leben zu retten, ward aber leider noch gerade an dem Thore des Palastes von Bardas erreicht. Dieser schlug ihm mit der Faust in das Gesicht, nannte ihn einen Verräther, und befahl im Namen des Kaisers der unten stehenden Wache, denselben augenblicklich zu tödten. Aber auch hier regte sich keine Hand, um den Mordbefehl zu vollstrecken. Gleich darauf kam Michaël selbst herbei. Haufen Volkes hatten sich indessen ebenfalls schon herbei gedrängt. Michaël wiederholte den blutigen Befehl. Aber eben so wenig wie die Trabanten, gehorchte auch jetzt die Palastwache. Um jedoch den Kaiser einigermaßen zu befriedigen, kam

man endlich überein, daß Theoktistus einstweilen in ein Staatsgefängniß gebracht, und sein Schicksal, sobald die Kaiserin von dem Vorfall Kunde erhalten haben würde, in gesetzlichem Wege entschieden werden sollte. Damit waren jedoch Michaël und Bardas nichts weniger als zufrieden; denn daß Theodora bei der ersten Nachricht von der Verhaftung ihres Ministers ihn sogleich wieder frei lassen würde, davon waren sie überzeugt. Um einem solchen Befehl zuvorzukommen, sandten sie auf der Stelle einige, unter den Palasttruppen ausgesuchte Mörder nach dem Gefängniß, die, als sie unter einem erlognen Vorwand den Aufseher über die Gefängnisse bewogen hatten, ihnen die Kerkerthür des Theoktistus zu eröffnen, sogleich über ihn herfielen und mit vielen Dolchstichen ermordeten.

15. Als Theodora was vorgefallen war erfuhr, entbrannte sie in gerechten, aber auch furchtbaren Zorn. Mit fliegenden Haaren eilte sie in das Gemach ihres Sohnes; noch war Bardas bei demselben. Diesen trafen also auch zuerst der Fluch und die gräßlichsten Verwünschungen der Kaiserin. „Bis jetzt", sagte Theodora, nachdem sie ihren unwürdigen Bruder mit Vorwürfen überhäuft hatte, „hat während der ganzen Zeit, die ich dem Reiche „vorstehe, noch kein schuldlos vergossenes Blut meine „Regierung befleckt. Du, Elender! bist der erste, „der heute den blutigen Dolch in die Hände meines „Sohnes legte. Möge nur die gewiß nicht säumende „Strafgerechtigkeit Gottes blos dein mit Schuld be„lastetes Haupt treffen, und jenes meines unglück„lichen, bethörten, von Elenden Deines Gleichen „verführten Sohnes schonen." Sich hierauf an Michaël wendend, sagte sie ihm, wenn er auf der jetzt betretenen Laufbahn fortschreiten würde, sein

ihn einst treffendes Schicksal gleichsam in prophetischem Geiste voraus, und da sie in Michaëls kalten versteinerten Gesichtszügen auch nicht die mindeste Spur von Rührung oder Reue entdeckte, wandte sie ihm voll Verachtung den Rücken; und die Laster, den schnöden Undank und unvermeidlichen Untergang ihres ungerathenen Sohnes laut beweinend, kehrte sie in den, von ihr bisher bewohnten Flügel des Palastes zurück.

16. Völlig erschöpft und einigemal die Hände ringend, trat Theodora wieder in ihr Gemach. Sie warf sich auf ein Ruhebett, und gab Befehl, niemand, auch selbst ihren Sohn, den Kaiser nicht vorzulassen. Als aber die Erinnerung an das, was sie sich selbst jetzt schuldig sey, jede leidenschaftliche Aufwallung in ihrem Herzen gedämpft hatte, überschaute ihr klarer, christlich gebildeter Verstand sehr richtig alle Folgen des heutigen, verhängnißvollen Tages. Auf dem nunmehr durch Mord und Ungerechtigkeit besudelten Schauplatz glaubte sie nicht länger mehr verweilen zu dürfen. Aber von dem Thron, welchen Theodora seit zwölf Jahren geziert, und mit Würde behauptet hatte, wollte sie wenigstens jetzt mit eben so vieler Hoheit wieder herabsteigen. Sie berief demnach sämmtliche Senatoren. Vor dieser, durch alte Rückerinnerungen noch immer ehrwürdigen Versammlung erklärte Theodora feierlich die Volljährigkeit ihres Sohnes. Sie sagte, daß sie seinen Händen das Ruder des Staates übergeben, daher von jetzt an, von allem Gewühle der Geschäfte entfernt, in den Privatstand zurücktrete. Von ihrer ganzen Verwaltung legte sie nun öffentlich förmliche Rechenschaft ab. Während ihrer ganzen Regierung, erklärte sie jetzt vor dem Senate, sey niemand von ihr zum Tode, oder zur

Verstümmelung verurtheilt worden, und dennoch habe weder Aufstand noch Anarchie die Fortschritte bürgerlicher Ordnung gehemmt, oder freche Willkühr das Ansehen der Gesetze unterdrückt. Die Beamten des Schatzes wurden hierauf vorgefodert, und die Register über Einnahme, Ausgabe und Ersparnisse dem Senat vorgelegt. Land- und See-Truppen waren regelmäßig bezahlt, die Flotten in segelfertigem Stande, alle Bedürfnisse des Staates gehörig gedeckt, und dennoch durch klugen Haushalt ganz ungeheure Summen für unvorgesehene Ereignisse in den Staatsschatz zurückgelegt. Ihren Sohn empfahl sie endlich der Treue und Liebe des Senats, alle Anwesenden dringend auffordernd, durch ihren weisen Rath ihm die schwere Bürde der Regierung so viel wie möglich zu erleichtern. Als Theodora geendet hatte, rief sie: „lange lebe Kaiser Michaël III“! Dieser frohe Zuruf ward jedoch von keiner Stimme erwiedert; aber ergriffen von Theodorens Seelengröße, und der jetzt eben so erhabenen, als rührenden Scene, ergossen sich sämmtliche Senatoren in lauten Dank und zahllosen Segenswünschen auf das Haupt der so weisen, gerechten und frommen Fürstin. — Theodora verließ nun sogleich die kaiserliche Burg, und begab sich nach ihrem, in der Stadt nicht weit von der Blackerner Kirche gelegenen Palast. Ihre drei ältesten Töchter, Thecla, Anna und Anastasia nahm sie zu sich. Gerne hätte sie auch die schöne Pulcheria an ihrer Seite gesehen. Aber Bardas, der wohl wußte, daß Theodora ihre jüngste Tochter am zärtlichsten liebe, und das Herz der Mutter nun gerade auf der empfindlichsten Seite zu verwunden suchte, bewog den unnatürlichen Sohn, die jüngste seiner Schwestern durchaus nicht aus dem Palaste zu entlassen. Bald darauf ward Pulcheria

sogar in einem Kloster eingesperrt und den Schleier zu nehmen gezwungen.

17. Ein roher, unwissender, und sich selbst zu beherrschen völlig unfähiger, achtzehnjähriger Jüngling war nun im Alter wildaufbrausender Leidenschaften unbeschränkter Beherrscher des größten und mächtigsten Reiches der damaligen Welt. Mit Theodoren verschwanden natürlicher Weise nun bald auch am Hofe alle Würde, Weisheit, Religiosität und Sittlichkeit, und wechselnd theilten sich jetzt Laster und Thorheit in die Herrschaft einer halben Welt. Nur die niedrigsten, gemeinsten und schlechtesten Menschen, Hofnarren, Possenreiser, Gauckler, Wagenrenner, Flötenspieler 2c. wurden jetzt des Kaisers ausgesuchteste und liebste Umgebungen, ja nicht selten mit Ehrentiteln und hohen Würden geschmückt, und Millionen von Gold und Silber an dergleichen Gesindel verschwendet, sobald es nur des Kaisers unmäßigem Hange zu Vergnügungen und dessen Leidenschaften zu schmeicheln, oder an Ausschweifungen und Lastern ihn gar noch zu übertreffen wußte. Michaëls einziger Ehrgeiz und ganze Thätigkeit beschränkten sich blos auf die unedeln, die Ruhe der Hauptstadt nicht selten störenden Spiele des Cirkus. Gleich einem seiner würdigen Vorfahren, dem Kaiser Nero, gab er sich anfänglich den Blicken des gaffenden vornehmen wie gemeinen Pöbels auf dem Theater preis; und da es ihm hier nicht gelingen wollte, suchte er als geschickter Wagenführer zu glänzen, und machte die Rennbahn zum Schauplatz seiner, die Würde des Purpurs so sehr entehrenden Triumphe. Unter die übrigen Wagenführer sich mischend, wählte er die blaue Farbe, zwang seine Günstlinge und die Vornehmsten seines Hofes, sich in die übrigen drei Farben zu theilen, und kämpfte um Preise, die er-

rungen zu haben, auch der niedrigste und letzte seiner Staatsdiener sich hätte schämen müssen. In seiner Gunst wie in seiner Achtung standen geschickte Wagenführer ungleich höher, als die berühmtesten Feldherren und einsichtsvollsten Staatsmänner; mit verschwenderischer, ja wohl an Raserei grenzender Freigebigkeit belohnte er ihre verächtlichen Künste, ließ sich von ihnen zu ihren Gastmälern einladen, schmaußte in ihren Häusern, hielt ihre Kinder über die Taufe, und wann er dann berauscht wieder in seinen Palast zurücktaumelte, rühmte er sich gegen das ihn begleitende Gefolge seiner ausnehmenden Popularität, und rügte, wie er es nannte, den Unverstand seiner Vorfahren, die aus Stolz es verschmähet hätten, auf ähnliche Weise zu Leuten aus dem gemeinen Volke sich herabzulassen. — Da Vergnügen Michaëls einziger Lebenszweck war; so kostete es ihm wenige Ueberwindung, der Befriedigung irgend einer auch noch so frivolen Laune selbst die Erhaltung ganzer Provinzen zum Opfer zu bringen. Als er eines Tages sich wie gewöhnlich wieder als einer der Wagenführer in dem Cirkus befand, und das Rennen so eben beginnen sollte, kam gerade ein Eilbote mit der traurigen Nachricht von einem Einfall der Sarazenen in eine der Grenzprovinzen an. Man hielt natürlicher Weise die Sache für so wichtig, daß man den Kurier sogleich zum Kaiser führte. Aber Michaël schreckte ihn mit zürnendem Blicke zurück, gab das Signal, und rennte nun nach Herzenslust mit den übrigen Wagenführern in die Wette. Als endlich nach einigen Stunden die Spiele beendiget waren, ließ er den Eilboten vor sich kommen, und sogleich mit harten Worten ihn anfahrend, sagte er: „Bist du dann so unverständig, daß du nicht einmal einsahest, wie ich durchaus jenem Wagenführer die linke Seite abgewinnen mußte, wenn ich

„anders als Sieger gekrönt seyn wollte.“ — Von den Höhen von Tarsus bis nach Constantinopel waren, in gar nicht weiter Entfernung von einander, Lärmstangen errichtet, wodurch man von einem feindlichen Einfall der Sarazenen schon in wenigen Stunden in Constantinopel unterrichtet seyn konnte. Wie wohlthätig diese Anstalt war, ergibt sich von selbst. Der Bewohner des platten Landes konnte bei Zeiten sich mit seinem Vieh und andern Habseligkeiten in feste Schlösser oder wohlbefestigte Städte flüchten, und die Regierung in Constantinopel, um das weitere Vordringen des Feindes zu hemmen, in aller Eile die zweckmäßigsten Vorkehrungen treffen. Nun geschah es eines Tages, daß gerade in dem Augenblick, wo Michaël durch seine Geschicklichkeit im Wagenführen die Bewunderung des im Cirkus versammelten Volkes auf sich ziehen wollte, die brennenden Fackeln der, jenseits des Bosphorus auf dem Hügel des heiligen Auxentius errichteten Lärmstange die Aufmerksamkeit der zahllosen Zuschauer in der Rennbahn auf ganz andere Gegenstände lenkte. Aber dadurch ward die Eitelkeit des gekrönten Wagenführers nicht wenig verletzt; und so verschwanden gleich an den folgenden Tagen alle diese, des Kaisers läppisches Vergnügen störenden Lärmzeichen von Constantinopel bis nach Tarsus. Der Einfall eines Sarazenenheeres konnte jetzt freilich die Spiele der Rennbahn nicht mehr unterbrechen; aber der Feind desto bequemer in das Herz selbst einer im Innern gelegenen Provinz eindringen, und alles mit Feuer und Schwerdt verheeren, bevor man noch in der Hauptstadt, wie in jeder andern größern Stadt des Reiches auch nur die mindeste Gegenvorkehrung zu treffen im Stande war.

18. Offenbar betrachtete Michaël den Thron

blos als einen privilegirten Sitz der Willkühr, Schwelgerei und zügellosesten Ausgelassenheit. Unmäßiger Genuß viehischer Wollust schwächte seinen Körper, und verschlang die wenigen, in ihm noch nicht völlig erstorbenen geistigen Kräfte. Nicht nur Spiele der Rennbahn, sondern auch Spiele jeder Art füllten alle Stunden seines Tages, und dieses saubere Tagwerk krönten dann gewöhnlich die üppigsten, bis tief in die Nacht verlängerten Gelage, an welchen stets die ausgelassenste, über alle Grenzen des Anständigen und Sittlichen hinaus schweifende Fröhlichkeit herrschte, und von welcher er sich nie anders, als taumelnd und bis zur Bewußtlosigkeit berauscht, wieder erhob. — Aber so sehr auch durch ein solches unwürdiges Betragen, Theophilus Sohn seiner Zeitgenossen wie der Nachwelt Verachtung verdient; so müßte und würde dieser Empfindung, wegen der völlig vernachlässigten Bildung seines Herzens und seiner Sittlichkeit, doch immer noch ein gewisses Gefühl von Mitleiden sich beimischen, hätte derselbe nicht durch eine geflissentlich zur Schau gestellte Irreligiosität und freche Entweihung alles Göttlichen, vor allen Wüstlingen, die je vor oder nach ihm Kronen trugen, sich auf die empörendste Weise auszuzeichnen gesucht. Jede seiner Ausschweifungen und Thorheiten hatte erst dann ihren größten Reiz für ihn, wenn irgend eine gottlose Profanirung nicht blos ehrwürdiger, kirchlicher Ceremonien, deren tiefen Sinn der Bube im Purpur nicht aufzufassen vermochte, sondern selbst die sacrilegischste Entweihung der heiligsten Geheimnisse der Religion gleichsam das Salz und die Würze dabei waren. Nicht selten ward bei seinen schwelgerischen, stets in heidnische Bachanalien ausartenden Gelagen das heilige Abendmahl, dieses unbegreifliche Geheimniß unendlicher, sich zu den Menschen herablassender gött-

licher Liebe auf das schändlichste nachgeäfft, eine ekelhafte, die Gesichter fratzenartig verziehende, aus Senf und Essig bestehende Mischung gemacht, diese nach Art der heiligen Eucharistie unter den besoffenen Gästen ausgetheilt, unsaubere Lieder nach der Melodie heiliger Psalmen und Hymnen dabei gesungen, und die kostbarsten, zur Darbringung des heiligen Opfers nöthigen Kirchengefäße bei diesem teuflischen Possenspiel mißbraucht und entweihet. Seinen ersten Hofnarren, einen gewissen Hymärus*), ernannte er spottweise zum Patriarchen, und legte ihm dessen Kleidung an. Er selbst mit noch eilf andern seiner Possenreiser stellten die zwölf Metropolitane vor, und legten ebenfalls das ehrwürdige Gewand derselben an. Diese Greuel wurden nicht einmal den Augen des Volkes verhüllt, sondern dasselbe vielmehr vorsätzlich zum Zeugen solcher Schandthaten gemacht. Wenn an hohen Festtagen der, durch hohe Frömmigkeit ausgezeichnete Patriarch Ignatius, an der Spitze seiner Geistlichkeit und eines zahllosen Volkes, in feierlicher Prozession durch die Straßen von Constantinopel zog, vermummten sich Michaël und sein Gesindel in ihre bischöflichen Kleidungen, setzten sich auf Eseln, führten gleich einem Trupp von Satyrn, eine Menge mißtönender, aber desto mehr Lärm machender Instrumente bei sich, ritten dann unter Absingung schmutziger, selbst nicht sehr keusche Ohren verletzender Lieder der Prozession entgegen, störten und unterbrachen durch das ärgerliche Schariwari, das sie machten, den feierlichen Kirchen-

*) Eigentlich hieß dieser Mensch Theophiles. Michaël gab ihm den Namen Hymärus, das ist, der Angenehme, der Liebliche. Wegen seines ungemein häßlichen Gesichts und unflätigen Wesens nannte man ihn in ganz Constantinopel nur das große Schwein.

gesang und, indem sie die ganze Prozession in Unordnung und Verwirrung brachten, verscheuchten sie jeden christlichen Gedanken, wie jede fromme Empfindung aus den Herzen der Gläubigen. — Zu seinen, auf dem Theater oder in dem Cirkus errungenen Siegeskronen nahm Michaël am liebsten jene, welche früher schon die Frömmigkeit der Christen der Mutter unsers göttlichen Erlösers in der Blackerner Kirche geweihet hatte. Diese nahm er, sich rühmend, daß die Mutter Gottes selbst sie ihm reiche, von den, der öffentlichen Verehrung ausgesetzten Bildsäulen Mariens öffentlich in der Kirche hinweg, und setzte sie auf seinen völlig verwüsteten, keines vernünftigen, wie keines reinen Gedankens mehr fähigen Kopf. Kurz, dieser, eher Kaiser als Mensch gewordene, halb verrückte Prinz suchte seinen größten Ruhm und Stolz blos in ununterbrochener Herabwürdigung, Verspottung und Lästerung alles dessen, was, seit Anbeginn des Christenthums, der erneueten Menschheit theils heilig, theils ein Gegenstand allgemeiner Verehrung war. Er, der durchaus für Religion und deren Lehren, so wie für alles, was sich über das thierische Leben erhebt, weder Sinn noch Gefühl hatte, ließ dennoch die Gebeine des Constantius Copronymus ausgraben und öffentlich verbrennen; offenbar blos um das Vergnügen zu haben, irgend ein Grabmahl entweihen zu können. — Eines Tages ließ er seine Mutter rufen, unter dem Vorwande, daß der Patriarch sie zu sprechen wünsche. Theodora kam, glaubte den Patriarchen Ignatius an der Seite des Kaisers sitzen zu sehen, nahete sich also demselben, ließ sich auf ein Knie nieder, und bat ihn um seinen Segen. Aber der vermeintliche Patriarch war des Kaisers in Patriarchengewand eingehüllte Hofnarr Hymärus. Als dieser sein scheusliches Angesicht der Kaiserin zeigte, und auch durch

Reden und Gebärden, die näher zu bezeichnen der Anstand verbietet, sich ihr zu erkennen gab, stand Theodora hastig auf, und suchte sich eiligst zu entfernen. Ein laut schallendes Hohngelächter ihres Sohnes und des ihn umgebenden Gesindels folgte ihr auf dem Fuße. Aber nun konnte die tief gebeugte Fürstin ihren, ohnehin nur mit Mühe zurückgehaltenen Zorn nicht länger mehr unterdrücken. Unter der Thüre wandte sie sich noch einmal gegen Michaël um: „ungerathener, gottesvergessener Sohn", rief sie ihm zu „ich sehe jetzt, daß Gott Dich rettungslos Deinen Lüsten und Deinem verkehrten „Sinne überläßt; aber zittere, um desto sicherer wird „Dich vielleicht bald schon der furchtbare Arm seiner „strafenden Gerechtigkeit ergreifen!" — Auch dieses, in dem Munde einer Mutter so zermalmende Wort war an dem Lasterhaften verloren. — Offenbar übertraf Michaël an Wahnsinn selbst die wahnsinnigsten der alten heidnischen Cäsaren. Wie es scheint, waren es die Caligulas und Heliogabalus, die er sich zu seinen Vorbildern gewählt hatte; und sicher würde er diese auch an Grausamkeit übertroffen haben, hätte nicht zum Glücke der Menschheit die Natur seinem Schädel das Mordorgan versagt. Vom Wein erhitzt oder vielmehr berauscht, gab er jedoch nicht selten die blutigsten Befehle, lobte aber — ein Beweis, daß bisweilen noch ein Funke von Menschengefühl in seinem Herzen glimmte — den Ungehorsam derer, die einen Befehl des besoffenen Kaisers von jenem des nüchternen Monarchen zu unterscheiden gewußt hatten *).

---

*) Dieser lobenswerthe Ungehorsam trat jedoch nur ein, wenn der, gegen den ein Mordbefehl im Rausch war geschleudert worden, einen Bekannten oder guten Freund am Hofe hatte. War dieses aber nicht der

19. Eben so unwissend als träge zu jedem ernsten Geschäfte, überließ Michaël dem Bardas, den er gleich nach Theodorens Entfernung zum Cäsar ernannt hatte, die ganze Leitung aller innern wie äußern Angelegenheiten des Reiches. Bardas besaß eben so viele Klugheit als Schlauheit, dabei viele und gründliche administrative Kenntnisse, war auch überdies der Künste und Wissenschaften nicht unkundig. In seinem hohen, seinem Ehrgeitze so sehr schmeichelnden Berufe, dessen Foderungen er auf das thätigste zu entsprechen suchte, entwickelte er daher jetzt mehr als gewöhnliche Fähigkeiten, führte in alle Zweige der Verwaltung strenge Ordnung ein, besuchte nicht selten in eigner Person die Gerichtshöfe, führte eine bessere, in der ungeheuern, mit einem zahlreichen müßigen Pöbel gefüllten Hauptstadt höchst nothwendige Polizeiordnung ein, machte überhaupt viele sehr zweckmäßige Verordnungen, wachte strenge über deren Befolgung, und wußte endlich gar noch Michaëls unsinniger Verschwendungssucht eine ziemlich bedeutende Summe zu entreissen, mit der er in dem Palaste Magnaura eine hohe Schule errichtete, an ihre Spitze den, wegen seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit berühmten Leo, ehemaligen Erzbischof von Thessalonich *) setzte, viele treff-

---

Fall, oder hatte gar der zum Tode Verurtheilte unter dem Hofgesinde einen nur einigermaßen bedeutenden Mann zum Feinde, dann ward auch der kleine Nebenumstand, daß nämlich der Kaiser, als er die Hinrichtung befahl, bis zur Bewußtlosigkeit besoffen war, nicht weiters mehr in Betrachtung gezogen.

*) Weil der Sekte der Ikonoklasten anhängend, und hartnäckig bei deren Wahn beharrend, ward Leo mit noch einigen andern ikonoklastischen Bischöfen, welche ebenfalls weder der Stimme der Kirche noch der Vernunft

lich gewählte Lehrer dabei anstellte, ihren Vorlesungen oft selbst beiwohnte, und durch seine Gegenwart und ansehnliche, von Zeit zu Zeit ausgetheilte Belohnungen den Fleiß der Lehrer, wie Schüler ermunterte. Kurz, Bardas Administration war im höchsten Grade lobenswerth, und er selbst würde gerechtes Lob verdienen, wären seine Bemühungen für das Wohl des Staates aus einer reinen, edlern Quelle geflossen. Aber sein an sich verdienstvolles Streben hatte blos den Zweck, zwischen Michaël dem Kaiser und Bardas dem Cäsar einen recht schneidenden Contrast den Augen des Volkes darzustellen, und, in der sehr vernünftigen Voraussetzung, daß Michaëls schwachen Händen frühe oder spät der Zepter von selbst entfallen würde, sich den Weg zur Alleinherrschaft zu ebnen, oder wenn ein günstiger Augenblick erscheinen sollte, den trägen, der allgemeinen Verachtung preisgegebenen Tyrannen desto leichter vom Throne zu stürzen.

20. Mit jedem Tage stieg nun Bardas in der Achtung des Volkes, nur bei dem Heere war er weniger beliebt; denn er verstand nichts vom Krieg, und war ein eben so unverständiger, als unglücklicher Feldherr. Unter Michaëls Regierung und Bardas Verwaltung hatten demnach auch alle Feinde des Reiches, Sarazenen, Paulicianer, Bulgaren 2c. gewonnenes Spiel, verheerten die Provinzen selbst oft bis in das Herz von Klein-Asien, schlugen die kaiserlichen Heere aus dem Felde, und kehrten stets

Gehör geben wollten, im Anfange der Regentschaft der Kaiserin Theodora, seines bischöflichen Stuhles entsetzt, aber gerade dafür jetzt von Bardas zum Rektor der neuen, in Constantinopel errichteten hohen Schule ernannt.

mit reicher Beute beladen wieder nach Hause. Michaël selbst, von Bardas begleitet, führte zweimal das Heer gegen die Feinde, aber blos um Augenzeuge der schmählichen Niederlage seiner Legionen zu seyn. Auf der Flucht von einem Haufen sarazenischer Reiter ereilt, wäre der Kaiser einmal rettungslos verloren gewesen, hätte ihn nicht, wie einst seinen Vater Theophilus, der edle, auch in hohem Alter noch ausgezeichnet kühne und tapfere Manuel den feindlichen Händen wieder entrissen*). So we-

*) Daß die wiederholten Niederlagen der Griechen nicht die Schuld des Heeres, sondern blos Folgen der Kriegsunkunde, und vielleicht auch der Feigheit des Bardas waren, geht ganz klar schon daraus hervor, daß, als dieser, endlich müde den unglücklichen Feldherrn zu spielen, den Oberbefehl über das Heer seinem Bruder Petronax übergeben hatte, der zwar eben so unkriegerisch und des Krieges unkundig war, als Bardas, jedoch die Klugheit hatte, einen sehr tapfern und erfahrnen Officier, nämlich den Nazar, Statthalter von Galatien, sich an die Seite zu stellen, und in Allem dessen Rath und Einsicht zu folgen, das griechische Heer auch sogleich bei Amasia, einer in Cappadocien gelegenen Stadt, einen der glänzendsten Siege über die Sarazenen erfocht, und zwar über den Omar selbst, dem tapfersten und kühnsten der sarazenischen Heerführer, der, bisher stets glücklich in seinen Heerszügen gegen die Griechen, in frühern Jahren beinahe ganz Cappadocien, Pontus und Cilicien in eine Einnöde verwandelt hatte. Des Sieges entwöhnt, war man in Constantinopel über diese gewonnene Schlacht so ungemein erfreut, daß dem Petronax der Triumph nach Art und Weise der alten Römer gestattet ward; Er, demnach an der Spitze seines mit grünen Reisern geschmückten Heeres, als Triumphator durch das goldene Thor und die vornehmsten Straßen von Constantinopel ziehen durfte, und dann im Circus, wo er mit Triumphgesängen empfangen ward, ihm zu Ehren die Spiele der Rennbahn gegeben wurden.

nig nun auch verlorne Schlachten und schimpfliche Flucht dem Bardas die Liebe der Soldaten erwerben konnten; so wußte er dennoch durch jede Art von Gnadenbezeigungen gegen die höhern Officiere und zeitgemäße Geldaustheilungen unter den Legionen sich in dem Heere zahlreiche Anhänger zu machen; und da er nun auch noch, indem er die glänzende Rolle eines Beschützers der Künste und Wissenschaften übernahm, einen Theil der Geistlichkeit und zugleich alle Philosophen, Historiographen, Dichter und Redner in und außer Constantinopel für sich gewann, und diese, weil einer reichen Belohnung sicher, den Ruhm ihres hohen Gönners in Prosa wie in Versen unaufhörlich feierten, und bis an den Himmel erhoben; so gab es bald, außer Bardas geheimen Feinden am Hofe, im ganzen Reiche keinen Menschen mehr, der nicht den thätigen, arbeitsamen Cäsar dem trägen, ausschweifenden Kaiser bei weitem vorgezogen hätte.

21. Aber bei allem diesem blieb Bardas immer derselbe grundsatzlose, schlechte Mensch. Seine Schwester, die Kaiserin Theodora verfolgte er bis auf das Blut. Bei ihrem unnatürlichen, ganz in viehischen Lüsten versunkenen Sohn konnte die unglückliche Fürstin keinen Schutz finden, und ungescheut und ungestraft würde sogar Bardas sie haben ermorden können, hätte er das Volk nicht gefürchtet, welches Theodora schon während der letzten Jahre ihres Lebens als eine Heilige verehrte. Was er jedoch wagen zu dürfen glaubte, war, daß er seine edle Schwester, als sie aus der Blackerner Kirche nach ihrer Wohnung zurückkehrte, auf dem Wege aufgreifen, nach einem Kloster bringen und dort einsperren ließ. Er und der elende Schattenkaiser wollten nun Theodora zwingen, den Schleier

zu nehmen, und den Patriarchen Ignatius, ihr solchen zu ertheilen. Aber mit Festigkeit wieß Ignatius dieses schändliche Ansinnen zurück, indem er, wie er sagte, bei dem Antritte seines hohen Patriarchenamtes geschworen hätte, nichts gegen die Ehre des Kaisers zu unternehmen, und eine solche unwürdige Behandlung einer erhabenen Mutter von Seite ihres Sohnes in dessen Lebensgeschichte ein unauslöschlicher Schandflecken seyn würde. Indessen blieb Theodora mit ihren drei Töchtern in dem Kloster eingesperrt. Ihr ganzes Vermögen ward eingezogen, sie sogar des Geschmuckes und der Geschenke beraubt, die sie von ihrem verstorbenen Gemahl, dem Kaiser Theophilus erhalten hatte, und in dem Kloster nicht wie die Gemahlin des verstorbenen, und Mutter des jetzt regierenden Kaisers, sondern gleich einer, auf einer weit tiefern Stufe stehenden Matrone behandelt. Ganz in den Willen Gottes ergeben, und alle ihre Tage seinem Dienste weihend, lebte Theodora in Gesellschaft ihrer drei Töchter noch über zehn Jahre in ihrem Kloster. Aber das schreckliche Ende ihres Sohnes, dessen Verwirrungen und Laster sie so viele Jahre bitter beweint hatte, brach endlich ihr mütterliches Herz; und ihren Sohn nur um einige Monate überlebend, starb sie gleich im ersten Jahre der Regierung des Kaisers Basilius. Nach ihrem Tode ward sie von der griechischen Kirche den Heiligen beigezählt.

22. Gleiche Härte und Grausamkeit erlaubte sich Bardas gegen alle, welche das Unglück hatten, ihm zu mißfallen, oder gar seinen Argwohn zu wecken; besonders seit dem eine Verschwörung gegen ihn entdeckt, und jeder der Verschwornen mit dem Tode war bestraft worden. Er selbst fröhnte ohne Scheu und Scham allen Lüsten seines verdorbenen

Herzens, verkaufte bisweilen, wenn ein großer Preis darauf stand, sogar Recht und Gerechtigkeit, schied sich endlich ohne alle Ursache von seiner rechtmäßigen Gemahlin, und lebte mit seines jüngern, weit edlern und eines bessern Vaters würdigen Sohnes Gattin in blutschänderischer Verbindung. Als dieses Lasterleben endlich notorisch ward, und Bardas demungeachtet am Tage der Erscheinung des Herrn, mit einem Herzen voll der Unzucht und aller Laster sich in der Kirche zum Empfang des heiligen Abendmahls näherte, wieß der Patriarch Ignatius ihn vor den Augen aller Anwesenden zurück, und gebot ihm, sich von dem gesegneten Tische des Herrn zu entfernen. Bardas, öffentlich beschimpft, entbrannte in heftigem Zorn, und hätte nicht abermals die Furcht vor dem Volke ihn zurückgehalten; so würde er den Ignatius an den Stufen des Altars ermordet haben. Wüthend und in laute Verwünschungen gegen den Patriarchen ausbrechend verließ er die Kirche, und der Untergang des ehrwürdigen Oberhirten war von jetzt an unwiderruflich beschlossen. Ein leichtes war es dem Bardas, auch den Kaiser, der ebenfalls dem Ignatius zürnte, weil er vor einigen Jahren der Kaiserin Theodora den klösterlichen Schleier nicht hatte geben wollen, in sein Interesse zu ziehen, und sobald er dessen Genehmigung erhalten hatte, ließ er den Patriarchen, unter dem Vorwand, daß er von dem, von einem gewissen Gebon begangenen Majestätsverbrechen Wissenschaft gehabt, und denselben zur Begehung des Frevels noch mehr ermuntert habe, in seiner erzbischöflichen Wohnung verhaften und nach der Insel Terebinthus abführen *).

*) Gebon war erst unlängst aus Dyrrachium nach Constantinopel gekommen. Er gab sich für einen Geist-

Indessen sah Bardas wohl ein, mit welchen Schwierigkeiten er würde kämpfen müssen, wenn er den Ignatius, der bei allem Volke beliebt war, und allgemein in dem Rufe einer ganz ausgezeichneten Frömmigkeit stand, mit Gewalt von seiner Kirche vertreiben wollte. Er wählte also zuerst den Weg gütlicher Ueberredung, und sandte einige ihm ergebene, vielleicht auch erkaufte Bischöfe nach Terebinthus, welche den Patriarchen zu bereden suchen sollten, sich in keinen ungleichen Kampf mit dem alles vermögenden Cäsar einzulassen, sondern lieber, um den Frieden in der Kirche zu erhalten, freiwillig zu resigniren, und sich in ein, von Constantinopel ziemlich weit entferntes Landhaus zurückzuziehen. Die-

lichen aus, trug auch geistliche Kleidung, und erzählte und versicherte überall, er sey ein Sohn der Kaiserin Theodora, den diese Fürstin vor ihrer Vermählung mit dem Kaiser Theophilus geboren hätte. Gebon ward auf Befehl des Kaisers verhaftet und strenge bewacht. Indessen zeigten sich jetzt öfters bei dem Unglücklichen unverkennbare Spuren von Geistesabwesenheit und stillem Wahnsinn. Aber dem ungeachtet machte Bardas aus dem, gar keiner Beachtung werthen Geschwätze eines Verrückten ein höchst strafwürdiges Majestätsverbrechen; und da er in dem Lügen und Verläumden eine ungemeine Fertigkeit besaß, so behauptete er nun ohne Scheu und Scham, Ignatius stecke mit dem Gebon unter der Decke, sey höchst wahrscheinlich sogar selbst der Erfinder des, von jenem verbreiteten, die Ehre der kaiserlichen Familie so sehr verletzenden Gerüchts; und um dem Volke glauben zu machen, daß wirklich die Ursache der Verhaftung des Patriarchen mit dem sogenannten Majestätsverbrechen des Gebons in Verbindung stehe, ward dieser arme, unglückliche Mensch an demselben Tage, an welchem man den Ignatius nach der Insel Terebinthus abführte, auf eine äußerst grausame, martervolle Weise öffentlich hingerichtet.

sen schmählichen Antrag wies natürlicher Weise Ignatius mit Verachtung zurück, und da zu gleicher Zeit alle in Constantinopel anwesenden Bischöfe, empört durch das ungerechte und harte Verfahren gegen den ersten und angesehensten Bischof der orientalischen Christenheit, laut erklärten, daß sie nie einen andern, als den Ignatius für ihren Patriarchen erkennen würden; so befürchtete Bardas mit Grunde, daß, wenn er sein Vorhaben mit Gewalt durchsetzen wollte, ein ihm höchst unangenehmes, weil vielen Lärm und großes Aufsehen erregendes Schisma die unvermeidliche Folge davon seyn würde. Um dieses zu vermeiden, bediente er sich einer List, die in so ferne seinem Verstand einigermaßen Ehre macht, da sie beweiset, daß es ihm wenigstens nicht an Menschenkenntniß gebrach. Mit jedem der Bischöfe nämlich, die sich der Sache des Patriarchen am lebhaftesten annahmen, suchte er in Geheim ganz allein zu sprechen, erwähnte mit wenigen Worten die Unfähigkeit des Patriarchen, der, zwar an sich kein übler Mann, jedoch für die gegenwärtigen Zeiten nicht passe, und versicherte dann einen jeden, daß er ihn dem Kaiser zum Patriarchen vorgeschlagen habe. Die in so naher Perspective gezeigte Patriarchenwürde hatte nun vollkommen die gehoffte Wirkung. Jeder dieser Herren Bischöfe sah nun ein, daß Ignatius wirklich nicht recht passe, und der liebe Friede in der Kirche es erfordere, dem Drange der Zeitumstände jetzt nachzugeben. Einer nach dem andern gab also zu der Entfernung des Ignatius seine Zustimmung. Damit aber keiner sie wieder zurücknehmen könne, sagte Bardas noch ferner jedem Bischofe, daß der Kaiser fest entschlossen sey, ihn schon heute oder längstens morgen zum Patriarchen zu ernennen, jedoch möchte er, wenn der Kaiser ihm davon spreche, sich stellen, als wollte er die angetra-

gene Würde aus Bescheidenheit von sich ablehnen; dieses werde alsdann nicht nur dem Monarchen wohlgefallen, sondern auch sogleich allgemein bekannt werden, und dem neu ernannten Patriarchen um so mehr das Zutrauen der Gläubigen erwerben. Alles dies geschah pünktlich, wie Bardas es eingeleitet hatte. Aber nun nahm dieser die feilen Bischöfe sämmtlich bei ihrem letzten Wort, und zum größten Erstaunen der Betrogenen, wie der ganzen Stadt ward jetzt plötzlich ein Laie, Namens Photius auf den Patriarchenstuhl von Constantinopel erhoben.

23. Photius war aus einem der edelsten Geschlechter entsprossen, und als Schwager der Prinzessin Irene, einer Schwester der Kaiserin Theodora, mit dem kaiserlichen Hause verwandt. Im Besitze eines beinahe unermeßlichen Vermögens stand er überall in großem Ansehen, hatte auch sowohl auf Gesandtschaftsposten als in Bekleidung anderer hoher Militär- und Civil-Aemter sich schon viele Ehre erworben, und war jetzt einer der vier geheimen Staatssecretaire des Kaisers. Er war ein Mann von ganz ungewöhnlichen Geistesgaben. Mit einer eben so gründlichen als alles umfassenden Gelehrsamkeit und einer ganz ungeheuern, wahrhaft Erstaunen erregenden Belesenheit verband er einen scharfen, tief eindringenden, alles mit Leichtigkeit sich eigen machenden Verstand. Selbst nach dem Zeugniß seiner Gegner war Photius, nur mit Ausnahme der Dichtkunst, ein ächtes Universalgenie. Keine Wissenschaft war ihm fremd, und er in keiner ein bloßer Dilettant, sondern stets tief in alle ihre Geheimnisse eingeweiht. In seinem berühmten Buch, die Bibliothek, welches er zum Theil während seiner Gesandtschaft an dem Hofe des Kaliphen von Bagdad

schrieb *), liefert er von zwei hundert und achtzig Schriftstellern, Philosophen, Theologen, Geschichtschreibern, Rednern ꝛc. gedrängte, jedoch lichtvolle Auszüge ihrer Werke, nebst einer oft sehr treffenden kritischen Beurtheilung des Inhalts ihrer Schriften, wie ihres Styls und Charakters. Kurz dem von der Natur wie von dem Zufalle so verschwenderisch begünstigten Photius fehlte durchaus nichts, als blos — ächtes Christenthum, wahre Frömmigkeit und ein redliches, wahrheitliebendes Herz. Aber eben deswegen war er gerade ein Patriarch wie Bardas ihn bedurfte **); denn da er diesen für seinen Wohlthäter erkannte, so war blinde Anhänglichkeit an denselben, selbst mit Aufopferung seiner heiligsten Pflichten, ihm das erste und höchste Gesetz. Auch das Zutrauen und Wohlwollen des Kaisers wußte Photius bald im höchsten Grade zu gewinnen. Allen Ausschweifungen des gekrönten Thoren gab er seinen vollen Beifall, nannte Michaëls sacrilegische Possenspiele einen unschuldigen harmlosen Scherz, ward daher zu allen kaiserlichen Festen und Bachanalien stets eingeladen, und es wird sogar erzählt, daß, als eines Tages an der Tafel des Kaisers eine Wette in Vorschlag gebracht ward, welcher nämlich von den Gästen am meisten

*) Als dem Photius diese Gesandtschaft übertragen ward, war er Befehlshaber der kaiserlichen Leibwache in Constantinopel.

**) Michaël, der die wichtigsten Angelegenheiten zu einem Gegenstand seines Gespöttes machte, pflegte jetzt im Kreise seiner Possenreiser und Lustigmacher gewöhnlich zu sagen, Hymarus (der Hofnarr nämlich) sey sein Patriarch, Photius jener des Bardas, aber Ignatius der Patriarch aller Christen und redlich denkenden Leute.

trinken könne, Photius den Michaël, der schon fünfzig Becher Wein geleert hatte, doch noch um zehen Becher übertraf, und zwar ohne dadurch auch nur im mindesten berauscht zu werden. Ein solches Saufstalent gab nun natürlicher Weise dem Photius bei dem Kaiser ein ganz ungemeines Ansehen. Einen trefflicheren Patriarchen konnte Michaël sich nicht wünschen, und so wie er bisher dem Bardas völlig unbeschränkt das Reichsregiment überlassen hatte, überließen er und Bardas nun auch dem Photius eben so unumschränkt das Kirchenregiment.

24. Indessen hatte die, die ganze Welt in Erstaunen setzende und den Canons der Kirche so offenbar zuwiderlaufende Erhebung des Photius bei dem gesammten hohen wie niederen Clerus gleich gerechten Unwillen erregt. Durch ihren Eifer zeichneten sich ganz besonders aus die Suffraganbischöfe der Kirche von Constantinopel. Sie traten zusammen, und verpflichteten sich durch gegenseitige Eidschwüre, zu keiner Zeit den Ignatius zu verlassen, nie den Photius für ihren Patriarchen zu erkennen. Selbst jene Bischöfe, welche zur Absetzung des Ignatius schon ihre Zustimmung gegeben hatten, glaubten jetzt wenigstens gegen die Wahl des Photius protestiren zu müssen. Leider war es nun zu spät. Photius, dem die Allgewalt des Cäsars Bardas zu Gebote stand, verfuhr mit der größten Härte gegen alle, welche ihm nicht als rechtmäßigen Patriarchen huldigen wollten. Ein aus erkauften Bischöfen und Prälaten zusammengesetztes Concilium, wobei Photius den Vorsitz führte, hatte die Frechheit, durch einen förmlichen, conciliarischen Beschluß nicht nur den Ignatius abzusetzen, sondern auch alle seine Anhänger ihrer Würden zu entsetzen und ihnen das Anathema zu sprechen. Bischöfe, Aebte, Priester;

Mönche und Laien, die sich der Kirchengemeinschaft des Photius entziehen wollten, wurden überall verfolgt, gegeiselt, eingekerkert, verbannt; ja einem Geistlichen, welcher die Aufsicht über das Archiv der Kirche von Constantinopel hatte, ward sogar, weil er über die Erhebung des Photius zu frei gesprochen hatte, die Zunge aus dem Halse geschnitten. Furcht und Schrecken bemächtigten sich jetzt der Gemüther. Man unterwarf sich dem Photius, den man im Herzen verachtete, und Ignatius, der würdige Gegenstand der allgemeinen Liebe und Verehrung ward verlassen, und nur wenige harrten mit Treue und Standhaftigkeit bei ihm aus. Demungeachtet glaubte Photius sich im Besitze seiner Würde noch nicht sicher, so lange nicht Ignatius wenigstens dem Scheine nach resignirt hätte. Mit der größten Grausamkeit suchte man also eine solche Resignation von ihm zu erpressen und weder seine erlauchte Geburt *), noch die allgemein anerkannte Heiligkeit seines Wandels, noch auch die Liebe des Volkes vermochten ihn gegen die gröbsten und unerhörtesten Mißhandlungen zu schützen. Bis auf das Gebein ward er mit Geiselhieben zerfleischt, von einem Kerker in den andern herumgeschleppt, öfters in Gräbern und Viehställen eingesperrt, dem Hunger, der Blöße und der Kälte preisgegeben, und um die Gunst des Photius und Bardas noch in höherm Maaße zu gewinnen, erschöpften die Unmenschen, deren Händen Ignatius war überliefert worden, ihre ganze Erfindungskraft, um neue Qua-

---

*) Ignatius war der jüngste Sohn des, von Leo dem Armenier von dem Throne vertriebenen Kaisers Michael Rhangabe, und Ignatius Mutter die Tochter des Kaisers Nycephorus.

len auszumitteln, womit sie ihr unschuldiges Schlachtopfer martern konnten. So vielen Leiden schien endlich der ohnehin durch eine schmerzhafte Krankheit völlig erschöpfte Körper des Ignatius zu unterliegen. Bewegungslos, gleich einem Todten, lag er auf einem Stein, und schnell ergriffen nun die um ihn stehenden Peiniger seine erstarrte Hand, steckten zwischen die Finger derselben eine Feder, und machten damit auf ein weißes Papier ein Kreuz. Dieses Papier ward dem Photius gebracht, das darauf stehende Kreuz für ein Zeichen der Unterschrift des jetzt schwer darnieder liegenden Ignatius ausgegeben, und darüber eine, gleichsam von dem Kranken diktirte Urkunde gesetzt, in welcher derselbe sich der Patriarchen-Würde unwürdig erklärt, und aus Ueberzeugung seiner Unfähigkeit, dieses hohe Amt gehörig verwalten zu können, dasselbe resignirt.

25. Ignatius ward jetzt wieder frei gelassen, und lebte einige Zeit in einem Kloster in Constantinopel. Aber auch hier droheten ihm bald wieder neue Gefahren. So lange der rechtmäßige Patriarch lebte, glaubte Photius noch immer seine usurpirte Würde gefährdet, und schon hatte diese Schlange von dem elenden Kaiser Michaël den Befehl zu erschleichen gewußt, daß Ignatius seiner beiden Augen beraubt und zugleich die rechte Hand ihm abgehauen werden sollte. Dieser grausamen Verstümmelung entging jedoch Ignatius durch schleunige Flucht. In ein Sclavengewand gehüllt, kam er mitten durch die Soldaten, welche das Kloster schon umringt hatten, fand glücklicher Weise am Bosphorus ein segelfertiges Schiff, und sichtbar von der Hand der Vorsehung geschützt, entzog er sich auf den Inseln des Propontis allen fernern Nachstellungen seiner Feinde. Indessen hatte auch Rom

seine mächtige Stimme längst schon hören lassen, und Pabst Nicolaus I. mit dem ihm eigenen apostolischen Flammeneifer die Vertheidigung des unschuldig Verfolgten übernommen. Die päbstlichen Legaten machten sich zwar in Constantinopel einer schändlichen Prävarication schuldig. Aber Nicolaus, das Gewebe der Lüge und Bosheit durchschauender Blick entdeckte bald den gespielten Betrug, und ward dadurch von der Unschuld des Ignatius und der Niederträchtigkeit des Photius nur noch mehr überzeugt. Leider blieben jedoch alle Bemühungen des heiligen Vaters, und welche entscheidende Schritte er auch thun mochte, für jetzt noch einige Zeit fruchtlos, und so lange Michaël III. lebte und regierte, wußte auch der eingedrungene, eben so gewaltthätige als arglistige Photius sich auf dem Patriarchenstuhle von Constantinopel zu behaupten.

28. Aber während dieser unruhigen Bewegungen in der auf das neue erschütterten morgenländischen Kirche, näherten sich des Cäsars Bardas Macht und Herrlichkeit mit immer rascherm Schritte ihrem Ende. Bardas hatte geheime Feinde am Hofe; zwar waren derselben nicht viele, aber diese desto gefährlicher, theils durch das Zutrauen, das der Kaiser ihnen schenkte, theils durch ihre eigene Kühnheit, und endlich stand auch der oberste Kämmerling Basilius an ihrer Spitze *). Indessen

*) Als Bardas die Cäsars Würde erhielt, stand ihm in der vollen Gunst des Kaisers nur noch ein gewisser Damianus, Michaëls damaliger Oberstkämmerling im Wege. Lange gab er sich alle Mühe, jenen von der Person des Kaisers zu entfernen. Endlich gelang es ihm. Nun wollte Bardas diese wichtige Stelle, in

würden sie gegen den übermächtig Gewordenen doch wenig oder nichts vermocht haben, hätte nicht längst schon lauernder schwarzer Argwohn gegen seinen Oheim den Michaël überall verfolgt. Unaufhörlich wiederholten Bardas Feinde dem Kaiser, daß derselbe alle Gewalt an sich gerissen, daß zwischen ihm und dem Thron nur noch eine schwache Scheidewand stehe, die dessen Herrschsucht vielleicht nächstens schon durchbrechen werde; und zarte Besorgniß für das Leben des Kaisers heuchelnd, drangen sie in ihn, sich bald möglichst von diesem immer gefährlicher werdenden Nebenbuhler zu befreien. Michaël, durch dergleichen Schreckbilder geängstiget, gab endlich, obgleich nicht ohne einigen Kampf mit sich selbst, seine Einwilligung zum Mord seines Oheims, und trat uun selbst an die Spitze der Verschworenen. In Constantinopel glaubte man jedoch, nichts gegen das Leben des Bardas wagen zu dürfen. Sein Sohn Antigones befehligte die Leibwache. Von den übrigen in der Stadt liegen-

---

der man so leicht das ganze Zutrauen des Kaisers gewinnen, und in alle seine Geheimnisse eingeweiht werden konnte, nur einer seiner Creaturen ertheilen. Aber zu des Cäsars größtem Erstaunen hatte Michaël gegen alle, die er ihm vorschlug, stets etwas einzuwenden. Die Stelle blieb also einige Zeit unbesetzt; bis auf einmal der Kaiser ganz unerwartet, und bald möchte man sagen, nicht ohne höhere Fügung oder Zulassung, seinen bisherigen Stallmeister Basilius zum Oberstkämmerer ernannte. Als Bardas dies hörte, sagte er zu seinen Vertrauten: „Wohl haben „wir von dem Kaiser den Fuchs zu entfernen gewußt; „aber leider ist jetzt an dessen Stelle ein Löwe getre„ten, der über kurz oder lang uns alle zerreißen wird." — Diese Vorhersagung, wie wir jetzt und in der Folge sehen werden, fing nun an in dem ausgedehntesten Sinne ihrer Worte in Erfüllung zu gehen.

den Truppen waren alle höheren Offiziere seine Creaturen. Unter allen Ständen hatte er zahlreiche Anhänger, und durch Gnadenbezeugungen, mit denen er nichts weniger als sparsam war, die gesammte nicht minder zahlreiche Dienerschaft des Palastes sich zu verpflichten gewußt. Man kam also überein, daß der Kaiser, unter dem Vorwand einer kriegerischen Expedition nach Creta, die thracischen Legionen zusammenziehen, über den Bosphorus gehen, und mit dem Heere sogleich in der Richtung nach jener Insel aufbrechen sollte. Bardas müßte nothwendig den Kaiser begleiten, nnd dann würde zur Ausführung ihres Vorhabens sich auf dem Marsch schon eine günstige Gelegenheit darbieten. — Seit dem der Kaiser selbst einer der Verschworenen war, hatte sich deren Anzahl sehr vermehrt. Das Geheimniß ward also nicht sehr strenge bewahrt. Leo, Vorstand der im Palast Magnaura errichteten hohen Schule erfuhr Etwas von dem Complott, warnte sogleich seinen Gönner und Wohlthäter, und Bardas weigerte sich nun gradezu, den Kaiser auf diesem Zuge zu begleiten. Jetzt zeigte es sich, wie selbstständig die Macht des Cäsars schon geworden war; denn um ihn zu bewegen, dem vorgeblichen Feldzuge beizuwohnen, mußten der Kaiser und Basilius in Gegenwart des Patriarchen ihm in der Sophienkirche vor dem Altar einen feierlichen Eid schwören, daß sie keinen verderblichen Anschlag gegen ihn im Sinne hätten *) — Am Vorabend

*) Nichts ist fluchwürdiger und selbst die weitesten Grenzen der Ruchlosigkeit noch überschreitend, als wenn man die ehrwürdige, geheiligte äußere Hülle irgend eines unserer heiligen Mysterien als Mittel zu einem schlechten oder gar gottlosen Zweck mißbraucht. Als

des Aufbruches der Armee gab Bardas allen seinen Freunden ein festliches Mahl. Nach aufgehobener Tafel theilte er Geschenke unter sie aus, mit der Bitte, sich seiner zu erinnern, gleichsam schon ahnend, daß er sie nie mehr sehen werde.

27. Schon mehrere Tagmärsche hatte das Heer gemacht, und noch immer zauderte Michaël mit dem letzten Befehl zum Mord seines Oheims. Die Ursache dieser Zögerung war des Bardas ziemlich zahlreiche, ihm gänzlich ergebene Leibwache, und die Ungewißheit der Gesinnungen des aus mancherlei Nationen und Truppengattungen bestehenden Heeres. Ein zufälliger Umstand gab endlich des Kaisers schwankendem Entschluß eine feste Bestimmung. Nicht ferne von dem Gestade des Meeres hatte eines Tages das Heer sein Lager aufgeschlagen. Das kaiserliche Zelt stand in einer, durch eine sanfte, unmerkbare Abdachung des Bodens, ein kleines Thal bildenden Ebene, jenes des Bardas aber auf einer, diese Ebene beherrschenden Anhöhe. Diesem unbedeutenden Umstande, der vielleicht blos in der Natur des Terrains seinen Grund hatte, gaben Bardas Feinde die boshafteste Deutung. Die Gefahr, die, wie Michaël glaubte, jetzt über seinem eigenen Haupte schwebe, gab ihm nun den Muth, den Verschworenen endlich den, von ihnen so sehnlichst erwarteten Befehl zu ertheilen. Wenn der Cäsar am Morgen des folgenden Tages, wie gewöhnlich, kom-

---

der Kaiser und Basil dem Bardas den obigen Eid schwuren, stand der Patriarch vor ihnen mit dem gesegneten Kelch des Herrn. In diesen tauchte nun Photius die Feder, mit welcher Michaël dieselbe eidliche Versicherung niederschrieb, und dann die Schrift dem Cäsar übergab.

men würde, die Befehle des Kaisers zu empfangen, sollten sie auf ein verabredetes Zeichen über ihn herfallen, und ihn tödten. Bardas kam wirklich. Alle Verschwornen standen auf ihren Posten, theils im äußern, theils im innern Raume des Zeltes. Aber Bardas hatte sich von einem Theile seiner Leibwache begleiten lassen, und bei dem Anblick der vor dem Zelte in Schlachtreihe aufmarschirten Krieger verloren die Verschworenen alle Fassung. Symbacius, welcher das verabredete Signal geben sollte, stand wie erstarrt. Noch mehr geschreckt war Michaël selbst. In der Meinung, sein Anschlag sey entdeckt, hielt er sich für verloren. In der Angst ruft er dem Basil, und sagt ihm leise in das Ohr: „Wenn Bardas jetzt nicht stirbt, muß ich sterben, „wähle zwischen ihm und mir.“ — Sogleich zieht Basil sein Schwert, und stürzt unter dem Rufe: „Rettet den Kaiser!“ auf den Bardas los; flehend wirft dieser sich dem Kaiser zu Füßen; aber in demselben Augenblick versetzt ihm Basilius einen gewaltigen Hieb auf den Kopf, und nun drängen sich alle Verschwornen um ihr Schlachtopfer, und stoßen ihm ihre Schwerter in die Brust. Auf den ersten Angstschrei des Bardas wollte seine Leibwache ihm zu Hülfe in das Zelt dringen. Aber Basil hatte auf diesen Fall schon die nöthige Vorkehrung getroffen, und ein gewisser Constantin, welcher über die innere Ruhe und Ordnung im Lager zu wachen hatte, warf sich jetzt mit der ihm zu Gebote stehenden Schaar den Soldaten von Bardas Leibwache entgegen; und da man ihnen eiligst die entseelte Leiche des Cäsars zeigte, zugleich auch die fürchterlichsten Drohungen mit den glänzendsten Versprechungen wechseln ließ; so gaben sie sich zur Ruhe, und kehrten, von Constantins Schaaren begleitet und bewacht, wieder in ihr Lager zurück. — Dem Getödteten wurden Köpf

und Hände abgehauen. Der Kopf ward auf einer Picke durch das ganze Lager getragen, und dabei dem Heere verkündiget, Cäsar Bardas habe den Kaiser ermorden wollen, sey aber, bevor er die schreckliche That habe vollbringen können, ergriffen, und wie er es verdient hätte, bestraft worden. — Die Ermordung des Cäsars erregte indessen mancherlei Bewegungen im Heere. Michaël hielt es nicht für rathsam, länger zu bleiben. Ohne Zeit zu verlieren, eilte er an das Meer, schiffte sich ein, und kehrte mit der Flotte nach Constantinopel zurück. In kurzen, abgemessenen Tagmärschen folgte das Heer ihm langsam nach. Sobald die kaiserliche Fregatte in dem Angesichte von Constantinopel erschien, liefen alle Einwohner an die Ufer des Bosphorus, um wie gewöhnlich den, von einem Feldzuge zurückkehrenden Kaiser mit freudigen Zurufungen zu begrüßen. In zahlloser Menge war das Volk versammelt, und Michaël schien ungemein vergnügt darüber. Aber kaum hatte er seinen Fuß an das Land gesetzt, als ein, in Mönchsgewand gekleideter, auf einer steilen Anhöhe stehender Mensch ihm mit lauter Stimme zurief: „Freue dich, Herr! „und triumphire nach Herzenslust; du hast einen „schönen Sieg errungen, deinen Oheim, den Bru„der deiner Mutter, der so lange Dir ein Vater „war, hast Du gemordet; aber bald wird das Blut „des Erschlagenen auf deinen eigenen Schädel herabtreufeln". Basilius gab auf der Stelle Befehl, dem anscheinenden Mönch den Kopf abzuschlagen; aber das Volk entriß ihn den Händen der Soldaten, laut bezeugend, daß jener Mensch von einem unreinen Geist besessen sey, der oft gegen den Willen des Unglücklichen aus demselben spreche.

28. Nach Bardas Tod ruhete die ganze Schwere

der Regierung wieder einzig auf den Schultern des Kaisers. Diese waren jedoch viel zu schwach, um eine solche Bürde zu tragen; es bedurfte einer kräftigern Stütze. Zwar machte Michaël jetzt einen Versuch, selbst zu regieren. Aber nicht Arbeit, sondern blos Vergnügen war sein eigentliches Element, und so ward die mit Anstrengung, und oft mit sehr vielem Zeitaufwand verbundene Leitung aller Angelegenheiten des Reiches für ihn bald wieder eine ganz unerträgliche Last. Er entschloß sich also auf das neue, einen Cäsar zu ernennen. Natürlich konnte seine Wahl auf niemand anders fallen, als auf den Basilius, den vermeintlichen Retter seines Lebens. Seinen Oberstkämmerling an der Seite begab sich demnach der Kaiser nach dem Senat, stellte jenen unter großen Lobsprüchen den versammelten Senatoren vor, lobte ganz besonders die treue Ergebenheit des Basilius, der er ganz allein, wie er sagte, die Erhaltung seines von einem Verräther bedroheten Lebens zu danken habe, ernannte ihn hierauf zum Mitregenten, bestimmte ihm, da er selbst kinderlos sey, die Nachfolge auf den Kaiserthron; und ließ ihn gleich am folgenden Tage von dem Patriarchen Photius in der großen Sophienkirche mit der größten Feierlichkeit krönen *).

*) Constantinus Porphyrogenetes beschreibt sehr umständlich und mit sichtbarer Vorliebe die Krönungsceremonien seines Großvaters. Das Wesentlichste seiner Erzählung ist folgendes. — Die Krönung hatte am ersten Tage des Pfingstfestes statt. Am Vorabend desselben erhielt der Patriarch Photius den Befehl, die Kirche auf eine, der morgigen Krönungsfeierlichkeit entsprechende Weise auf das prächtichste zu schmücken, und unter den hohen kaiserlichen Baldachin zwei Thronstühle setzen zu lassen. Am Morgen des Festes selbst begab sich Michaël in seinem ganzen kaiserlichen Ornat, die

Krone auf dem Haupt, und von einem zahlreichen und glänzenden Gefolge begleitet nach der Sophienkirche. Unmittelbar hinter ihm ging Basilius in der gewöhnlichen, seiner bisherigen Würde vorgeschriebenen Kleidung, mit dem festlichen Ceremonienmantel um die Schultern, und trug in seiner Eigenschaft als oberster Kämmerling das kaiserliche Schwert. In einiger Entfernung hinter ihm folgten sämmtliche höhere und niedere Palastbeamten. In der Kirche angekommen, legte der Kaiser nicht, wie es üblich war, die Krone ab, sondern schritt gerade gegen den Altar vor, und bestieg den für ihn errichteten Thron. Auf der obersten Stufe desselben nahm Basilius seinen Platz, eine Stufe unter ihm der Großlogothet, und dann auf den untersten Stufen die übrigen Palastbeamten, jeder nach seinem Range. Auf einen Wink des Monarchen erhob sich der Logothet, und las mit lauter Stimme folgende Erklärung des Kaisers: „Der Cäsar Bardas „strebte nach meiner Krone und meinem Leben. Ohne „des Basilius und Symbacius Wachsamkeit würde „sein verrätherischer Anschlag gelungen seyn. Der Verräther ward, wie sein gottloser Frevel es verdiente, „bestraft. Von des Basilius treuer Ergebenheit, und „dessen zarter Anhänglichkeit an meine Person vollkommen überzeugt, lege ich das Wohl meines Reiches „in seine Hände, und befehle, daß alle meine Unterthanen ihn für ihren Herrn und Kaiser erkennen sollen." — Der Kaiser nahm nun die Krone von seinem Haupt, und übergab sie dem Patriarchen, der sie auf den Altar legte, sich dann wieder gegen den Thron wandte, und die üblichen Kirchengebete über den Basilius sprach. Als er geendet hatte, traten einige der vornehmsten Palastbeamten herbei, nahmen dem neuen Imperator den seine bisherige Würde bezeichnenden Mantel ab, legten ihm die Purpurstiefeln an, und warfen den kaiserlichen Purpurmantel um seine Schultern. Basilius fiel seinem Wohlthäter zu Füßen. Er zerfloß in Thränen der Rührung und des Dankes. In dieser Stellung setzte ihm der Patriarch die Kaiserkrone auf das Haupt, und in demselben Augenblick rief die ganze zahlreiche Versammlung: „Viele Jahre „unsern Herrn, dem Michaël und Basilius." Dieser lies

sich nun neben dem Kaiser auf dem bisher ledig stehenden Thronstuhle nieder, worauf sogleich der feierliche Gottesdienst begann.

III.

1. **Basilius frühere Geschichte.** — Basilius von ganz gemeinen, völlig obscuren Aeltern geboren, durchlebte seine erste Jugend in dürftiger Niedrigkeit. Erst als er durch den wunderbarsten Glückswechsel den Thron von Constantinopel bestiegen hatte, verfertigten ihm Schmeichelei und Albernheit einen Stammbaum, der väterlicher Seits bis zu den Arsaciden, Parthiens ehemaligen Beherrschern, und von Seite der Mutter bis zu Constantin dem Großen hinaufreichte; ja der schlaue und gelehrte Patriarch Photius entdeckte endlich sogar, daß durch lange, obgleich etwas dunkle Seitenlinien Basilius ein Sprosse des großen Alexanders, des Welterobererers sey. Dieser Fiction zu Folge kamen in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts zwei Arsaciden, Namens Artabanus und Chlienes nach Constantinopel. Beide waren von der jüngern, auch nach der Zerstörung des parthischen Reiches noch in Armenien fortherrschenden Linie der Arsaciden. Als aber auch dieses Reich getheilt und unterjocht ward, wollten sie nicht Zeugen der Sclaverei Armeniens und des völligen Unterganges ihres uralten königlichen Hauses seyn, verließen demnach ihr Vaterland und flohen nach Constantinopel. Mit vielem Wohlwollen wurden sie von dem damals regierenden Kaiser Leo I. aufgenommen. Er schenkte ihnen bedeutende Ländereien in Macedonien, und die beiden Prinzen wählten nun Adrianopel zu ihrem künftigen Aufenthalt.

2. Einige Generationen hindurch lebten Artakanus und Chlienes Nachkommen mit einem ihrer hohen Geburt entsprechenden Anstand; und als nachher Persiens Könige, und später auch selbst die Kaliphen sie wieder zurückriefen, verschmähte stolzes Bewußtseyn ihrer königlichen Abkunft, und dankbares Gefühl gegen die Römer selbst die lockendsten Anerbietungen jener Mächte. Aber Unfälle mancherlei Art, welche im Laufe der Zeit das erlauchte Geschlecht trafen, verlöschte nach und nach seinen Glanz, und drückten es endlich, wo nicht gerade in Armuth, doch in äußerst beschränkte Verhältnisse herab. Einem Abkömmling des alten Königshauses blieb endlich nichts übrig, als ein kleines Pachtgut von so schwachem Ertrag, daß dessen Besitzer jetzt schon gleichsam an der Schwelle der Armuth stand. Aber demungeachtet wollte dennoch der edle Arsacide das, in seinen Adern fließende königliche Blut nicht mit einem unedlern vermischen. Zu seiner Gemahlin nahm er demnach eine nur wenig bemittelte Wittwe aus Adrianopel; die aber, wie man ihm sagte, Constantin den Großen unter ihren Ahnen zählte.

3. Eine Frucht dieser Ehe war Basilius*). Aber schon die Wiege desselben umgaben neue Gefahren und noch größere Unfälle. Der, dem Leser schon bekannte Bulgaren-König Crum eroberte Adrianopel, verwandelte den größten Theil der Stadt in einen Steinhaufen, ermordete viele Einwohner, führte ihrer noch ungleich mehr als Gefangene hinweg. Unter den Letztern befand sich auch die Fami-

*) Als Basilius geboren ward, saß der edle, aber unglückliche Michaël I. mit dem Beinamen Rhangabe auf dem Thron von Constantinopel.

lie des Basilius. In fremdem Lande als Sclave erzogen, lernte er bei Zeiten Gehorsam und strenge Zucht, ward an Entbehrungen jeder Art gewöhnt, und durch anhaltende, große körperliche Kraft erfodernde Arbeit, seine ohnehin starke Leibesbeschaffenheit immer noch mehr abgehärtet. Zum Jüngling gereift, nahm er thätigen Antheil an dem Entschluß seiner Landsleute, sich aus der Sclaverei der Barbaren zu befreien. Zwar wurden sie längst schon nicht mehr als Sclaven, sondern blos als fremde Colonisten betrachtet, theilten auch größtentheils alle bürgerliche Rechte mit den Bulgaren, und nur weil sie Christen waren, lastete auf ihnen ein größerer Druck, als auf den übrigen Eingebornen des Landes. Aber auch mitten unter diesem heidnischen Volk blieben die mit Gewalt dahin geschleppten Christen dem Glauben ihrer Väter treu, bekehrten sogar manchen Bulgaren, und selbst etliche der vornehmsten Männer der Nation zum Christenthum. Darüber empörte sich der heidnische Aberglaube des Königes. Er ließ mehrere Christen hinrichten; und einige Seitenverwandten des Basilius errangen bei dieser Gelegenheit die Märtyrerkrone *). Die Bekehrungen gingen indessen fort; aber in eben dem Verhältniß ward auch die Verfolgung der Christen immer heftiger; und als endlich die Könige Mortagon und Baldimer an Grausamkeit alle ihre Vorfahren übertrafen, beschlossen die Christen ihre Ketten zu zerbrechen, und mit den Waffen in der Hand die Rückkehr in das Vaterland zu erkämpfen. Das Unternehmen war nicht leicht. Aber der kühne und tapfere Cordylas sprach ihnen Muth ein, entwich heimlich nach Constantinopel, und setzte den

*) Unter diesen Märtyrern befand sich auch Manuel, Erzbischof von Adrianopel.

damals regierenden Kaiser Theophilus von dem Vorhaben seiner Landsleute in Kenntniß, den Monarchen bittend, ihnen die zu ihrer Rückkehr nöthigen Transportschiffe zu schicken. Gerne bewilligte Theophilus die Bitte des Cordylas; und bald lag die nöthige Anzahl von Schiffen nicht ferne von dem Gestade in dem Pontus Euxinus vor Anker. Sobald Cordylas wieder zurückgekommen war, brach der ganze zahlreiche Haufe der Christen mit Weibern und Kindern, und allem beweglichen Habe zur Auswanderung auf. Aber der Bulgaren-Fürst wollte so viele brauchbare, aller bürgerlichen Gewerbe kundige Unterthanen nicht verlieren. Er verfolgte die Christen, und hatte schon nach wenigen Tagen sie ereilt. Der Anblick des feindlichen Heeres schreckte anfänglich die Auswanderer. Bald faßten sie jedoch wieder Muth. Angefeuert von dem unerschrockenen Cordylas, beschlossen sie sämmtlich entweder zu sterben oder zu siegen, und die natürliche, bald möchte man sagen, stets nothwendige Folge dieses Entschlusses war ein vollkommener Sieg über die Bulgaren. Aber auch jetzt waren sie noch nicht von jeder Gefahr befreit. Nicht mehr sehr ferne von dem Ziele ihres Marsches stießen sie auf zahlreiche Schaaren wilder Madgiaren *), ein damals noch wenig bekanntes, an den Ufern des Borysthenes wohnendes, barbarisches Volk. Man will, riefen die Anführer der Barbaren den Christen zu, Euch ruhig ziehen lassen, nur müßt Ihr eure Waffen und euer Gepäck uns zur Beute

---

*) Madgiaren war der orientalische Nationalname der Ungarn. In der Geschichte erscheinen sie erst vollständig in dem folgenden Jahrhundert, als sie sich in Panonien niedergelassen hatten, und ihre zahllosen, wilden Schaaren sich verheerend über Deutschland und Italien ergossen.

überlassen. Ohne lange Berathung ward dieser schmähliche Antrag sogleich verworfen. Eine zweitägige Schlacht begann. Verzweiflung erhöhete den Muth der Christen. Die Madgiaren wurden geschlagen, und der größte Theil ihres Heeres vernichtet. Stolz auf ihren Sieg, und keinen Feind mehr fürchtend, setzten sie mit frohem Muth ihren Marsch fort, erreichten nach wenigen Tagen die Ufer des gastfreundlichen Meeres *), gingen mit allem ihrem Habe zu Schiffe, liefen nach einer günstigen Farth glücklich in den Hafen von Constantinopel ein, wurden mit Güte von Theophilus empfangen, Geld und Kleidungsstücke unter ihnen ausgetheilt, und sie dann sämmtlich in ihr Vaterland zurückgesandt.

4. Basil war jetzt zwar frei, aber nackt und bloß. Der Vater war indessen gestorben, das Pachtgut, lange nicht gebaut, so gut wie verschwunden, und eine hülflose Mutter, nebst zwei armen, aber reitzenden Schwestern, Basils einziges väterliches Erbe. — Zuerst trat er in die Dienste des Zantes, Statthalters von Macedonien. Aber das Gehalt, das er hier erhielt, war so unbedeutend, daß er seiner Familie kaum die allernothdürftigste Unterstützung reichen konnte. Er sah die Nothwendigkeit ein, sich einen größern Schauplatz zu suchen. Im Gefühle seiner Kraft und seines Muthes beschloß er nach Constantinopel zu gehen, und dort in dem Mittelpunkte einer halben Welt, gleichsam von dem Glücke dessen Gunst zu erzwingen. Was Basil schnell beschlossen hatte, ward eben so schnell ausgeführt. —

*) Warum die alten Griechen diesen Namen dem Pontus Euxinus gaben, werden sich wahrscheinlich die Leser aus einem der frühern Bände erinnern.

Nach einer langen, höchst mühseligen Reise kam in Lumpen gekleidet des Photius letzter Sprosse der Arsaciden in Constantinopel an. Aber ohne Geld, ohne einen Freund, oder auch nur Bekannten in der ungeheuern Stadt: was sollte er machen? Basil überließ sich der Leitung der Vorsehung, und von der Reise ermüdet, schlief er sorgenlos auf den Stufen der Diomedeskirche ein. — Ein sanfter mitleidiger Geistlicher dieser Kirche bemerkte, als er nach Hause ging, den schlafenden schönen Jüngling. Basil war von hohem schlankem Wuchs, sehr einnehmenden Gesichtszügen, und einem, in dem vollkommensten Ebenmaße aller seiner Theile, sich ungemein stark und kräftig hervorhebenden Körperbau. Der menschenfreundliche liebevolle Mann weckte ihn auf, nahm ihn mit sich in sein Haus, labte ihn mit Speis und Trank, und da er jetzt den Zweck von Basils Reise erfuhr, führte er ihn am Morgen des folgenden Tages in das Haus eines, in großem Ansehen stehenden Verwandten des kaiserlichen Hauses. Derselbe hieß ebenfalls Theophilus, und hatte die Eigenheit, daß er, obgleich selbst klein und unansehnlich, dennoch lauter große, schöne und starke Leute unter seinen Dienern haben wollte. Basil fand also gute Aufnahme, und erhielt noch an demselben Tage eine Stelle unter der Dienerschaft des kleinen Theophilus. Durch seltene Geschmeidigkeit des Geistes wußte Basil bald die Gunst seines neuen Herrn zu gewinnen; und es dauerte nicht lange, so ernannte ihn Theophilus zu seinem Stallmeister. In dieser Eigenschaft begleitete er den Vetter des Kaisers auf einer Reise nach dem Pelopones, wohin ihn die Kaiserin Theodora einiger nicht sehr bedeutender Angelegenheiten wegen geschickt hatte. Aber wo immer, und in welcher Stadt Griechenlands Theophilus jetzt erschien, zog stets der unter allen

Männern hervorragende Basilius Aller Augen ausschließlich auf sich. Trotz seiner hohen Geburt und seines Ranges übersah man den kleinen, winzigen Theophilus. Alle Blicke waren blos auf Basilius gerichtet. Auch die dem Leser nicht mehr unbekannte Danielis fand Wohlgefallen an dem schönen, in aller Fülle der Jugendkraft aufblühenden Mann; und da in dem Augenblicke, wo Theophilus nach Constantinopel zurückkehrte, Basilius plötzlich erkrankte, nahm sie ihn zu sich in ihr Haus, pflegte mit liebevoller Sorgfalt den Kranken, und nahm ihn, als er wieder gesund war, sogar an Kindesstatt an. Durch der ehrwürdigen Matrone verschwenderische Freigebigkeit ward Danielis Schützling nun schnell in eine ganz andere, wahrhaft mehr als glänzende Lage versetzt. Sie schenkte ihm dreißig Sclaven, viele Pferde und Wagen, eine Menge der kostbarsten goldenen und silbernen Gefäße, und gab ihm noch überdieß so bedeutende Geldsummen, daß man ihn von jetzt an nicht blos wohlhabend, sondern einen der reichsten Eigenthümer von Griechenland nennen konnte. Einer der schönsten und edelsten Züge in Basilius Charakter war grenzenlose kindliche Pietät. Alle Früchte von Danielis Großmuth und Freigebigkeit verwandte er blos zum Besten seiner Mutter. Er kaufte ihr in Macedonien mehrere der einträglichsten Landgüter, auch ein, beinahe einem Palaste ähnliches Haus in der Stadt. Er gab ihr die zu ihrem Dienste, wie zum Landbau nöthigen Sclaven, eine Menge Zugvieh, und alles zu einem anständigen Hauswesen Erforderliche im Ueberfluß; kurz des Sohnes kindliche Liebe versetzte die beglückte Mutter sammt deren beiden Töchtern in einen, selbst ihre glühendsten Wünsche weit übersteigenden Wohlstand.

5. Frei und unabhängig hätte jetzt Basilius im Schoße seiner Familie die heitersten Tage verleben können. Aber Ergebenheit an seinen Herrn, vielleicht auch die, seinem jetzt immer mehr erwachenden Ehrgeiz schmeichelnde Hoffnung, sich am Hofe nach und nach noch weit höher empor zu schwingen, führten ihn wieder nach Constantinopel zurück. Diese treue Anhänglichkeit gefiel dem Theophilus, und da Basilius Besonnenheit und richtiger Verstand dem kleinen Manne oft sehr guten Rath ertheilte, so behandelte er auch endlich seinen Stallmeister mehr wie einen vertrauten Freund, als einen von ihm abhängigen Diener. — Ein an sich unbedeutendes aber in seinen Folgen für Basilius höchst glückliches Ereigniß gab jetzt auf einmal dem Stallmeister des Theophilus eine ganz ungeheure Celebrität. Antigones, des Bardas Sohn nämlich gab dem ganzen Hofe und den ersten und vornehmstrn Beamten des Reiches ein festliches Mahl. Auch die bulgarischen, in Constantinopel residirenden Gesandten *) wurden dazu eingeladen. Während der Tafel kam das Gespräch auf einen Bulgaren von riesenmäßiger Größe, der, weil von der Natur mit ungeheurer Muskelkraft ausgerüstet, bisher in allen gymnastischen Spielen und Uebungen selbst die stärksten und geübtesten Kämpfer nieder geworfen habe. Theophilus, ebenfalls des Antigones Gast, dachte jetzt an seinen Stallmeister. Er äußerte den Gedanken, daß es doch noch Leute geben könnte, unter welchen der Bulgar vielleicht seinen Mann finden würde. Er nannte

*) So wie heute zu Tage unter den Mächten, hatten auch damals schon die bulgarischen Könige, wegen der seit mehreren Jahren zwischen Griechen und Bulgaren angeknüpften Handelsverhältnisse, ihre permanenten Gesandten an dem Hofe von Constantinopel.

den Basilius. Sogleich wurden dafür und dagegen Wetten eingegangen, Theophilus Stallmeister und der Bulgar herbeigerufen. Aber kaum hatten beide Kämpfer sich einander genähert, als Basilius mit Löwenstärke den Bulgaren bei der Brust faßte, und vor den Augen der erstaunten Gäste zu Boden schleuderte. Dieser Sieg schmeichelte ganz ungemein der Eitelkeit der Griechen; man bewunderte Basils mehr als menschliche Körperkraft, und einige Wochen hindurch ward er der allgemeine Gegenstand der Bewunderung und des Gespräches von ganz Constantinopel.

6. Aber auch dem Kaiser sollte Basilius endlich bekannt werden. Michaël hatte ein Pferd von ungewöhnlicher Schönheit, aber auch von ganz unbändiger Wildheit erhalten. Fruchtlos hatten an demselben alle kaiserlichen Stallmeister und Bereiter ihre Künste versucht, und in seinem Unwillen hatte Michaël schon befohlen, dem schönen Thiere die Kniesehnen zu durchschneiden. Theophilus erwähnte abermals seines Stallmeisters, lobte dessen Stärke und Geschicklichkeit. Michaël verlangte ihn zu sehen. Basilius kam, und um unter den Augen des Kaisers sogleich eine Probe seiner Reitkunst abzulegen, schwang er sich mit ungemeiner Behendigkeit schnell auf das Pferd. Aber das stolze Thier, des Reiters ungewöhnt, bäumte sich furchtbar in die Höhe, nahm alle seine Kraft zusammen, um den kühnen Reiter wieder abzuwerfen. Zwischen Mann und Roß begann nun ein langer Kampf. Aber Basil saß nicht nur felsenfest im Sattel, sondern bewieß auch nach und nach eine solche Geschicklichkeit in der Führung, daß er zuletzt das unbändige Thier dennoch zwang, seinen Willen dem Willen des Reiters zu unterwerfen, und nun tummelte er das Pferd anfänglich in

weiten, und dann in immer mehr sich verengenden Kreisen so lange und so kräftig herum, daß es endlich, als er abgestiegen war, völlig ermattet, und über und über mit Schweiß bedeckt, ganz ruhig seinem Führer wieder in den Stall folgte. Täglich ritt nun Basil mehrere Stunden lang das Pferd, und stellte nach Verlauf von ein paar Monaten es so zahm und so gut zugeritten dem Kaiser vor, daß es von jetzt an dessen Lieblingspferd ward. — Die Kunst, wilde Rosse zu zähmen war bekanntlich nächst jener des Wagenrennens in Michaëls Augen das höchste, alles Uebrige verdunkelnde Verdienst. Er nahm daher den Basil jetzt sogleich in seine Dienste, ernannte ihn zum Stallmeister, und erhob kurze Zeit darauf denselben sogar schon zu der ihn der Person des Kaisers sehr oft nähernden, mithin auch nicht wenig einflußreichen Stelle eines kaiserlichen Oberstallmeisters.

7. Daß man oft, um kleine irdische Zwecke zu erreichen, Tugend, Religion und Redlichkeit heuchle, ist etwas ganz Gewöhnliches; daß man aber, der nämlichen Ursache wegen, den angebornen edeln Charakter verleugne, sich Ausschweifungen, die man verabscheut, zügellos überlasse, und in dem eigentlichen Sinne des Wortes, Laster und Untugenden heuchle; dies ist gewiß eine höchst seltene Erscheinung. Indessen war Basil jetzt in diesem Falle; denn nur so und nicht anders konnte er sich in der Gunst des Kaisers erhalten, noch immer höher darin steigen. Eben so schmeidig an Geist, als gewandt an Körper, wußte Basilius, gleich einem wahren Kamäleon, in allen Farben zu glänzen. Jeder Thorheit, jeder Ausschweifung des Kaisers zollte er lauten Beifall, lobte und rühmte, was er in seinem Herzen verachtete, verwirrte, wenn man ihn an der

Tafel des Kaisers sprechen hörte, alle Begriffe von Tugend und Laster, und übertraf bei Michaëls nächtlichen Bachanalien alle übrige an ausgelassener Fröhlichkeit. Zum Lohne dafür ward er, wie wir wissen, ganz unvermuthet zu der Würde eines Oberstkämmerers erhoben. Diese wichtige Stelle gab ihm nun zu jeder Stunde, ohne sich melden zu lassen, freien Zutritt zu dem Kaiser; auch waren sämmtliche höhere und niedere Palastbeamten ihm untergeordnet. Trefflich wußte Basil diese günstigen Umstände zu benutzen; und bald war blos des Cäsars Bardas Ansehen das einzige Gegengewicht gegen des neuen Günstlings immer zunehmenden Credit. Aber mit jeder Art der Schande längst schon innigst vertraut, verschmähte es nun auch Basilius nicht, sich mit der Ingerine, der bisherigen Beischläferin des Kaisers zu vermählen *), und diesem dafür seine eigene,

*) Basilius war schon seit mehreren Jahren vermählt. Seine fromme und tugendhafte Gemahlin hieß Marie. Er liebte sie aufrichtig, und aus keiner andern Ursache, als blos um Michaëls bisherige Buhlschwester zu heirathen, schied er sich von derselben und schickte sie zu ihren Anverwandten nach Macedonien zurück, überhäufte sie jedoch mit Reichthümern, und that überhaupt alles, was er nur immer thun konnte, um ihr die Schmerzen der Trennung so viel wie möglich zu versüßen. — Eben so hatte auch Michaël längst schon eine Gemahlin. In der Meinung und Hoffnung, ihren Sohn von Ausschweifungen abzuhalten, hatte ihn Theodora sehr frühzeitig, als er kaum sein sechszehntes Jahr erreicht hatte, mit der liebenswürdigen Eudokia, der Tochter des Decapolites, eines wegen seiner hohen Geburt, großen Reichthums, und tadellosen, religiösen Wandels im größten Ansehen stehenden Mannes vermählt. Aber beinahe an dem Tage, an welchem Michaël mit Eudokia getraut ward, nahm er die oben erwähnte Ingerine als Beischläferin zu sich.

jetzt an Ingerinens Stelle tretende Schwester Thecla zu überlassen. An dreifachen Banden hielt jetzt Basilius den Kaiser gefesselt. Erstens, durch seine Genossenschaft an allen Ausschweifungen desselben; zweitens, durch den, durch Gewohnheit befestigten, daher auch jetzt noch fortdauernden Einfluß Ingerinens, und endlich drittens, durch den Zauber seiner Schwester, der reizenden Thecla. — Nunmehr blos mit weit aussehenden Entwürfen seines Ehrgeizes beschäftiget, blieb Basilius den, durch Photius erregten Streitigkeiten in der Kirche völlig fremd, hielt sich auch von allen Angelegenheiten der Reichsverwaltung entfernt, ward aber ein desto wachsamerer und strengerer Beobachter aller Handlungen und Schritte des Cäsars, trug das meiste zu dessen Sturz bei, und schritt endlich, wie wir gesehen, über Bardas blutige Leiche zur höchsten Stufe irdischer Größe und Hoheit empor.

IV.

1. Fortsetzung und Beschluß der Regierungsgeschichte Michaëls III. — Das Ziel seiner ausschweifendsten Wünsche hatte Basilius nun erreicht, mithin fernere Verstellung auch keinen weitern Zweck mehr für ihn. Die bisher getragene Larve des Lasters warf er demnach ab, und erschien wieder in seinem, ihm eigenen, weit ehrenvollern Charakter. Er ward nüchtern, mäßig, arbeitsam, ein Feind lärmender Vergnügungen, dabei ernst und zurückhaltend, und dennoch gegen jedermann leutselig und herablassend, ohne den, an Michaëls Hofe längst schon nicht mehr gekannten, und einem Monarchen doch so sehr geziemenden, würdevollen An-

stand zu verletzen. Basilius hatte dem Kaiser Alles zu danken; ohne eigentliches Verdienst hatte dieser ihn blos aus Neigung oder Laune auf den höchsten Gipfel des Glückes erhoben. Basil dachte zu edel, um solche Wohlthaten mit schwarzem Undank zu lohnen. Obgleich jetzt Michaëls Machtgenosse, schauete er doch stets zu ihm, als seinem Oberherrn mit Ehrfurcht empor; liebte ihn auch mit wahrer, aus warmem Dankgefühle entspringender Liebe. Aber eben diese treue Ergebenheit machte es ihm nun zur strengsten Pflicht, die bisherige Rolle eines niederträchtigen Schmeichlers gegen jene eines aufrichtigen, und daher Wahrheit liebenden Freundes zu vertauschen. Nichts war für den Basilius schmerzhafter, als so oft Augenzeuge seyn zu müssen, wie Michaël, völlig uneingedenk seiner hohen Würde, die Majestät des Purpurs täglich immer tiefer in den Schlamm herabzog, aber auch eben dadurch den, die geheiligte Person eines Monarchen unsichtbar umstrahlenden Nimbus, wie jenen mächtigen Zauber, der seinen Thron umgibt, in den Augen des Volkes nach und nach völlig zerstörte *). Er wagte es also dem Kai-

*) Wenn Michaël durch die Straßen von Constantinopel ritt, oder ging, hielt er sich oft mit Leuten aus der letzten und niedrigsten Klasse auf; begleitete den einen oder andern bis an dessen Wohnung, trat mit ihm in das Haus, und lud sich selbst bei einer solchen Familie zu Gaste. In diesem Falle half er alsdann die Speisen zubereiten, deckte selbst den Tisch, verrichtete noch andere ähnliche kleine Dienste, und vergaß sich endlich gar so weit, daß er in Gegenwart und unter den Augen dieser gemeinen Leute sich so sehr berauschte, daß er ohne Führer nicht in seinen Palast zurückkehren konnte. Der ganz niedrige Pöbel von Constantinopel nannte ihn daher gewöhnlich nur den Saufhans.

ser sehr ernste Vorstellungen darüber zu machen, suchte wo möglich die in ihm noch nicht völlig erstickten edlern Kräfte wieder zu wecken, und ihn, wenn auch nicht auf die Bahn strenger Tugend zurückzuführen, doch wenigstens dem Abgrund des Verderbens, an dessen Rand er taumelte, noch bei Zeiten zu entreißen. Aber Michaël, im Wirbel seiner thörichten Freuden und Vergnügungen unaufhaltsam herumgetrieben, war völlig unfähig, auch nur die mindeste ernsthafte Betrachtung über sich selbst mehr anzustellen; und sein Ohr, schon seit so vielen Jahren blos an schmeichelnde Töne gewöhnt, blieb taub bei der Stimme der Wahrheit wie des wohlwollenden Freundes.

2. Gleichsam seinem neuen Mentor zum Trotze, gab Michaël seinen Ausschweifungen jetzt nur noch einen desto größern Spielraum. Aber grenzenlos und alle Begriffe übersteigend war besonders seine Verschwendungssucht. Der von seinem Vater gesammelte, und seiner Mutter so sehr vermehrte, ungeheure Schatz war schon seit mehrern Jahren verschwunden, und die jährlichen Einkünfte des Staates wurden beinahe sämmtlich von des Kaisers wahnsinnigem Luxus verschlungen. Michaël sah sich gezwungen, die prächtigsten und kostbarsten goldnen und silbernen Gefäße seines Palastes in die Münze zu schicken; und eingeschmolzen und in Geld verwandelt wurden sogar jene herrlichen Kunstwerke, die selbst den Neid der Abassiden in Bagdad erregt hatten. Unter andern auch jener ungeheuer große, von dem berühmtesten Mechaniker damaliger Zeit aus lauter gediegenem Golde gearbeitete Baum, auf dessen mannichfaltigen goldenen Blättern eine Menge aus demselben edeln Metall verfertigter Vögel saßen, und mittels eines ganz unmerkbar dabei angebrach-

ten Mechanismus von Zeit zu Zeit ihren natürlichen Gesang hören ließen; und endlich auch zwei Löwen von natürlicher Größe, und gleichfalls von gediegenem Golde, die, sobald man eine dem Auge versteckte Feder berührte, sogleich durch furchtbares Gebrüll alle Anwesenden schreckten. So groß aber auch die, durch das Einschmelzen so vieler goldenen und silbernen Geräthschaften und Kunstwerke zusammen gebrachten Summen seyn mochten; so hatte sie Michaël doch in wenigen Monaten schon wieder verschwendet. Nun wurden auch Kirchen geplündert und Altäre beraubt. Die dadurch gewonnene Beute reichte jedoch ebenfalls nicht zu; und so sah Michaël, noch vor zehn Jahren der allerreichste Monarch des Erdbodens, sich jetzt in die Nothwendigkeit versetzt, sogar die kaiserliche Garderobe plündern und zum Theile verkaufen zu lassen. Alle diese nicht zu berechnenden Summen waren größtentheils an das niedrigste, lüderlichste Gesindel verschwendet worden, und nur weniges davon hatte Michaël, weil alle seine Vorfahren ihrem Andenken in Errichtung prachtvoller Gebäude ein Denkmahl gesetzt hatten, ebenfalls zum Bau einer Kirche verwendet.

3. Durch sein, mit dem Betragen des Kaisers so sehr contrastirendes würdevolles Benehmen, war Basilius längst schon in Michaëls Gunst bedeutend gesunken. Diesem wurden jetzt seines Mitregenten öftere Ermahnungen von Tag zu Tag lästiger. Der strenge Mentor ward ihm endlich ganz verhaßt, und als Basilius eines Tages dem Kaiser, zwar zudringlicher als je, jedoch in den ehrerbietigsten Ausdrücken, die Folgen seiner Verschwendung und der gänzlich zerrütteten Finanzen vorstellte, ließ Michaëls finsterer, zürnender Blick ihm deutlich

fühlen, was vielleicht schon in kurzem sein eigenes Los seyn würde. — Des Basilius geheime Ahnungen gingen schnell in Erfüllung. Michaël hatte seit einiger Zeit einen gewissen Basilicinus, einen ganz gemeinen Mann, der noch unlängst Ruderknecht auf einer der kaiserlichen Galeren war, ganz besonders liebgewonnen. Täglich stieg dieser Mensch in der Gunst des Kaisers, und zwar so, daß dieser ihn endlich sogar zu einem sehr glänzenden, zur Feier eines, von ihm an demselben Tage auf der Rennbahn errungenen Sieges, angeordneten Gastmahle einladen ließ. Vom Weine erhitzt, hatte Basilicinus gegen das Ende der Tafel die Frechheit, sich in das Gespräch zu mischen, und dem Kaiser über seine, heute im Circus bewiesene, ganz bewunderungswürdige Geschicklichkeit und Gewandtheit die allerübertriebensten Lobsprüche zu ertheilen. Da er zu bemerken glaubte, daß der Kaiser ihm mit Wohlgefallen zuhörte; so konnte der unerträgliche Schwätzer, zum Ueberdruß aller übrigen Gäste, mit seinem Lobe gar nicht zu Ende kommen. Aber gerade darüber war Michaël außer sich vor Freude, und schon mehr als zur Hälfte berauscht, ließ er sich plötzlich von einem seiner Kämmerlinge aus der kaiserlichen Garderobe Purpurschuhe und einen Purpurmantel herbei bringen, und überreichte beide Insignien dem Basilicinus. Dieser ganz beschämt und verwirrt, und in der größten Verlegenheit, was er jetzt thun sollte, schaute den Basilius an, der ihm sogleich durch einen Wink zu verstehen gab, daß er beides nur annehmen möchte. Aber diesen Wink hatte der Kaiser bemerkt, und aufgebracht darüber fuhr er den Basilius mit harten Worten an: „Siehst „du nicht", sagte er zu ihm, „daß diesem der Pur„pur weit besser steht, als Dir? bin ich es nicht, „der Dich zum Kaiser gemacht hat, und habe ich

„nicht Macht und Gewalt, auch wieder einen andern „dazu zu machen?“ Schweigend schauten die erstaunten Gäste einander an; keiner konnte sich jedoch vorstellen, daß es des Kaisers wirklicher Ernst sey, einen Ruderknecht zum Augustus zu ernennen, und als die Tafel aufgehoben war, trennte sich die ganze Gesellschaft in der vollen Ueberzeugung, daß, wenn der Kaiser morgen seinen Rausch würde ausgeschlafen haben, er aus der ganzen Sache einen Scherz machen werde.

4. Leider sahen am folgenden Tage sich alle auf das demüthigendste getäuscht. Michaël, der, wie in den gröbsten Ausschweifungen, auch in den unerhörtesten Narrheiten eine ganz eigene Art von Ruhm setzte, beharrte dabei, aus einem Ruderknecht einen Kaiser zu machen, ließ den Senat zusammen berufen und stellte ihm den Basilicinus, mit allen Insignien der kaiserlichen Würde geschmückt, als wirklichen Augustus vor. Erstaunen fesselte jede Zunge. Keiner der Senatoren wagte den Kaiser anzuschauen; denn alle waren in ihrem Innern überzeugt, daß Michaël nun vollkommen, und in allem Ernste den Verstand verloren haben müsse. An das ominöse Schweigen des Senates kehrte sich jedoch Michaël nicht im mindesten. Er bestimmte den Tag zur Krönung des Basilicinus, und schickte dem Patriarchen Befehl, zu dieser Feierlichkeit die Hauptkirche nach herkömmlicher Weise schmücken zu lassen. — Basilius fühlte jetzt nur zu sehr, daß es um ihn geschehen sey. Nicht nur war seine Würde durch Ernennung eines Gehülfen, der noch vor kurzem an der Ruderbank gesessen hatte, auf das schändlichste entehrt; sondern auch seinem Leben drohete offenbar die größte Gefahr. Er beschloß, derselben zuvorzukommen. In Michaël erblickte er jetzt nicht

mehr einen Wohlthäter, sondern einen launenhaften Tyrannen, der blos aus Eigensinn ihn erhoben, und nun abermals nur aus Eigensinn ihn zu stürzen und ermorden zu lassen im Begriffe stehe. Werkzeuge zur Ausführung seines Vorhabens fand Basilius an allen, an die er sich wandte; denn längst schon harrte jeder mit Sehnsucht auf Rettung des Staates, und Befreiung von einem verächtlichen, halb wahnsinnigen Despoten. Einer von beiden, entweder Basilius oder Michaël, mußte jetzt fallen. Die Würde und Wohlfahrt des Reiches erfoderten das Letztere, und so ward die Vollbringung der That schon auf den Abend des folgenden Tages festgesetzt.

5. Seit dem Tode des Bardas hatte sich Theodorens Schicksal um vieles verbessert. Wie es scheint, war ihr ein anständigeres, weit reichlicheres Gehalt ausgesetzt, auch in dem, außerhalb Constantinopel gelegenen Palaste zum heiligen Mamas eine Wohnung angewiesen, wo sie im Sommer mit ihren Töchtern eine reinere Luft einathmen, und die Annehmlichkeiten eines stillen, zwangloseren Lebens genießen konnte. Hier gab sie nun öfters ihrem Sohne und einem Theile des Hofes ein ländliches Abendessen. Zu einem ähnlichen kleinen Feste hatte sie nun auch jetzt wieder den Kaiser, nebst dem Basilius und dessen Gemahlin Ingerine, wie auch den Basilicinus und noch Einige andere vom Hofe, für den Abend des folgenden Tages eingeladen. — Keiner von den geladenen Gästen blieb aus. Besonders fröhlich und guten Muthes war der Kaiser selbst. Als er aber gegen 10 Uhr, seiner Gewohnheit nach schon wieder ziemlich berauscht zu seyn schien, stand Basilius ganz stille von der Tafel auf, begab sich in das für den Kaiser bereit gehaltene Schlafgemach,

zerrüttete dort etwas an dem Schloß der Thüre, so daß diese nicht geschlossen werden konnte, und kehrte dann wieder zur Tafel zurück. Michaël hatte die Entfernung des Basilius nicht bemerkt, indem dessen Gemahlin Ingerine ihren ehemaligen Geliebten einstweilen durch witzige, vielleicht auch muthwillige Scherze zu unterhalten wußte. Von den Dünsten des im Ueberflusse genossenen Weines betäubt, fühlte Michaël bald darauf das Bedürfniß des Schlafes. Er stand also auf, und ließ sich in das für ihn zubereitete Zimmer führen; mit ihm ging Basilicinus, und auch Basilius begleitete den Kaiser bis an dessen Schlafgemach, und nachdem er demselben, wie es Sitte war, die Hand geküßt hatte, wünschte er ihm sanfte Ruhe und ungestörten Schlaf. Der Kaiser und dessen ephemerer Augustus warfen sich nun auf die zwei im Zimmer stehenden Betten, und schliefen augenblicklich ein. Jetzt erschien Basilius, der nicht mehr zu Theodoren und den übrigen Gästen zurückgekehrt war, an der Spitze einer bewaffneten Schaar. Die Thürsteher, welche, weil sie die Thüre nicht schließen konnten, sich vor dieselbe gestellt hatten, wollten den Ankommenden den Eintritt verwehren, wurden jedoch mit leichter Mühe in das Zimmer hineingestoßen, aber auch Michaël und Basilicinus durch das dadurch entstandene Geräusch aus dem Schlafe geweckt. Als der Kaiser die ihm entgegen blitzenden Schwerter seiner Mörder sah, hob er unter großem Geschrei seine Hände zu ihnen flehend empor. Aber Chaldeas, einer der Verschwornen, hieb mit einem Streiche ihm beide Hände ab, und stieß ihm hierauf noch einigemal sein Schwert in den Leib, indessen andere sich mit dem Basilicinus beschäftigten, und der elende Tropf nun für die Narrheit seines Kaisers, ihm den Purpurmantel umgeworfen zu haben, ebenfalls mit seinem Leben

büßen mußte. Während dieses im Innern des Gemaches geschah, stand vor dessen Eingang Marianus, des Basilius Bruder, um mit seinen Begleitern, die sämmtlich wohl bewaffnet waren, die auf das Geschrei des Kaisers von allen Seiten herbeilaufende Dienerschaft zurückzuhalten. Auch Basilius war nicht in das Zimmer gegangen, sondern harrte des Ausgangs des tragischen Schauspiels vor der Thüre. Sobald die blutige That vollbracht war, eilte er, von seiner ganzen Trupp begleitet nach dem großen, kaiserlichen Palast, erzwang sich den Eingang, und nahm von demselben Besitz. Eudokia, des ermordeten Kaisers Gemahlin ward auf der Stelle in ihr väterliches Haus zurückgeschickt, Ingerine dagegen, unter der Bedeckung einer Menge Diener und Hausbeamten, nach dem Palaste abgeholt. Den Paul, einen seiner Kämmerlinge, beauftragte Basilius, für die Beerdigung des Ermordeten zu sorgen. Als Paul nach St. Mamas kam, fand er den entseelten Körper mit ausgeschütteten Eingeweiden auf der Erde liegen; um ihn her standen Hände ringend Theodora mit ihren Töchtern, jene des Sohnes, diese des Bruders unseliges Ende bejammernd, das sie längst schon geahnet, und im Stillen nicht selten bitter beweinet hatten. Paul ließ den todten Körper in eine Pferdedecke wickeln, in eine Barke werfen, und noch in derselben Nacht nach Chrisopolis bringen, wo er in einem ganz einsam gelegenen Kloster, eine der Welt unbekannte Ruhestätte fand *) (24. September 867). — Als

*) Basilius Theilnahme an dem Mord des Kaisers erscheint indessen doch in einem etwas mildern Licht, wenn es wahr ist, daß, ohne sein Wissen und Zuthun sich eine Verschwörung gegen das Leben des Michaëls entsponnen, die Verschwornen jedoch nichts ohne Zu-

Michaël in der Stunde des Rausches und der Mitternacht gemordet ward, hatte er ein und dreißig Jahre gelebt und fünf und zwanzig geherrscht *).

V.

1. Eintritt der Russen in die allgemeine Welt- und Völkergeschichte. — Noch nie erschien bis jetzt der Name der Russen in der Geschichte. Aber in den letzten Jahren der Regierung Michaels III. als Cäsar Bardas noch lebte, lernten zum erstenmale nun auch die Griechen jene, in kurzer Zeit so mächtig gewordene Nation kennen, die, viele Jahrhunderte verborgen und unbekannt, jetzt plötzlich hervorbricht, und in dem vollen Licht ihrer Thaten immer fester und kräftiger einherschreitet **). Wie von allen Völkern, ist auch Rußlands

---

stimmung des Basilius hätten unternehmen wollen, und dieser erst mit vieler Mühe und nach langem Widerstreben, seine Einwilligung dazu gegeben habe, und zwar mehr aus Rücksicht auf das Wohl des Reiches, als auf seine eigne Erhaltung.

*) Das heißt, von dem Tage an, an welchem sein Vater Theophilus starb, und ihm, obgleich noch unter der Vormundschaft seiner Mutter, als Kaiser gehuldiget ward.

**) Quellen der russischen Geschichte sind: 1. Die Byzantiner, vorzüglich Constant. Pophyr. und zum Theile auch Anna Commena. 2. Die alten, größtentheils von deutschen Gelehrten übersetzten russischen Annalisten, an deren Spitze der ehrwürdige Nestorius steht, ein in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts blühender russischer Mönch. Professor Schlözer hat ihn übersetzt. Nestorius beginnt seine Annalen mit dem Jahre

früheste Geschichte in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Im fünften oder sechsten Jahrhundert zogen zwei slavische Volksstämme, deren älteste bekannte Wohnsitze das nördliche Ufer der Donau und des schwarzen Meeres waren, mehr nordwärts in das heutige Rußland. Der eine, unter der Anführung des Kii, den die alten Annalisten einen Fürsten nennen, ließ sich am Dnieper nieder, und erbauete Kiew, noch heut zu Tage die Hauptstadt der russischen Ukraine. Der andere wanderte noch weiter hinauf, schlug am Ufer des Wolchow, beim Ilmensee seine Zelte auf, und legte den Grund zu der Stadt Nowgorod Weliki; und mit der Gründung und Er-

---

862. und schließt sie im Anfange des 12. Jahrhunderts. Fortgesetzt ward des Nestorius Chronik von Sylvester, Abt des russischen Klosters zum heiligen Michaël; und die Annalen des Abts setzten zwei unbekannte russische Mönche fort. Auf diese folgte eine Menge anderer Annalisten, und da jeder nur die Ereignisse seiner Zeit, wovon er Augenzeuge war, berichtet; so gewinnen ihre Erzählungen nicht nur an Glaubwürdigkeit, sondern es entsteht dadurch eine vom Jahre 862 an fortlaufende, vollkommen zusammenhängende, lückenfreie Geschichte des russischen Reiches. — Hülfsschriften, oder gleichsam Quellen zweiter Art sind die russischen Geschichtbücher geborner Russen, wie z. B. Tatischtschew, Lomonsow, Sumarokew, aber ganz vorzüglich des Fürsten Michaëls Schtscherbatowo russische Geschichte, vou Chr. H. Hase übersetzt. Ferner die allgemeine Weltgeschichte; dann die verschiedenen in den Memoirs der Petersburger Akademie über russische Geschichte enthaltenen Abhandlungen von Schlözer, Müller, Bayer :c. und endlich auch die jetzt überall citirte **histoire de la Russie par Mr. Leveque.** — Es versteht sich von selbst, daß wir bei weitem nicht alle, sondern von den vorzüglichsten blos einige hier anzugeben für zweckmäßig fanden.

bauung dieser zwei Städte durch die beiden slavischen Stämme beginnt die russische Geschichte.

2. Aber von dieser Epoche bis zur Regierung Ruricks (862), den man gewöhnlich als den Gründer des russischen Reiches betrachtet, entsteht in Rußlands Geschichte eine durchaus nicht auszufüllende Lücke. Weder die Slaven, noch die andern Völker, welche sich nach und nach mit ihnen vermischten, kannten die Buchstabenschrift, hatten demnach auch keine Jahrbücher, und ihre einzigen historischen Denkmäler waren blos Sagen und Lieder, die die Schicksale der Nation und die Thaten ihrer Helden den Nachkommen überlieferten, aber größtentheils schon nach einigen Generationen wieder in Vergessenheit sanken. Von allem Wunderbaren und offenbar Fabelhaften gesäubert, geben sie uns doch über die verschiedenen Zustände der Nation in jener Periode wenigstens im Allgemeinen ziemlich befriedigende Aufschlüsse. Ihnen zu Folge wurden die an den Dnieper ausgewanderten Slaven, nach Erbauung ihrer Stadt, von den, am schwarzen Meere wohnenden Kozaren überwältiget, und zu einem jährlichen Tribut, als Zeichen ihrer Unterwürfigkeit gezwungen. Jede slavische Familie mußte jährlich den Kozaren ein Eichhorn und einen Fuchs als Steuer zahlen. In dieser Abhängigkeit blieben die kiewschen Slaven bis zur Ankunft Ruriks in Rußland.

3. Weit glücklicher waren die Slaven, welche am Ilmensee Nowgorod erbaut hatten. Durch Vermischung der Kriwitschen, Tschjuden, Merier und einiger andern Völker, ward Nowgorod in kurzer Zeit ein ungemein volkreicher und mächtiger Staat. Sein Gebiet erstreckte sich bald über sämmtliche, das heutige Gouvernement von Nowgo-

rod ausmachende Kreise, ferner über den heutigen Gouvernementsbezirk von Pleskow und das Land an der Wage und Dwina, von welchem er jährlichen Zins erhob. Die Nowgoroder zählten hundert tausend waffenfähige Männer, stets bereit, in das Feld zu ziehen. Diese, in jenen Gegenden gewaltige Macht erzeugte unter allen umliegenden Völkern jene ausnehmende Ehrfurcht, welche endlich das Sprichwort gebar: „Wer vermag etwas gegen Gott und Groß Nowgorod!“ Aber die nowgoroder Slaven hatten sich eine republikanische Regierungsform gegeben. Die natürlichen, ja wohl nothwendigen Folgen davon waren häufige innere Unruhen, Factionen, ein immer gefährlicher werdender, die Kräfte der Republick lähmender Partheikampf, und endlich Unterjochung des Staates sammt allen davon abhängigen Völkerschaften durch einen zahlreichen Schwarm nordischer Abentheurer, Warjäger oder Waräger genannt *). Die Herrschaft der Warä-

*) Die Warjäger oder Waräger gehörten jenem Volke an, welches ungefähr um die nämliche Zeit unter dem Namen Normänner dem Süden und Westen von Europa so furchtbar ward. Puffendorf glaubt jedoch, es seyen Preußen gewesen, und giebt dieses Land als den Wohnsitz derselben an; andere wieder Finnlaud und Liefland. Alle drei Meinungen lassen sich in so fern mit einander vereinigen, wenn man annimmt, was auch gar nicht zu bezweifeln ist, daß nämlich die Normänner auf ihren Raubzügen nicht nur die südlichen und westlichen, sondern auch östlichen Küstenländer heimsuchten, nnd daß endlich, so wie sie in Norddeutschland, Frankreich, und Italien sich niederließen, und in denen, ihnen abgetretenen Ländern sich zu behaupten wußten, ihnen das nämliche auch in Preußen, Liefland und Finnland gelungen seyn mochte. In diesem Falle würde es doch sehr wahrscheinlich seyn, daß es die Rußland näher gele-

ger war jedoch von kurzer Dauer. Zu schwach, um einen schon so mächtig gewordenen Staat lange in Unterwürfigkeit zu erhalten, wurden sie nach einiger Zeit wieder über die See zurückgejagt. Die Nowgoroder stellten ihre republikanische Verfassung wieder her, und wählten aus ihrer Mitte einen sehr verständigen Mann, Namens Gostomysl zu ihrem Posadnick (Oberbürgermeister).

4. Aber die Nowgoroder wußten weder zu gehorchen, noch zu herrschen. Neid und Eifersucht trennten auf das neue die Bürger; Faktionen erhoben sich gegen Faktionen, und die Waffen, mit denen sie die Waräger vertrieben hatten, brauchten sie jetzt untereinander gegen sich selbst. In dieser anarchischen Verwirrung berief der Posadnick die vornehmsten Einwohner von Nowgorod zusammen, stellte ihnen die Folgen ihres blutigen, schon permanent gewordenen Zwistes vor, und gab ihnen den weisen Rath, sich einem Fürsten zu unterwerfen, und um unter ihren Mitbürgern nicht Neid und Haß zu wecken, einen Fremden dazu zu wählen. Die der schrecklichen innern Zerrüttungen ebenfalls längst schon müden Bürger nahmen willig diesen Vorschlag an, und bei der Berathschlagung über die Wahl des neuen Oberherrn, wußte der kluge Gostomysl diese so zu lenken, daß sie auf Rurick, einen Fürsten der Warjäger fiel, der entweder sein Schwiegersohn, oder einer seiner Enkel war*). Ge-

genen liefländischen Waräger waren, welche den Staat von Nowgorod sich unterwarfen.

*) Dänische Geschichtschreiber erzählen, die Dänen hätten kurz vor dieser Zeit mit den Liefländern Krieg geführt. Der liefländische Fürst, oder König sey im Treffen erschlagen, und seine Söhne, obgleich sie von dem

sandten gingen also nach Preußen oder Liefland, und als sie zu Rurick und dessen beiden Brüdern Sineus und Truwor kamen, sprachen sie zu ihnen folgende Worte: „Unser Land ist groß; an „Allem haben wir Ueberfluß; nur fehlt es uns an „Verwaltung der Gerechtigkeit, innerer Ordnung „und obrigkeitlichen Anstalten. Kommt also in un„ser Land, herrschet über uns, und schützet unsre „Grenzen gegen feindliche Einfälle.“ — Unter den Varjägern war jedoch der Nowgoroder wilder, un-

---

russischen (nowgorodschen) Fürsten, dessen Schwiegersöhne sie gewesen, Hülfe erhalten, wären dennoch ebenfalls überwunden worden. — Dieser Erzählung zu Folge ist es ziemlich wahrscheinlich, daß derjenige, welchen die dänischen Annalisten aus Irrthum einen nowgorodschen Fürsten nennt, kein anderer als Gostomysl war, dessen Würde als Posadnick ohnehin mit jener eines, nur an Macht sehr beschränkten Fürsten so viele Aehnlichkeit hatte. Aber in diesem Falle würde daraus ein neuer Beweis hervorgehen, daß jene Waräger, welche früher schon über Nowgorod herrschten, und nachher durch Rurick dem ganzen russischen Reiche eine lange, wahrhaft glänzende Reihe ausgezeichneter Großfürsten gaben, aus Liefland gekommen sind. Wenn russische Chronisten sie aus Preußen kommen lassen; so liegt der Grund davon vielleicht blos darin, weil sie die beiden Länder Preußen und Liefland gar zu leicht mit einander verwechselten; ein Irrthum, der wahrscheinlich daher entstand, daß das Meer, welches die Küsten dieser Länder bespült, das Wariägische Meer genannt ward. — Einige Gelehrten, als Müller und Gatterer halten endlich die Warjäger oder Waräger für Schweden. Schlözer läßt sich in diese Untersuchungen gar nicht ein, sondern sagt blos, was auch gar nicht bestritten werden kann, die Waräger seyen ein scandinavisches Volk gewesen. — (Ueber die Herkunft Rurick's sehe man des Fürsten Schtscherbatowo's russische Geschichte. B. 1. K. 4. S. 233 u. f.)

bändiger Charakter nur zu sehr schon bekannt. Die drei Brüder weigerten sich demnach lange des ihnen gemachten Antrags, und erst auf dringendes Bitten der Gesandten versprachen sie zu kommen und die Regierung zu übernehmen.

5. Von einem kleinen Heere ihrer Landsleute, der Warjäger begleitet, kamen Rurick, Sineus und Truwor in Nowgorod an. Das ganze Land ward unter die drei Brüder getheilt. Rurick, der älteste, erhielt das Großfürstenthum Nowgorod; aber den Einwohnern von Nowgorod noch nicht völlig trauend, bauete er am See Ladoga eine neue Stadt, jetzt Starajá Ladoga genannt, und wählte sie zu seiner Residenz *). Sineus schlug seinen Sitz zu Bielo Oszerö auf, und Truwor wählte die in dem heutigen Gouvernement von Pleskow gelegene Stadt Issaborg zu seinem Aufenthalt. Anfänglich hatten die drei Brüder nur eine sehr beschränkte Macht; aber eine neue allgemeine Empörung der Nowgoroder und der ihnen einverleibten Völker verschaffte ihnen die volle königliche Gewalt; denn die Aufrührer wurden in mehrern Treffen geschlagen, und die Anführer, größtentheils sehr angesehene und einflußreiche Bürger, mit dem Tode bestraft. Theils durch das Schwert, theils durch freiwillige Unterwerfung kleinerer Völker, suchten und wußten die drei Fürsten ihre Gebiete bedeutend zu erweitern; und als schon nach zwei Jahren Sineus und Trawor starben, und ihre sämmtlichen Länder an Rurick fielen, so beherrschte dieser nun ein

---

*) Noch heute zu Tage werden in dieser Stadt Ruinen eines alten Gemäuers gezeigt, die man des Fürsten Ruricks Haus nennt.

sehr ausgedehntes, volkreiches und mächtiges Großfürstenthum; besonders nachdem bald darauf auch das Fürstenthum Kiew mit Nowgorod vereinigt ward.

6. Rurick ward nun im wahren Sinne der Schöpfer eines neuen Staates. Das ganze, seiner Herrschaft unterworfene Land theilte er in mehrere Provinzen, ernannte für jede einen seiner Getreuen zum Statthalter, regelte die bürgerlichen Rechte der verschiedenen, in dem Großfürstenthum wohnenden und ihm gehorchenden Völker; so z. B. wurden jetzt die Waräger die ersten Grundeigenthümer in Kiew, die Slaven in Nowgorod, die Kriwitschen in Polotsk u. s. w. Er machte ferner mehrere zweckmäßige polizeiliche Verordnungen, bestimmte auch die Zahl der waffenfähigen Leute, welche jede Stadt, jede Provinz zum Heere zu stellen hatte, und gab endlich dem ganzen Lande den Namen Rossijä (Russia, Rußland) *)

*) Ueber den Ursprung des Namens Rußland sind die Meinungen eben so zahlreich als verschieden, und wenn man noch ferner darüber streiten wollte, so würde doch ganz gewiß der Streit nie entschieden werden. Einige leiten es von Rassijäne, welches Zerstreuung heißt. Da nämlich das so weit ausgedehnte Land erst lange nach der Sündfluth sey bevölkert worden, aber nur sehr wenige Einwohner gezählt habe, diese demnach über die ganze ungeheure Strecke Landes gleichsam wie gesäet und zerstreut gewesen wären, so hätte man diesem Erdstrich den Namen Rassijäne gegeben, und dessen Bewohner nachher Russen genannt. — Andere leiten den Namen Rußland viel einfacher von Roß oder Ruß, Japhets achtem Sohne her, der bei der allgemeinen Völkerwanderung, mit seinem Bruder, Mesech, Japhets sechstem Sohne, nach der Erdenge zwischen dem kaspischen und schwarzen Meer zog. Beide

7. In Nowgorod lebten zwei aus fürstlichem

Brüder wurden die Stammväter zweier Völker, wovon das eine von Roß oder Ruß Rosse oder Russen, und das andere von Mesech Mosken genannt ward. Als die Nachkommenschaft dieser Völker sich sehr vermehrte, sie vielleicht auch von dem, immer von Osten her sich bewegenden Völkerstrom vertrieben wurden, zogen sie weiter gegen Norden an den Don, die Wolga und den Palus Mäotis; rückten dann immer weiter fort, und kamen zuletzt in die mitternächtlichen, unter dem Namen Rußland bekannten Länder. Hier wohnten nun Russen und Mosken neben und unter mancherlei andern Völkern, mit denen sie sich nach und nach immer mehr vermischten, so daß diese endlich ebenfalls die Namen Mosken und Russen annahmen. Daher auch die doppelte Benennung dieser Länder, und deren Bewohner, nämlich Russia und Moskovia, Russen und Moskoviten, welcher letztere Name demnach auch nicht von der Stadt Moskau, welche erst weit später erbaut ward, und anfänglich blos die vierte Hauptstadt des Reiches war, sondern von dem Wort Mosken herzuleiten ist. — Prof: Schlözer ist der Meinung, daß von einem, nördlich des schwarzen Meeres wohnenden Volke, welches Rossi, Russen hieß, der Name auf die Nowgoroder und Kiewer slavischen Stämme, und von diesen auf alle übrigen Länder des russischen Reiches übergegangen sey. — Man sieht diese Meinung widerspricht in der Hauptsache gar nicht der vorhergegebenen Erklärung. Auch ist es in der Geschichte nicht etwas ganz seltenes, daß bisweilen ein Stammvolk, sollte es auch minder zahlreich seyn, nicht nur seinen Namen, sondern auch seinen Stammcharakter, in dessen ganzer geistigen Richtung, einem ungleich größern und zahlreichern Volke, selbst mehreren Völkern, mit denen es sich vermischt hat, nach und nach aufdrückt. — Wieder andere Gelehrten, wie z: B: Gatterer und Thunman (letzterer in seiner Untersuchung über die Geschichte der östl: Europ: Völk.) leiten den Namen Russen von Ruossi her, einer Benennung, welche die Finnen den Schweden

Geschlechte entsprossene Männer, Namens Oskold und Dir. Sie behaupteten, Sprößlinge des slavischen Fürsten Kii zu seyn, welcher mit seinem Volksstamme sich am Dnieper niedergelassen und Kiew erbaut hatte. Diesen ward von Rurick keine Statthalterschaft gegeben, wahrscheinlich weil ihre fürstliche Geburt seinen Argwohn geweckt hatte. Sie baten also den Großfürsten um die Erlaubniß, mit ihren Getreuen auf Abentheuer auszugehen, und ihr Waffenglück in dem griechischen Reiche zu versuchen. Die begehrte Erlaubniß erhielten sie ohne Mühe *), und mit einem eben so zahlreichen, als

gaben. Da nun nach der Meinnug dieser Gelehrten Rurick und seine Waräger aus Schweden kamen, und die nowgorodschen Slaven sie nur unter der, von den Finnen ihnen gegebenen Benennung kannten; so gaben sie ihnen ebenfalls diesen Namen, der nun bald auch über alle von Rurick und dessen Nachfolgern unterworfenen und beherrschten Völkerschaften überging. — Der Erklärungen und Ableitungen des Namens Russen gibt es noch mehrere. Der hier angegebenen wird es jedoch schon genug seyn, und aus ihnen mag jeder unserer Leser diejenige sich auswählen, die seinen historischen Ansichten am besten sich anschmiegt. Gegen alle diese Erklärungen werden übrigens eine Menge von Einwendungen erhoben. Zur vollen Gewißheit wird man daher nie gelangen; wie überhaupt bei der, durch die ganze Weltgeschichte ununterbrochen fortlaufenden Völkerbewegung und Völkervermischung über deren Abstammung, Verwandschaft, Namen rc nie etwas mit Bestimmtheit wird entschieden werden können. In die uralten dunkeln Hallen der Urwelt zurückgehen, und dort der Menschheit ganzen Stammbaum, nach allen seinen Verzweigungen und Abartungen, systematisch ordnen wollen, wird wohl stets ein eben so mühevolles, als wenig lohnendes Streben bleiben.

*) Zu Folge des Herkommens, das bei allen uncultivirten Na-

tapfern Gefolge marschirten sie gegen den Dnieper, zogen diesen Fluß hinab und kamen nach Kiew. Die Einwohner, viele Jahre schon von den Kozaren hart gedrückt, riefen das stammverwandte Volk zu Hülfe. Oskold und Dir verjagten die Kozaren, bemächtigten sich der Stadt und ihres Gebietes und wurden, besonders weil sie Abkömmlinge Kiis waren, von den befreiten Kiewern auf den Fürstenstuhl erhoben. Sobald die Kunde davon nach Nowgorod kam, zog eine Menge Nowgoroder und Warjäger, weil mit Ruricks Regierung unzufrieden, nach Kiew, wodurch Oskolds und Dirs Macht so bedeutend verstärkt ward, daß beide Fürsten jetzt Größeres zu unternehmen im Stande waren, endlich sogar zu einem Raubzug nach Constantinopel sich rüsteten.

8. Schon seit vielen Jahren trieben zuerst Nowgorod und dann auch Kiew einen nicht unbedeutenden Handel mit Constantinopel und der Küste von Kleinasien. Der Dnieper setzte sie in Verbindung mit dem schwarzen Meere (Pontus Euxinus). Auf den, in jenen Hauptstrom sich ergießenden Flüssen schifften die Nowgoroder bis nach Kiew herab. Hier war der Sammelplatz aller nach Constantinopel und einigen Seestädten Kleinasiens auszuführenden nordischen Produkte. Sie bestanden in Skla-

tionen das heiligste Gesetz ist, konnte und durfte unter den scandinavischen Völkern ein solches Begehren nicht zurück gewiesen werden. Räuberei in fremden Ländern, oder gegen ganze Völkerschaften ausgeübt, war die erste Tugend eines scandinavischen Helden; und fand er eine hinreichende Anzahl Waghälse, die ihn begleiten wollten; so war es ihm unbenommen, mit seinem Gefolge auf Beute, oder bessere Wohnsitze auszuziehen.

ven von jedem Alter und Geschlecht, allerlei Art Pelzwerk, Thierhäuten, Honig, Wachs rc. und kamen mit reichen Ladungen von Getreide, Wein, Oel, griechischen Fabrikaten und allen übrigen Geschenken des südlichen Himmels, selbst indischen Aromaten wieder in ihr rauhes Vaterland zurück. Die Fahrt war nicht sehr lange und größtentheils gefahrlos; nur in dem untern Dnieper mußten sie bei den sieben Wasserfällen, wo des Stromes Gewässer über eben so viele, den Fluß durchschneidende Felsen sich tosend herabstürzt, ihre Kähne und Waaren an das Land bringen, und sie mittelst der Räder, die sie an dieselben befestigten, mit großer Beschwerlichkeit und nicht selten unter hitzigen Gefechten mit den dort herumschweifenden Räuberbanden, über eine Strecke von wenigstens sechs Meilen durch die Wüste ziehen. Auf einer, ganz nahe vor der Mündung des Flusses gelegenen Insel feierten sie dann gewöhnlich das Fest ihrer glücklichen Durchfahrt des Dniepers, besserten ihre allenfalls schadhaft gewordenen Schiffe aus, und steuerten dann in den Pontus Euxinus. Hier öffnete sich ihnen eine zweifache Handelsstraße. Schifften sie westlich längs der Küste herab, so konnten sie bequem zum Eintausch ungarischer Produkte in die Donau einlaufen. Wollten sie nach den Küsten von Kleinasien segeln, so war die Ueberfahrt bei günstigem Winde beinahe schon in zweimal vier und zwanzig Stunden geschehen.

9. Aber der Zurückkommenden wunderbare, gewöhnlich übertriebene Erzählungen von dem herrlichen, an allen Erzeugnissen der Natur überschwänglich reichen Boden Klein-Asiens und besonders von den Reichthümern und der Pracht Constantinopels weckten bald die Raublust dieser Halbbarbaren; und schon unter der ersten Herrschaft der Warjäger lie-

fen nowgorodische Raubschiffe, wovon die größten nicht über siebenzig Bewaffnete, nebst dem nöthigen Mund- und Wasservorrath fassen konnten, aus der Mündung des Borystenes (Dniepers) aus, machten den Pontus Euxinus unsicher, und ängstigten und plünderten die Bewohner der gegenüber liegenden kleinasiatischen Küste. Leicht wäre es den Griechen gewesen mit einem Seegeschwader die Mündung des Borystenes zu verschließen. Aber ihre Indolenz gab einer solchen Vorsichtsmasregel keinen Raum; und so lange nur die Hauptstadt verschont blieb, nahm besonders Michaëls sorgen- und gedankenlose Regierung an den Gefahren und Drangsalen eines entfernten Küstenlandes wenig oder gar keinen Antheil. Aber jetzt, in dem Jahre 865 lief eine Flotte von zweihundert Fahrzeugen, unter der Anführung der schon erwähnten beiden Brüder Oskold und Dir aus der Mündung des Dniepers aus, steuerte gegen den thracischen Bosphorus, durchschiffte, ohne Widerstand zu finden, den Kanal, und lief in dem Hafen von Constantinopel ein.

10. Die ganz unvermuthete Erscheinung einer so zahlreichen Korsarenflotte setzte die ganze Stadt in Angst und Verwirrung. Von ihren Mauern herab sahen die geschreckten Einwohner, wie die Barbaren jeden Tag an das Land stiegen, überall raubten, und alles was Leben hatte, mordeten. Keine der nahe liegenden Inseln ward verschont. Kirchen und Klöster wurden geplündert und zum Theile zerstört, die Menschen erwürgt, und in dem Kloster, in welches der fromme Patriarch Ignatius während seiner Verbannung sich zurückgezogen, vier und zwanzig Mönchen die Hälse abgeschnitten. Der Kaiser war gerade abwesend, auf einem Zug gegen die Sarazenen begriffen. Oryphas, während der Ab-

wesenheit des Kaisers, Oberbefehlshaber in Constantinopel, schickte ihm sogleich einen Courier über den andern nach. Michaël eilte unverzüglich nach der Hauptstadt zurück, segelte nicht ohne die größte Gefahr über den Kanal, und landete an der Treppe seines Palastes. Aber durch die Ankunft des Kaisers war Constantinopel noch lange nicht gerettet. Die Barbaren waren Meister von dem Hafen, konnten der ungeheuer volkreichen Stadt alle Zufuhr abschneiden, dabei ihre blutigen Verheerungen noch immer fortsetzen, und die kaiserlichen, in weiter Entfernung gegen die Sarazenen kreuzenden Flotten sobald noch nicht zurückerwartet werden. In dieser mit jedem Tage steigenden Gefahr gab die Geistlichkeit dem geschreckten Volke den Rath, zu der Fürbitte der Mutter des Allerhöchsten seine Zuflucht zu nehmen. Dieser Rath ward befolgt, aus der Kirche der Blacherner eine heilige Reliquie der Mutter Gottes in feierlicher Prozession durch die Hauptstraßen von Constantinopel an das Gestade des Meeres getragen. Selbst der gekrönte, bisherige Religionsspötter hörte jetzt in der Stunde der Noth auf, ein seichter Witzling und frevelnder Spötter zu seyn, und voll des Aberglaubens *), folgte er mit wan-

*) Unstreitig gibt es keinen größern, abgeschmacktern und auch gefährlichern Aberglauben, als den schrecklichen Wahn, daß ein mit den gröbsten Lastern beflecktes, ganz von Gott abgezogenes Gemüth, blos durch äußere Andachtsübungen von dem Ewigen schon erhört werden und sogar wunderbare Gnadenerweisungen von Ihm erlangen könne; und in diesem dumpfen Aberglauben war nun, wie es scheint, auch der leichtfertige, nur seinen Lüsten fröhnende Kaiser Michaël verstrickt. — Es ist sonderbar, daß, nachdem in unsern Tagen so viel Ueberflüssiges über Aberglauben geschrieben und perorirt worden, und noch täglich ge-

kendem Schritte, dem Verräther eines zagenden Herzens, dem feierlichen Zug. Das Angstgeschrei des gläubigen Volkes drang zu den Ohren des Allerbarmers; denn kaum hatte man die heilige Reliquie, welches ein Kleidungsstück der Hochgebenedeiten gewesen seyn soll, unter dem Gebete der Kirche und des Volkes, einigemal in das Meer getaucht, als das bisher ruhige Element sich plötzlich in furchtbarem Sturm erhob. In wenigen Augenblicken wa-

---

schrieben und perorirt wird, man doch dieser, auch leider jetzt noch oft unter uns herrschenden Art von Aberglauben noch nie mit gehörigem Nachdruck erwähnt hat. So z. B. sehen wir in calamitösen Zeiten, in Tagen mörderischer Seuchen, oder gar nahender Pest unsere Kirchen gar oft mit Menschen angefüllt. Aber wie wenige nahmen ihren Weg dahin durch den Beichtstuhl; und dennoch wünscht und hofft jeder Erhörung. Unstreitig öffnet uns das Gebet die Pforten des Himmels. Da uns aber die heilige Schrift belehrt, daß wir nicht einmal wissen, was und wie wir beten sollen, und daß es der heilige Geist ist, der in uns und für uns betet; so ist es auch ein, unserm Gebete durchaus nothwendig vorangehendes Erforderniß, diesem heiligen Geiste, dem Tröster, den die erbarmende unendliche Liebe uns sendet, vor allem eine reine, das heißt, durch das Sacrament der Buße gereinigte Wohnung in unserm Herzen zu bereiten. Unsere Kirchen mit allen ihren heiligen Ceremonien und ihrem ganzen ehrwürdigen, sinnvollen Ritus sind immer doch erst nur die Vorhallen zum ächten Christenthnm, zum wahren Sanktuarium der Religion, deren Tempel blos in dem innersten Heiligthum eines unbefleckten, Gott unbedingt ergebenen Gemüthes sich erhebt. Wer also nur in jenen Vorhallen weilt, — sey es auch ganze Tage lang — und nicht in jenes Heiligthum einzudringen sucht, mithin mit allen seinen Neigungen sich stets noch an das Irdische gefesselt fühlt, der ist auch immer noch in einem, und zwar sehr großen Aberglauben verstrickt.

ren die Schiffe der Barbaren zerstreut, viele von den Wellen in den Abgrund gezogen, andere an das Ufer geschleudert, oder an Felsen zerschmettert. Nur Oskold und Dir nebst sehr wenigen von seinem, vor kurzem noch so zahlreichen Gefolge, hatten das Glück, sich an das Land zu retten, und dem allgemeinen Verderben ihrer Landsleute zu entgehen *).

11. So groß auch die Niederlage und der Verlust der Russen war, suchten doch weder Michaël, noch dessen Nachfolger Basilius sich wegen des feindlichen Ueberfalls an ihnen zu rächen. Ueberhaupt hatte ein Krieg mit Rußland nichts Lockendes für die Griechen. Beute war von der Armuth des Landes nicht zu hoffen, während dessen undurchdring-

*) Einstimmig und ohne Ausnahme bezeugen alle griechische Geschichtschreiber dieses Ereigniß. Um ihren einmal angenommenen Standpunkt zu behaupten, werden nun ganz natürlich unsere neuern Philosophen, die man jedoch, welche ehrenvolle Männer sie auch übrigens seyn mögen, nie über das, was nur im Licht des Glaubens erkannt werden kann, befragen sollte, alles blos für ein zufälliges Zusammentreffen zweier, mit einander nicht in der mindesten Verbindung stehender Erscheinungen erklären; und da freilich weder das pro noch das contra mathematisch erwiesen werden kann; so haben jene Herren mit dieser Erklärung Alles ganz kurz und in wenigen Worten abgemacht und abgefertigt. Man sieht, daß das Philosophiren auf diese Art eine ganz hübsche, weil leichte Sache ist. Aber bei allem dem bleibt es eine feststehende Regel, daß ein, auf dem Zeugniß aller Schriftsteller beruhendes Faktum eine historische Wahrheit ist, mithin in den Bereich des Geschichtschreibers gehört, der es alsdann einem jeden seiner Leser überläßt, dasselbe nach seinem frommen, oder auch verkehrten Sinn zu interpretiren.

liche Wälder und öde Steppen, selbst nach einem erfochtenen Sieg, die Mühseligkeiten des siegenden Heeres nur immer noch vermehrten. Zudem schreckte auch die Griechen eine geheime, auf einer ehernen Bildsäule in Taurus stehende, den Russen einst, und zwar in den letzten Tagen, die Herrschaft über Constantinopel versprechende Inschrift*). Aber auch auf die Großfürsten Oskold, Dir, und deren Begleiter hatte jener furchtbare Sturm, wie die wundervolle Befreiung Constantinopels einen tiefen Eindruck gemacht. Dieser öffnete nun auch jetzt dem Christenthum zuerst den Weg nach Rußland. Gleich nach geschlossenem Frieden zwischen Basilius und den beiden Großfürsten kamen auf deren Verlangen griechische Missionäre nach Kiew und verkündigten dort das Wort vom Kreuz. Der Same, den sie streuten, fiel jedoch größtentheils auf steinigen Boden; denn obgleich anfänglich eine unsägliche Menge sich taufen ließ, so fielen doch nachher, als nach Oskolds und Dirs Tod, der Großfürst Oleg auf das neue den Teufeln zu opfern befahl**), alle, nur we-

*) Man weiß nicht, was oder wen die Bildsäule hatte vorstellen sollen. Aber zwei Geschichtschreiber, Nicetas Choniates und der unbekannte Verfasser der Schrift: **De Antiquit. C. P.** bei Baduri, bezeugen den damaligen allgemeinen Glauben der Griechen an diese Prophezeihung; ihr Sinn ist nicht verhüllt, und der Ausdruck klar und deutlich. — Was übrigens bis jetzt nicht geschehen, kann immer noch in der Zukunft zu Stande kommen. Wenigstens deuten jetzt schon die Aspekten so ziemlich darauf hin. Nur wäre noch dabei zu bemerken, daß der Prophezeihung zu Folge dieses erst in den letzten Tagen geschehen würde.

**) Die heidnischen Russen hatten eine Menge Gottheiten, die größte und verehrteste davon war der Kriegsgott,

nige ausgenommen, wieder von dem Christenthum ab. Beinahe völlig erlosch jetzt die Leuchte des Evangeliums, jedoch blos auf kurze Zeit, und um dann nur in desto reinerer und hellerer Flamme dem ganzen Norden zu leuchten. Immer inniger verflicht sich jetzt die russische Geschichte mit jener der Griechen. Nur zwei russische Flotten erschienen nach kurzen Zwischenräumen noch feindlich vor Constantinopel. Die erste wird von den Griechen geschlagen, aber die zweite erkämpft über die Unvorsichtigkeit des griechischen Admirals, der das Treffen schon gewonnen zu haben glaubte, einen vollständigen Sieg. Indessen waren die Russen nur zur See den Griechen einigermaaßen gefährlich. Zu Lande vermochten ihre noch wilden, der Kriegskunst

der in jedem Bezirke einen ungeheuer langen Altar haben mußte, auf welchem ein Schwert aufgerichtet war. Nebst einer Legion von Gottheiten wurden noch Quellen, Flüsse, Bäche von den Russen angebetet. Auch Menschenopfer waren bei ihnen eingeführt. Besonders war es der Kriegsgott, der nur durch Mord geziemend verehrt werden konnte. Dem dazu gewählten Schlachtopfer ward von Priestern der Kopf abgehauen, das Blut in einer großen Schale aufgefaßt, und das auf dem Altar stehende Schwert damit begossen. Auch Vieh ward den russischen Götzen geopfert, wovon sie jedoch blos das Eingeweide erhielten, das Fleisch fraßen die Götzenpfaffen selbst. Diese standen bei dem, in heidnischem Aberglauben versunkenen Volke in ungemeinem Ansehen; und wehe dem unglücklichen Vater, der seinen, vielleicht einzigen Sohn gegen das Opfermesser des fanatischen, mordlustigen Pontifex hätte zu schützen versucht; auf der Stelle würde er selbst ein Opfer des bethörten, und daher uur noch fanatischern und grausamern Volkes geworden seyn. — Ueberall und zu allen Zeiten waren doch stets Lug und Betrug, Mord und Unzucht der distinktive Charakter des Götzenthums.

unerfahrenen Heere der Taktik und Kriegszucht der morgenländischen Legionen nicht zu widerstehen, und als der Eroberer Swateslaws, (963) vor dessen Waffen schon alle Nationen von der Wolga bis an die Donau sich hatten beugen müssen, seine frühere Stellung, als treuer Bundesgenosse der Griechen, in jene eines Feindes verwandelte, ward er von dem tapfern Zimiszes geschlagen, gedemüthiget und in sein rauhes Vaterland jenseits des Pontus Euxinus wieder zurückgetrieben. Stets ward jedoch der Friede, da er im gegenseitigen Interesse beider Nationen lag, bald wieder hergestellt; und nach Olga's und Wladomirs Taufe, besonders als endlich noch gar Bande des Blutes die Beherrscher beider Völker mit einander vereinten, wurden die Berührungen unter den beiden Mächten immer freundlicher und dauerhafter. Die Russen hatten den Griechen alles zu danken; von ihnen erhielten sie das Christenthum, und mit diesem eine höhere Landes- und Geistescultur, mildere Sitten, festere Rechtsverfassung, und endlich Wissenschaften, Gelehrsamkeit und alle Künste des Friedens und geselligen Lebens. Für diese herrlichen Gaben waren die Russen doch nichts weniger als undankbar. Mit ihrer Hülfe stürzten die Griechen das ihnen bisher so furchtbare bulgarische Reich, bemächtigten sich des nordischen Handels, und erhielten zuletzt noch von ihnen das schöne Geschenk einer Schaar von zwölf tausend tapfern Warägern, die fortan die zuverlässigste Leibwache der griechischen Kaiser, wie den Kern ihrer Heere bildeten. Sie ergänzten sich ununterbrochen aus den scandinavischen Ländern. Wohin der Kaiser ging, in die Kirche, in den Senat, auf den Hyppodrom ꝛc., überall begleitete ihn seine brave Waräger-Garde mit ihren blänkenden, zweischneidigen Streitäxten auf der Schulter. Ihre kriegerische Hal-

tung, ihre Waffen und wilder Blick verscheuchten beinahe schon jeden Gedanken an Empörung aus der Seele; auch machten sie, besonders bei den Audienzen feindlicher Gesandten, gewöhnlich auf die Gemüther derselben einen nicht wenig imponirenden Eindruck. Ihre Ergebenheit an die Person des Kaisers war grenzenlos; und bis zum Sturz des byzantinischen Reiches erhielt sich der Waräger unerschütterliche Treue stets rein und unbefleckt. — Es versteht sich von selbst, daß Alles, was wir hier angedeutet, nachher in Rußlands specieller Geschichte zu seiner Zeit noch weit umständlicher wird vorgetragen werden. Jetzt wollten wir blos in wenigen gedrängten Zügen unsern Lesern einstweilen einen flüchtigen Ueberblick gewähren, so wohl über die nunmehr zwischen den Griechen und Russen sich nach und nach gestaltenden und immer mehr ausbildenden politischen Verhältnisse, als auch vorzüglich über den ungemein raschen Gang der Entwickelung dieser neuen, jetzt zum erstenmale in den historischen Gesichtskreis eintretenden, und doch schon in dem zehnten und eilften Jahrhundert den ganzen Norden theils beherrschenden, theils darin vorherrschenden russischen Macht. Unstreitig würde die russische Nation, durch ihre immer engere Verbindung mit Constantinopel, besonders als der Naturkraft dieses nordischen Volkes auch das Christenthum noch eine höhere Weihe gab, nicht erst seit Peter dem Ersten in die Reihe cultivirter Völker eingetreten, sondern ungleich weit früher schon mit Europens civilisirtesten Nationen auf gleicher Stufe gestanden, ja vielleicht den Abendländern darauf noch vorgeeilet seyn; hätte nicht die, durch unselige Trennung und Ländertheilung herbeigeführte, furchtbar zerstörende, alles Gute schon im Keim erstickende Oberherrschaft der Mongolen, in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhun-

derts, der Russen Fortschritte in ihrer Entwickelung nicht blos gehemmt, sondern die ganze Nation, weil nunmehr von dem Meere und der ganzen Christenheit abgeschnitten, auf mehrere Jahrhunderte wieder in ihre frühere Rohheit, Barbarei und Unwissenheit zurückgeschleudert.

VI.

1. **Fortsetzung der byzantinischen Geschichte. Basil I.** — — So ruhig als nur immer in einem wohl geordneten Staat der älteste Sohn seinem Vater in der Regierung folgt, eben so ruhig und ungestört folgte Basil I. seinem, von ihm gemordeten Wohlthäter auf dem Throne von Constantinopel. Nirgends ward auch nur ein stiller Laut einer Mißbilligung hörbar. Alles war froh, die Welt von einem halb wahnsinnigen, in den niedrigsten Lüsten versunkenen Despoten befreit zu wissen. Durch Meineid und doppelten Mord war zwar Basil zur Herrschaft gelangt; aber kaum hatte er den Thron bestiegen, als er sich dessen vollkommen würdig erwieß. An seinem Krönungstage warf er sich im Angesicht des Volkes und aller Großen seines Hofes vor den Stufen des Altars nieder; in stillem Gebete erhob er sein Gemüth zu Gott, und brach dann mit lauter Stimme in die Worte aus: „Ewiger, Allmächtiger, unendlich barmherziger Gott! „Du hast mir eine Krone gegeben. Zu Deinen „Füßen lege ich sie jetzt wieder nieder, und schwöre „unter Deinen Augen den feierlichen Eid, in Zukunft mein ganzes Leben blos Dir, und wegen Dir „der Menschheit zu weihen.“ — Alle Anwesenden waren bis zu Thränen gerührt. Bei der nahen Aus-

sicht künftiger beglückter und froher Tage erheiterte sich jetzt plötzlich die bisher so schwüle, beängstigende Gegenwart. Lange anhaltende, und oft wiederholte Segenswünsche auf das Haupt des neuen Kaisers unterbrachen endlich die feierliche Stille des Tempels, und von dem Patriarchen bis auf den niedrigsten im Volke, dankte Alles dem Allmächtigen, nun einmal wieder das Diadem um die Stirne eines Prinzen zu erblicken, den es, ohne vor sich selbst zu erröthen, mit edelm Stolze und würdevoller Unterwürfigkeit, laut für seinen Herrn erkennen durfte.

2. Obgleich jetzt von allen nur gedenkbaren Formen asiatischer Anbetung umgeben, vermochte doch der Glanz des Diadems den Basilius weder über seine eigene gefahrvolle Lage, noch über jene des tief gesunkenen Staates zu täuschen. Unter des tollen und zügellosen Michaëls Regierung war auch der letzte Rest der ehemaligen Majestät des Reiches verschwunden. Bei der schmachvollen, bisher eingeführten Käuflichkeit der Stellen und Aemter herrschte in allen Zweigen der Verwaltung die schrecklichste Verwirrung. Nur Laune und freche Willkühr entschieden über Eigenthum und Freiheit der Bürger. Die Gesetze, ohnehin dem Volke unverständlich, weil noch nicht in dessen Muttersprache übersetzt, waren ohne alle Kraft und beinahe völlig vergessen, die Finanzen in der furchtbarsten Zerrüttung, die schönsten Provinzen Asiens, ohne Schutz, theils den grausamsten Verwüstungen der wüthenden Paulicianer, theils den Einfällen raubsüchtiger Sarazenen preisgegeben; die mehr als zur Hälfte eingeschmolzenen Legionen hatten weder Kleidung noch Waffen *); alle

*) Weil unter Michaëls Regierung die Truppen keinen Sold oder ihn nur höchst unregelmäßig erhalten hat.

höhere Officiere, blos Geschöpfe des launenhaften Eigensinnes des verstorbenen Kaisers, waren ohne Erfahrung, und größtentheils noch Neulinge im Kriege, und endlich alle Kassen so völlig erschöpft, daß selbst die augenblicklichen dringendsten Bedürfnisse nicht befriediget werden konnten.

3. Die Schwere der Aufgabe, die er jetzt zu lösen hatte, fühlte Basilius in ihrem ganzen Umfang. Einem völlig erstorbenen, beinahe schon in Fäulniß übergehenden Staatskörper sollte er neues Leben einhauchen, einen zwölfjährigen, auf dem Reiche lastenden Fluch in Segen verwandeln, und ein völlig zerrüttetes, tief gesunkenes Reich in eine blühende, kräftige Monarchie wieder umschaffen. — Den längst entflohenen, den Griechen nunmehr völlig unverständlich gewordenen Geist römischer Größe konnte freilich Basilius unmöglich mehr in das Leben zurückrufen, kaum noch in wenigen edlern Seelen den Patriotismus des alten Roms wieder wecken. Aber er that, was nur immer ein mit beschränkten menschlichen Kräften ausgerüsteter Monarch zu thun vermag. Mit einer beispiellosen, und auf dem Throne nur seltenen Anstrengung überließ er sich allen, und selbst den trockensten und ermüdendsten Arbeiten des Kabinetes. In alle Theile der Verwaltung führte er wieder Ordnung und Thätigkeit ein; schuf ein

---

ten, waren die Soldaten meistentheils davon gelaufen. Um den Abgang zu ersetzen, wurden neue Werbungen angestellt; aber nun fehlte es wieder an Geld, um die neu angeworbenen zu kleiden und zu bewaffnen. Waffenübungen konnte man also nicht mit ihnen vornehmen, und in den Provinzen und auf dem Lande zerstreut, waren sie, dem Staate völlig unnütze, blos eine neue drückende Last für den Landmann.

neues, seine Völker so wenig als möglich drückendes Finanzsystem, stellte das so durchaus nothwendige Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe wieder her; wieß jedem Zweige des öffentlichen Dienstes sein eigenes Budjet an; sorgte für strenge, und unpartheiische Gerechtigkeitspflege; besuchte öfters in eigner Person die Gerichtshöfe; ernannte eigene, aus dem öffentlichen Schatz besoldete Sachwalter zur Führung der Prozesse wenig bemittelter, oder gar völlig verarmter Bürger; machte in der Gesetzgebung die durch Sitten in dem Laufe der Zeiten nothwendigen Abänderungen *); brachte die Gesetze, indem er sie in das griechische übersetzen ließ, zur allgemeinen Kunde seiner Unterthanen, wählte mit seltenem Scharfblick nur treffliche Männer zu Richtern und Beamten **); strafte und zerstreute mit

*) Justinians weitläufige Werke seiner Institutionen, Pandekten und Novellen ließ Basilius nach scharfer Durchsicht und Läuterung unter vierzig Kapitel in die griechische Sprache übersetzen. Man nannte sie die Basiliкai. Von seinem Sohne und Nachfolger Leo wurden sie verbessert und ergänzt; daher wir in der Regierungsgeschichte dieses Kaisers auf diesen wichtigen Gegenstand der Gesetzgebung wieder zurückkommen werden.

**) Seine Minister hatten ihm einmal eine lange Liste von Männern überreicht, welche sie zu Besetzung gewisser sehr bedeutender, von dem Kaiser erst unlängst creirten Staatsämter für die tauglichsten hielten. Aber unter allen den vielen Namen, die auf der Liste standen, fand Basilius nach scharfer Prüfung nur zwei, denen er seinen Grundsätzen nach ein Amt anvertrauen wollte, unter dessen Aegide der unredliche Beamte sich große Ungerechtigkeiten erlauben, und doch von den Gesetzen nicht erreicht werden konnte. Die Minister mußten nun eine andere Liste vorlegen, und um sich nicht zum zweitenmale einem stillschwei-

unerbittlicher Strenge jenes Heer von Vampyren, das unter einer sorgen- und lieblosen Regierung in den Provinzen mit lechzender Zunge das Blut des Volkes saugt; nahm an dem Wohl oder Wehe seiner Unterthanen stets den zärtlichsten und wärmsten Antheil *); wachte daher mit väterlicher Sorgfalt, mit-

genden Verweiße ihres Herrn auszusetzen, gingen sie jetzt wie auch nachher, bei der Wahl der, dem Monarchen vorzuschlagenden Subjecte mit ungleich strengerer Gewissenhaftigkeit zu Werke, als bisher noch je in ähnlichen Fällen geschehen war. Kurz, unter dieses Kaisers Regierung waren zu Staatsämtern blos ächtes Verdienst, Kenntnisse, Religiosität und tadelloser Wandel die einzigen, ausschließlichen Beförderungsmittel.

*) An einem hohen Festtage bemerkte einmal der Kaiser in der Kirche zu den heiligen Aposteln mehrere ihm bekannte wohlhabende Bürger in schlechtem abgetragenem Gewand; auch eine gewisse, über ihr ganzes Gesicht verbreitete Niedergeschlagenheit entging ebenfalls nicht seinem stets scharf beobachtenden Blick. Basil ahnete, daß die guten Leute vielleicht seiner Hülfe bedürften. Sobald also der Gottesdienst beendigt war, ließ er sie vor sich kommen. Auf seine Frage, warum sie heute in so schlechtem Anzuge und nicht, wie sonst an dergleichen Tagen gewöhnlich, in festlicher Kleidung erschienen, auch so traurig und niedergeschlagen einhergingen, gab ihm Einer derselben zur Antwort: „Herr! wie können wir froh und „freudig aussehen, oder gar uns mit kostbaren Ge„wändern schmücken, da jetzt das Brod auf einem „so ungeheuern Preis steht, daß viele unserer ärmern „Mitbürger Gefahr laufen, vor Hunger zu sterben.“ Sichtbar war die Rührung des Kaisers, als er diese Rede hörte. Seinen Blick gegen den Himmel erhebend, schwieg er einige Minuten. Als aber ein aufrichtiger, nicht erkünstelter, sondern dem Herzen entquollener Seufzer seine gepreßte Brust etwas erleichtert hatte, versicherte er mit der größten Leutseligkeit

hin ohne mit roher Hand in die innern Verhältnisse der Familie einzugreifen, über öffentlicher Sittlichkeit und häuslichem Familienglück *); ehrte die Kirche und deren Diener, beschützte, ohne selbst ein Gelehrter zu seyn, Künste und Wissenschaften; und schuf und bildete endlich ein Heer, das den Einfällen der Barbaren Einhalt that, und die römischen Waffen ihnen auf das neue wieder furchtbar machte.

4. Sein großes Tagwerk wollte Basilius nicht

---

die um ihn Herstehenden, daß noch an dem heutigen Tage diesem Elende würde abgeholfen werden. Er eilte nun in seinen Palast zurück, ließ seine Minister rufen, gab ihnen einen scharfen Verweiß, daß sie ihn von der herrschenden Theurung nicht in Kenntniß gesetzt, befahl, auf der Stelle alle kaiserlichen Kornböden in und um Constantinopel zu öffnen, und das Getreide um den zwanzigsten Theil des Preises, den es in den ergiebigsten und gesegnetesten Jahren kostet, dem Volke zu verkaufen. — Ein einziger solcher Zug, der ohnehin in keinem Charakter sich jemals isolirt finden wird, mithin stets noch auf viel anderes Großes und Edles hindeutet, würde allein schon den Geschichtschreiber berechtigen, diesem Kaiser den glorreichen Beinamen — glorreicher als alle Lorberen des Eroberers — eines Vaters seiner Völker beizulegen.

*) Der Kaiser selbst, sobald er die höchste Gewalt erlangt hatte, war tadellos in seinen Sitten, wachte aber auch sehr strenge über Sittenreinheit in dem Palaste. Als er hörte, daß seine Schwester Thecla, die freilich er selbst vor einigen Jahren in die Arme Michaëls geführt hatte, nach dessen Tode neue Verbindungen ähnlicher Art angeknüpft habe, ließ er sie und ihren Geliebten, die erstere in ein Frauen-, den andern in ein Mannskloster einsperren; jedoch weniger um sie zu strafen, als vielmehr, wo möglich sie wieder in die Schranken der Tugend und Sittsamkeit zurückzuführen.

ohne besondern Segen von oben beginnen. Gleich die ersten Tage seiner Regierung bezeichnete demnach ein Akt der Gerechtigkeit, welcher die Kirche und alle Gläubigen zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. — Schon am dritten oder vierten Tage nach seiner Krönung versammelte Basilius die in Constantinopel anwesenden Bischöfe, von welchen er wußte, daß sie keine Creaturen des Patriarchen wären, zu einem Concilium in seinem Palaste, mit dem Auftrage, die Wahl des Photius auf das neue zu untersuchen, und als diese ihm ihren Bericht erstattet hatten, entsetzte er den stolzen Mann seiner usurpirten Würde, und wieß ihm ein Kloster zu seinem künftigen Aufenthalt an. Dem Elias, Befehlshaber der Flotte, befahl er, den rechtmäßigen Patriarchen Ignatius auf der kaiserlichen Galeere, gleichsam wie im Triumphe wieder nach Constantinopel zurückzuführen, wo er nun wirklich am 28. November des Jahres 867, unter dem Jubel des am Gestade des Bosphorus zahllos versammelten Volkes ankam, und noch an dem nämlichen Tage von seiner Kirche wieder Besitz nahm. Es verdient bemerkt zu werden, daß Ignatius auf seinem Patriarchen-Stuhl jetzt gerade an demselben Tage wiederhergestellt ward, an welchem er vor zehen Jahren so ungerechter Weise von seiner Kirche und aus Constantinopel war vertrieben worden. Basil schrieb nun an den Pabst, und durch seine Bemühungen kam auch bald darauf, zur Wiedervereinigung der morgenländischen mit der abendländischen Kirche das achte öcumenische Concilium in Constantinopel zusammen; und wenn auch die darauf versammelten Väter jeden Funken gegenseitigen Mißvergnügens nicht erstickten, im Gegentheil sogar neuen Stoff künftigen Zwistes zurückließen; so war dies nicht sowohl die Schuld des Kaisers, als vielmehr theils

des Patriarchen Ignatius nicht von Weisheit geleiteten Eifers für die vermeintlichen Rechte seiner Kirche, theils auch der, den Griechen längst schon zur andern Natur gewordenen Schelsucht gegen den römischen Stuhl, dessen hohe Bedeutung ihnen in dem Laufe ihrer nie endenden unheiligen Zänkereien und Neckereien, immer fremder und unverständlicher ward *).

5. Aber während Basil sich in der ersten Woche nach angetretener Regierung mit kirchlichen Angelegenheiten beschäftigte, schenkte er auch nicht mindere Aufmerksamkeit allen zeitlichen Angelegenheiten des Staats. Viel und groß waren die Wunden, die er zu heilen hatte. Was aber jetzt selbst die erfahrensten Staatsmänner beinahe zur Verzweifelung brachte, war die ganz unbegreifliche Armuth des Staatsschatzes. In allen Kassen hatte man nach Michaëls Tod kaum noch dreihundert Pfund Gold gefunden. Man sah keine Möglichkeit auch nur den schreiendsten Foderungen des laufenden Dienstes Genüge zu leisten, und ein völliges, obgleich nur augenblickliches Stocken und Stillstehen der ganzen Staatsmaschine, doppelt gefährlich bei einer, besonders gewaltsamen Regierungsveränderung, schien unvermeidlich. Basils, in Auffindung neuer Hülfsquellen unerschöpflicher Geist wußte auch hierin bald Rath zu schaffen. Er erließ eine Verordnung, kraft welcher alle von Michaël in den letzten Jah-

*) Wir wiederholen hier die schon einigemal gemachte Bemerkung, daß nämlich in der allgemeinen Völkergeschichte kirchliche Angelegenheiten nur kurz und in wenigen Worten angedeutet, deren näheres Detail, so wie die eigentlich dogmatische Geschichte erst in der speciellen Kirchengeschichte könne vorgetragen werden.

ren seiner Regierung, gewöhnlich im Rausche an Unwürdige verschleuderten Summen unverzüglich wieder in die Schatzkammer mußten zurückgebracht werden. Um jedoch diese Verordnung so viel als möglich zu mildern, begnügte sich der Kaiser mit der Hälfte, und diese, die sich auf mehr als vierzehn Millionen unseres Geldes belief, war schon vollkommen hinreichend, nicht blos alle laufenden Staatsbedürfnisse zu decken, sondern auch um zu wohl überdachten, dauerhaften finanziellen und staatsöconomischen Einrichtungen die nöthige Zeit zu gewinnen.

6. Unter den vielen Gegenständen, welche die Thätigkeit des Kaisers in Anspruch nahmen, war es besonders die Schöpfung und Bildung eines ganz neuen, dem ehemaligen Ruhme der römischen Waffen entsprechenden Heeres. Die in Dalmatien wohnenden Slaven hatten sich seit mehrern Jahren der griechischen Oberherrschaft entzogen. Ragusa, durch seinen blühenden Handel, eine der reichsten Städte in Oberitalien, ward seit acht Monaten von den Sarazenen hart belagert, und die eben in Constantinopel angekommenen ragusischen Gesandten fleheten bei dem Kaiser dringend um Hülfe. Zahlreiche Heerhaufen der Paulicianer oder Athiganen verheerten unaufhörlich die östlichen Provinzen des Reiches, und ein starkes, mord- und raubsüchtiges Sarazenen-Heer zog sich abermals jenseits des Euphrats zusammen. Die Marine der Griechen war in weniger schlechtem Zustande, als ihre Landmacht. In aller Eile rüstete also Basilius, um den Ragusanern zu Hülfe zu eilen, eine Flotte von hundert Segeln aus, übergab darüber dem tapfern und erfahrenen Oryphas den Oberbefehl, und dieser hatte sich kaum den Küsten Italiens genähert, als die Sarazenen, auf die erste Nachricht von der Annäherung einer kaiser-

lichen Flotte, sogleich die schon fünfzehn Monate dauernde Belagerung aufhoben, auf ihre Schiffe eilten, und nach Afrika zurücksegelten. Des Oryphas glückliche Expedition trug nicht wenig dazu bei, das in Italien völlig gesunkene Ansehen der byzantinischen Regierung wenigstens doch jetzt in etwas wieder zu heben. Gegen die Sarazenen und Paulicianer wollte Basilius in eigener Person zu Felde ziehen. Auf seinen Ruf kehrten nun alle alten, gedienten Soldaten wieder zu ihren Fahnen zurück. Jede Legion ward vollzählig gemacht, die neu angeworbene Mannschaft gekleidet, bewaffnet und unaufhörlich in den Waffen geübt, und durch des Kaisers unermüdete Thätigkeit, und kluge Wahl seiner Officiere, stand schon in einigen Monaten ein zahlreiches, wohl geübtes, mit allem reichlich versehenes, völlig marschfertiges Heer jenseits des Bosphorus im Lager.

7. Gegen die Sarazenen, deren Macht er wenigstens auf einige Zeit brechen wollte, zog Basilius in eigener Person. Ueberall wurden die Feinde aus dem Felde geschlagen. Ganz Cilicien ward von ihnen gesäubert. Nur die ganz festen Plätze blieben in ihren Händen. Siegreich kam das Römer-Heer an dem Euphrat an. Obgleich mitten im Sommer, war dennoch durch den, mehrere Tage anhaltenden Regen, der Fluß ungemein angeschwollen. Bei der heftigen Strömung des Wassers stellten die Ingenieure der Armee dem Kaiser die Unmöglichkeit vor, eine Brücke darüber zu schlagen. Der Kaiser bestand jedoch hartnäckig darauf, und alle Gegenvorstellungen waren fruchtlos. Aber nun zeigten sich die Soldaten, weil an dem Erfolge zweifelnd, nur träge und unwillig bei der Arbeit. Basilius, sobald er dies merkte, mischte sich sogleich selbst unter die

Arbeiter, verrichtete dasselbe, was er auch ihnen zu verrichten gebot, trug bei seiner ungewöhnlichen Leibesstärke ganz ungeheuere Balken herbei, arbeitete fort, wenn er seine Soldaten ruhen ließ, und sein Beispiel war nun so ermunternd und mächtig wirkend, daß auch das Unmöglichscheinende zu Stande kam, blos weil der Monarch es so wollte. Was seit vielen Jahren nicht mehr geschehen war, geschah jetzt. Die Römer gehen über den Euphrat, verwüsten die schöne und reiche Provinz Sophene, schlagen alle ihnen entgegenrückenden Heerhaufen in die Flucht, dringen bis in das Herz von Mesopotamien, verwandeln die ganze nördliche Hälfte dieses Landes in eine Einöde, und gehen dann über den Euphrat in der Richtung von Malatia wieder zurück. Diese Stadt hatten die Sarazenen zum Sammelplatz ihrer gesammten Streitkräfte gemacht. Auf die Nachricht von der Annäherung des christlichen Heeres zogen sie sich aus der Festung, rückten ungefähr eine römische Meile weit den Griechen entgegen, und stellten sich in Schlachtordnung. Eine Reihe sich sanft in die Ebene herabziehender Hügel deckte die Bewegungen der Sarazenen. Erst als der Kaiser auf den Anhöhen ankam, erblickte er die feindliche Schlachtordnung. Ohne seinen Colonnen Zeit zu lassen, sich zu entwickeln, und ihre Schlachtreihen zu bilden, setzt sich jetzt Basilius sogleich an die Spitze einiger Schwadronen, sprengt auf den Feind los, stürzt sich mitten unter denselben, und thut Wunder der Tapferkeit. Aber von allen Seiten blitzten ihm zahllose Lanzen, Schwerter und Wurfspieße entgegen. Mit Schrecken sehen die Griechen die Gefahr, in welche ihren Kaiser dessen, bald möchte man sagen, tollkühner Heldenmuth gestürzt hatte. Alles eilet ihm schleunigst zu Hülfe. So wie nur eine Cohorte, oder eine Manipel sich entwickelt hatte, stürzte sie sogleich auf den

Feind. Die Gefahr des gekrönten Anführers machte jeden Soldaten zum Helden; in weniger als einer Stunde wüthete die Schlacht auf allen Punkten der feindlichen Frontlinie, und das ganze griechische Heer war mit dem Feinde Handgemein. Nach der, den Sarazenen eignen Art sich zu schlagen, machten sie nie den ersten Angriff; sondern dicht aufgeschlossen, bildeten sie mit ihren großen, fest an einander gehaltenen Schilden und ausgestreckten Lanzen eine beinahe undurchdringliche Mauer. Aber so bald sie glaubten, daß der Feind in seinen fruchtlosen Angriffen sich ermüdet haben könnte, dann griffen sie selbst an, und stets mit desto größerm Ungestüm, je größer jedesmal bei ihnen die Zuversicht des Sieges war. Diesmal war jedoch diese Taktik nicht anwendbar; denn gleich bei dem ersten Zusammenstoßen beider Heere wurden die Schlachtreihen der Sarazenen an mehrern Orten durchbrochen, ihr erstes Treffen ward auf das zweite zurückgeworfen, dieses dadurch ebenfalls in Unordnung gebracht, und als endlich die griechische Reserve, durch eine sehr geschickt ausgeführte Bewegung, die Sarazenen in die Flanke nahm, war das Schicksal des Tages entschieden, und die Niederlage des Feindes vollständig. In wilder Flucht aufgelößt, suchte das geschlagene Heer so bald als möglich die Thore von Malatia zu erreichen. Aber die Sieger folgten den Fliehenden auf dem Fuße, und der ganze Weg bis an die Mauern der Stadt, so wie das Schlachtfeld selbst waren mit Leichen erschlagener Sarazenen bedeckt. — Noch vom Gefecht erhitzt, und vom Siege berauscht, forderten die Soldaten sogleich zum Sturm geführt zu werden. Basilius ließ also die Kriegsmaschinen vorführen. Aber während diese gegen die Stadt spielten, besann sich der Kaiser eines bessern. Er zog eine regelmäßige, mit geringerm

Verlust an Menschen verbundene Belagerung einem ungewissen, zu sehr gewagten Sturm vor. Die Stadt ward also von allen Seiten eingeschlossen, und die Arbeit mit Eröffnung der Laufgraben begonnen. Als aber schon nach einigen Tagen Basilius theils von Gefangenen, theils von Ueberläufern erfuhr, daß der größte Theil des geschlagnen Heeres sich in die Stadt geworfen, diese auch ungemein befestiget, und noch über dieß auf viele Monate mit allem nöthigen Kriegs- und Mundvorrath versehen sey, hob er bei der ohnehin schon ziemlich weit vorgerückten Jahreszeit, die Belagerung auf, und trat den Rückmarsch an. Wieder in Constantinopel angekommen, begab sich Basilius, bevor er seinen Palast betreten wollte, in die Sophienkirche, um Gott für den glänzenden Erfolg zu danken. An dem Eingange der Kirche empfing ihn der Patriach Ignatius mit seiner gesammten Geistlichkeit, und überreichte ihm einen aus Lorbeeren gewundenen Siegeskranz. An den Stufen des Altars warf sich jetzt Basilius auf die Knie; und erst, nachdem er sein Gebet während dem Hymnen- und Psalmengesang der Geistlichkeit verrichtet hatte, begab er sich unter dem Jubel- und Siegesgeschrei des zahllosen Volkes nach seinem Palaste, wo er, statt von den ausgestandenen Mühseligkeiten des Feldzuges auszuruhen, mit der nämlichen Anstrengung und Thätigkeit, die er in Lagern, auf Märschen, wie auf dem Schlachtfelde gezeigt hatte, sich auf das neue wieder allen Arbeiten der innern Verwaltung überließ.

8. Minder glücklich waren des Basilius Feldherren gegen die Paulicianer. Auch gegen diese entschloß sich also jetzt der Kaiser in eigner Person zu Felde zu ziehen. Aber bevor er noch den Feldzug

eröffnen konnte, lag schon des wilden Chrysogiris, der Paulicianer gefürchteten Anführers Kopf zu den Füßen des Kaisers. Chrysogir hatte den Winter nicht unbenutzt wollen vorübergehen lassen, war demnach raubend und verheerend in Kleinasien eingefallen. Als er aber mit reicher Beute beladen schon wieder auf dem Rückzuge begriffen war, fiel er durch Verrath, oder eigene Unvorsichtigkeit in einen Hinterhalt, ward von den Seinigen abgeschnitten, und in der Flucht sein Heil zu suchen gezwungen. Aber ein Grieche, eben so gut beritten, als der Paulicianer, folgte ihm mit hocherhabenem Wurfspies auf der Ferse. Chrysogir wandte sich gegen denselben um, und erkannte in ihm einen gewissen Pulades, der erst unlängst sein Gefangener gewesen, den er mit der größten Schonung behandelt, ihm sogar ohne Lösegeld seine Freiheit geschenkt hatte. „Wie Pulades," rief er ihm zu, „du strebst „so gierig nach dem Leben desjenigen, der erst vor „kurzem Dir das deinige so großmüthig erhalten hat. „Ist dieß deine Dankbarkeit? — Mein Dank" erwiederte der Grieche, „liegt auf der Spitze meines „Wurfspieses, und mit diesem hoffe ich jetzt Dir zu „lohnen." Chrysogir gab seinem Pferde nun wieder die Sporn, und wahrscheinlich würde er seinem Verfolger entkommen seyn, hätte er nicht auf der Flucht seinem Pferde eine falsche Richtung gegeben. Ein tiefer, breiter und steiler Schlund hemmte den Lauf desselben; es vermochte nicht darüber zu setzen. In diesem Augenblick ward er von Pulades ereilt und sank, von dessen Wurfspies getroffen, vom Pferde. Noch athmete Chrysogir, als mehrere andere griechische Reiter dazu kamen, ihm den Kopf abschlugen, damit nach Constantinopel eilten und ihn dem Kaiser überreichten. In seinem Unmuth hatte dieser schon öfters den Wunsch geäußert, einst noch

so glücklich zu seyn, durch den Kopf dieses seines ärgsten Feindes drei Pfeile zu schießen. Diesen abgeschmackten Wunsch konnte er jetzt in Erfüllung bringen; und wirklich war er nun so schwach, und seiner selbst, wie seiner Würde so wenig eingedenk, daß er Chrisogirs Kopf an einen Baum aufhängen ließ, und mit eigner Hand drei Pfeile durch denselben jagte. Welche unedle, erbärmliche, eines Fürsten wie Basilius so höchst unwürdige Rache! Chrisogirs Tod brachte den Paulicianern Verderben und Untergang. Ohne bedeutenden Anführer, und unter sich selbst uneinig und in Faktionen getheilt, waren alle ihre Operationen ohne Kraft und Zusammenhang. Ihr Heer ward endlich völlig geschlagen, die Bergfeste Tefreis erobert, von Grund aus zerstört, und, obgleich leider noch lange nicht der verderblichen Sekte, doch wenigstens dem paulicianischen, allen Provinzen Kleinasiens über dreißig Jahre so furchtbaren Raubstaat ein Ende gemacht.

9. Mit demselben Erfolge, wie das erstemal, zog bald darauf Basilius abermals in eigner Person gegen die Sarazenen. Auch in diesem Feldzuge war er zu gleicher Zeit Soldat und Feldherr; vereinte die Unerschrockenheit und Tapferkeit des Einen mit der Besonnenheit und Einsicht des Andern; wußte sich stets zu vervielfältigen, war überall gegenwärtig, und wo nur immer ihn die Soldaten erblickten, vergaßen sie sogleich jede Gefahr wie jede Beschwerde; denn beides theilte ununterbrochen der Kaiser mit ihnen. Als er über das taurische Gebirg zog, und seine Soldaten auf dem größtentheils sehr steilen, oft beinahe gar nicht praktikabeln Wege nach und nach zu ermüden anfingen, stieg er sogleich vom Pferde, machte den ganzen Marsch zu Fuße, ließ sich bald an der Spitze, bald im Cen-

trum seines Heeres erblicken, sprach gleich leutselig mit den Officieren, wie mit den Soldaten, und wußte nicht selten sogar durch ermunternden Scherz ihren Muth noch mehr zu beleben. — Bei dem nächtlichen Uebergang über den Fluß Paradisus in Syrien, über welchen er nicht Zeit hatte, eine Brücke zu schlagen, durch den aber eine, obgleich nichts weniger als ganz gefahrlose Furt führte, war Basilius der erste, der den Uebergang versuchte; aber in der Mitte der Furt, die er durch eine Menge brennender Fackeln beleuchten ließ, blieb er stehen, und ließ das ganze Heer vor sich vorbei defiliren. Wo er jetzt Strauchelnde, oder solche bemerkte, die der Strom mit sich fortgerissen hatte, eilte er ihnen zu Hülfe, reichte ihnen die Hand, zog sie mit der, ihm eignen Riesenstärke aus der Strömung, und rettete so mehreren seiner Soldaten das Leben. In diesem beschwerlichen, nassen Posten blieb Basilius so lange, bis der letzte seines Heeres das jenseitige Ufer erreicht hatte. Unter einem solchen, und noch dazu gekrönten Feldherrn, hätte er auch weniger Kriegskunde besessen, mußte dennoch jedes Heer, wenn nicht alle moralische Kraft in ihm verschwunden war, den Sieg stets gleichsam an seine Fahne fesseln. Wirklich schlug auch wieder Basilius alle sarazenischen Heerhaufen, die sich ihm entgegen stellten, verwüstete weit und breit das feindliche Land, zwang blos durch seine persönliche Größe zwei Emirs, mit dem ganzen Gebiete, dem sie vorstanden, sich ihm zu unterwerfen, und kehrte dann mit dem Raube aller, von ihm siegreich durchzognen Provinzen wieder zurück.

10. Nur Schade, daß auf diesem Rückzuge Basilius seinen Ruhm nicht wenig befleckte, und zwar so wohl als Feldherr, wie auch als Christ

und Mensch. Das griechische Heer nämlich schleppte eine ungeheuere Menge Gefangener mit sich. Diese erschwerten an sich schon nicht wenig den Marsch der Armee. Aber nun hatte auch Basilius mehrere feste, von den Sarazenen stark besetzte Plätze auf seinen Seiten, wie im Rücken unberührt liegen lassen. Es war demnach zu befürchten, daß besonders die Sarazenen von Tarsus die taurischen Gebirgspässe auf das neue wieder besetzt haben möchten; und nun war freilich der unter beständigen Gefechten mit dem Feinde, auf unwegsamer, steiler Gebirgsstraße fortzusetzender Marsch einer Armee, die noch überdieß ein kleines Heer von Gefangenen zu führen und zu bewachen hatte, eine äußerst bedenkliche Sache. Um also die Bewegungen seines Heeres zu erleichtern, und einem möglichen Aufstand der Gefangenen zuvorzukommen, ließ Basilius sie sämmtlich, mehrere Tausende an der Zahl, von einigen Schaaren seiner Leute umringen, und mit kaltem Blute erbarmungslos niederhauen. Heidnisches Kriegsrecht mag vielleicht den Sieger zu einer solchen Blutthat berechtigen. Aber in der Brust eines christlichen Feldherrn sollte ein anderes Gesetz geschrieben stehen, und nur ein in der Hölle erzeugter, religiöser Fanatismus kann in dem Umstande, daß die Gefangenen lauter Sarazenen waren, eine Rechtfertigung solcher Greuelthat zu finden glauben. — Uebrigens war Basilius überhaupt nur im offnen Felde ein stets glücklicher Feldherr. Die Sarazenen schlug er, so oft er auf sie stieß, erstürmte die steilsten und gefährlichsten Engpässe, kam in seinen Bewegungen immer jenen des Feindes zuvor, wählte stets treffliche Stellungen, berechnete eben so richtig seine Märsche, und sorgte mit seltener, in das ganze ungeheure Detail eingehender Aufmerksamkeit für ununterbrochene, stets vollkommen gesicherte Subsi-

stenz seines Heeres. Nur im Belagerungskriege war Basilius nie glücklich, und vor allen Festungen, die er belagerte, wie z. B. Malatia, Germanicia, Adanes 2c. mußte er stets unverrichteter Dinge wieder abziehen. Nicht glücklicher waren auch seine Generale. Andreas, ein geborner Scythe, aber durchaus redlicher Mann, und dabei vielleicht der erfahrenste und tapferste unter allen Feldherren des Kaisers, hatte nicht ferne von Tarsus über ein zweimal stärkeres Sarazenen-Heer einen der glänzendsten Siege erfochten. Am Vorabend der Schlacht schickte ihm der commandirende Emir einen, in den stolzesten und zugleich das Christenthum schmähenden Ausdrücken abgefaßten Herausforderungsbrief. Morgen, sagte unter anderm der Emir darin, wollen wir sehen, wer mächtiger ist, Mohamed oder Josephs und Mariens Sohn. Diese Gotteslästerung, die eigentlich in dem Munde und nach den Begriffen der Sarazenen keine war, entflammte das ganze Heer zu wüthender Rache. Als es Andreas mit Anbruch des Tages in Schlachtordnung gestellt hatte, verschmäheten die Soldaten, das Treffen in einer gewissen Entfernung, wie gewöhnlich, mit den Wurfwaffen zu beginnen. Mit dem Schwert und der Lanze in der Hand, stürzten sie sich mit beispiellosem Ungestüm sogleich auf den Feind. Die Griechen schienen übermenschliche Kräfte zu haben. Nichts vermochte ihnen Widerstand zu leisten. Der Emir ward gleich im Anfang des Treffens erschlagen. Eine zahllose Menge fiel unter dem furchtbar wüthenden Schwert der Christen, und in weniger als zwei Stunden war das ganze feindliche Heer vernichtet. Nur der Nachtrab, weil Tarsus viel näher, rettete sich durch die Flucht, und kam ohne bedeutenden Verlust vor den Thoren der Stadt an. Mit den Leichen der Erschlagenen errichtete Andreas

im Angesicht der Stadt eine, den Sarazenen in Tarsus lange Zeit furchtbare Trophä. Aber eben so bescheiden und besonnen nach dem Siege, als vor der Schlacht, wollte Andreas, seine Mittel des Angriffes mit jenen des Widerstandes und der Vertheidigung der Sarazenen in Tarsus genau abwägend, dennoch ungeachtet seines errungenen Sieges die Stadt nicht belagern. Er zog also an ihr vorüber, und kehrte mit dem Heere nach Constantinopel zurück. Die Eroberung von Tarsus lag dem Kaiser ungemein am Herzen; die Sicherheit eines großen Theils von Kleinasien hing davon ab. So sehr sich also Basilius des von Andreas erfochtenen Sieges erfreute, eben so sehr schmerzte es ihn, daß die Eroberung dieser wichtigen Festung nicht eine Frucht desselben war. Diese Stimmung des Monarchen wußten die Feinde des Andreas trefflich zu benutzen. Ihre giftigen Bemerkungen blieben nicht ohne Wirkung. Argwohn und mancherlei Verdacht erwachten in der Brust des Kaisers, und einer aus seinen nächsten Umgebungen hatte sogar die Frechheit, den Andreas ganz laut und selbst in Gegenwart des Kaisers des Verraths zu beschuldigen. "Hätte ich" setzte er prahlend hinzu "nach jenem glänzenden Sieg ein so muthvolles Heer unter meinem Commando gehabt, so würde schon in zweimal vier und zwanzig Stunden der Kaiser Herr von Tarsus gewesen seyn". — Basilius ließ sich bethören, nahm sogar den Stypiotes — so hieß der unverschämte Schwätzer — beim Wort, übertrug ihm den Oberbefehl des Heeres, und schickte ihn vor Tarsus. An der Spitze eines Heeres, und dem Feinde gegen über, fand Stypiotes nun alles ganz anders, als er es in seinen Kriegsbüchern mochte gefunden und gelesen haben. Ohne alle Erfahrung, des Krieges ganz unkundig, machte er demnach jetzt Fehler über Feh-

ler, und verstand endlich gar nicht einmal, die bekanntesten, und bei einer Belagerung durchaus nothwendigen Vorsichtsmasregeln zu treffen. Eine Folge davon war, daß die zahlreiche Besatzung bei Nacht einen Ausfall machte, ganz unbemerkt in das kaiserliche Lager drang, eine Menge Griechen erschlug, und deren ganzes Heer auseinander sprengte. Von den Soldaten, welche dem Blutbade entronnen waren, aber nun auch nicht zum zweiten Male das Opfer der Unwissenheit eines ungeschickten und unerfahrnen Feldherrn werden wollten, kehrte nicht ein einziger zu seiner Fahne zurück, und nur von sehr wenigen begleitet, aber mit desto mehr Schmach bedeckt, kam der gedemüthigte, prahlende Verläumder wieder in Constantinopel an. Basilius war zu verständig, um nicht vielmehr sich selbst, als dem Stypiodes zu zürnen. Er begnügte sich also, ihn blos von seiner Person zu entfernen, und aus Constantinopel zu verbannen. — Indessen hatte doch Basilius, trotz aller mißlungenen Belagerungen, durch seine beiden Feldzüge, wie durch die von ihm selbst und seinen Generalen erfochtenen Siege, den Sarazenen wieder den römischen Namen zu ehren gelehrt. Sie enthielten sich ihrer räuberischen Einfälle, und Kleinasiens Provinzen genossen seit vielen Jahren keiner so lange anhaltenden Ruhe, als unter der Regierung dieses Kaisers.

12. Nicht minder furchtbar ward den Sarazenen auch auf allen Meeren jetzt wieder die griechische Flagge. Seeräuberei war längst schon, besonders für die spanischen und afrikanischen Sarazenen eine unerschöpfliche Quelle von Reichthümern. Unter Basilius Regierung fing diese Quelle an sehr sparsam zu fließen. Zahlreiche, aus den Häfen von Creta ausgelaufene sarazenische Flotten plünder-

ten bisher nicht selten alle Inseln des Archipelagus, durchschifften bisweilen den Hellespont, wagten sich sogar in den Propontis, und bedroheten dann selbst Constantinopel. Dies geschah nun auch jetzt wieder. Aber die griechische Marine war durch des Kaisers Vorsorge in einem ganz andern Zustande als bisher, und den Nicetas, einem erfahrnen, tapfern Seemann, hatte Basilius zum Oberbefehlshaber über die Flotte ernannt. Dieser schlug und verbrannte die sarazenischen Flotten, wo sie nur immer in dem ägeischen Meere, oder überhaupt in den Gewässern des Peloponnesus sich blicken ließen *).

*) Als Nicetas einst die saracenische Flotte an der westlichen Küste des Peloponnes aufsuchte, sie hier nicht fand, aber in Erfahrung brachte, daß sie auf der andern Seite die Küsten von Methom und Patras verwüstete; es jedoch, wenn er das Vorgebirg von Malea hätte umsegeln wollen, mehrere Tage erfordert, mithin der Feind genug Zeit gehabt haben würde, die gemachte reiche Beute in Sicherheit zu bringen; so ließ Nicetas, was beinahe unerhört war, alle seine Schiffe zu Lande über den ungefähr zwei Stunden breiten Isthmus transportiren. In einer einzigen Nacht ward diese ungeheure Arbeit vollbracht, und schon am folgenden Morgen steuerte der griechische Admiral mit vollen Segeln auf die feindliche Flotte los. Da die saracenischen Schiffe, in der Voraussetzung, daß sie die kaiserliche Flotte erst in einigen Tagen zu Gesicht bekommen könnten, sich, um eine desto längere Küstenstrecke zu plündern, sehr zerstreut hatten; so griff Nicetas, nun jedes dieser Schiffe einzeln an, bohrte es in Grund, oder verbrannte es durch das gregorianische Feuer, wovon er einen guten Vorrath bei sich hatte, und vernichtete die Flotte der Sarazenen so gänzlich, daß auch nicht ein einziges Fahrzeug davon wieder nach Creta zurückkam. — Bemerken müssen wir bei dieser Gelegenheit, daß die größten Schiffe jener Zeit höchstens nur zweihundert sechzig bis siebenzig Mann fassen konnten.

Da Nicetas aber die Gefangenen, Soldaten, wie Matrosen stets mit der größten Grausamkeit behandelte, sie gewöhnlich lebendig schinden, oder in Kessel voll siedenden Oels werfen ließ; so wollte Basilius, der solche Greuel verabscheute, sich desselben zu keiner fernern Expedition mehr bedienen, nahm ihm daher den Oberbefehl über die Flotte, und übergab diese dem Nasar, einem nicht minder erfahrnen, aber ungleich menschlichern Befehlshaber. Unter diesem Admiral weheten die griechischen Flaggen eben so siegreich an den Küsten von Sicilien und Unteritalien, als in den Gewässern des ägeischen und jonischen Meeres. Nachdem er eine gegen die Insel Cephalonia bestimmte, aus mehr als sechszig Schiffen bestehende, sarazenische Flotte bei Methone gänzlich geschlagen hatte, segelte er auf Befehl des Kaisers nach Sicilien, landete bei Panorma, erhob von mehrern Städten ungeheure Brandschatzung, nahm eine Menge reich beladener Kauffahrteischiffe weg, steuerte hierauf wieder nach den Küsten von Calabrien, schlug und zerstreute bei Crotona eine eben aus den Häfen von Afrika angekommene sarazenische Flotte, setzte nach diesem Siege seine Truppen an das Land, schlug in Verbindung mit dem dort commandirenden griechischen General Procopius die Sarazenen in mehrern Gefechten, säuberte beinahe ganz Calabrien und Apulien von dem Feinde, und kam dann mit einer Menge, den Sarazenen abgenommener Schiffe und ganz unermeßlicher Beute triumphirend in Constantinopel wieder an *). —

*) Einen sehr schönen Zug der Menschlichkeit in dem Charakter des Kaisers Basilius dürfen wir hier nicht unerwähnt übergehen. Als sein Admiral Nasar zu seinen Seezügen aus dem Hafen von Constantinopel ausgelaufen war, hatte er während der Fahrt das

Diese glücklichen und ruhmvollen Seezüge thaten

Unglück, daß so oft die Flotte bei irgend einer Insel anlegte, immer einige Matrosen ihm davon liefen. Sie versteckten sich auf den Inseln, und flüchteten sich dann bei der ersten günstigen Gelegenheit nach Constantinopel. In dem Hafen von Methom angekommen, sah Nicetas aus Mangel an Ruderknechten sich außer Stand gesetzt, etwas gegen den Feind zu unternehmen. Er berichtete es also an den Kaiser, auf dessen Befehl der Präfekt von Constantinopel die Ausreisser aufsuchen, und in die Gefängnisse der Präfektur bringen ließ. Nach den Kriegsgesetzen war sowohl bei den Land- als See-Truppen Todesstrafe auf Desertion während des Marsches gegen den Feind gesetzt. Basilius, obgleich gar nicht schüchtern im Strafen, sobald er dasselbe für nothwendig fand, suchte doch stets die Forderungen strenger Gerechtigkeit, so viel wie möglich mit jenen der Menschlichkeit und Milde zu vereinbaren. Er erbarmte sich jetzt dieser Ausreisser. Er wollte ihr Leben retten, aber zugleich auch, weil Straflosigkeit hier dem Wohl des Staates, ja selbst der Erhaltung desselben gefährlich werden könnte, durch ein Beispiel strenger Gerechtigkeit, andere so wohl für jetzt wie für die Zukunft von ähnlichen Verbrechen zurückschrecken. Um diesen doppelten Zweck zu erreichen, ersann nun sein menschliches Herz eine List, in welche er niemand als den Präfeckten von Constantinopel einweihete. Aus den Gefängnissen der Stadt wurden nämlich alle wegen Mord zum Tode verurtheilte Verbrecher, deren Begnadigung ein, an der menschlichen Gesellschaft begangener Frevel gewesen seyn würde, ausgesucht, in Matrosenkleider gesteckt, ihre Gesichter so viel möglich unkenntlich gemacht, hierauf genau bewacht, so daß niemand sich ihnen nähern durfte, nach Methon gebracht, und dort, zwar im Angesicht der Flotte, jedoch in einer gewissen Entfernung von derselben, an dem Gestade des Meeres aufgehenkt. Da der Abgang an Ruderknechten auf der Flotte des Nasars indessen von dem Statthalter von Griechenland war ersetzt worden, so wurden nun auch die in Constantinopel gefangenen Matrosen ganz geheim und in der Stille ihrer Haft wieder entlassen.

vollkommen die nämliche Wirkung, welche des Basilius und seiner Feldherren nicht minder glänzende Feldzüge auf dem festen Lande hervorgebracht hatten. So wenig die Sarazenen es jetzt wagten, ihre frühern Einfälle in die Provinzen Kleinasiens zu wiederholen, eben so wenig gelüstete es nun auch ihren Flotten nach neuer Beute auf den asiatischen oder europäischen Inseln; und die Bewohner erfreueten sich jetzt ebenfalls einer, ihnen längst schon völlig fremd gewordenen Ruhe und Sicherheit.

13. Auch jenseits des Pontus Euxinus war Basilius Name eben so geehrt, als gefürchtet. Die Gesandten und Missionäre, welche er nach Rußland sandte, fanden dort willkommene und freundliche Aufnahme. Neue, das gegenseitige Interesse beider Völker mit Billigkeit berücksichtigende Verträge legten den Grund zu einem dauerhaften, friedlichen Verhältniß zwischen beiden Völkern; und der, beiden Theilen so vortheilhafte Handel gewann jetzt mit jedem Jahre mehr Leben und größere Ausdehnung. — Selbst die in Dalmatien wohnenden Slaven, die sich längst schon der griechischen Herrschaft entzogen hatten, kehrten freiwillig wieder unter dieselbe zurück, und ganz Dalmatien, wie auch das stolze Venedig und die betriebsamen Ragusaner huldigten dem griechischen Kaiser, als ihrem einzigen, rechtmäßigen, sie schützenden Oberherrn *).

*) Nie mehr empörten sich von jetzt an die dalmatischen Slaven; denn Basilius schickte nicht, wie vormals geschehen, ihnen wieder Stadthalter, Beamten und Einnehmer, welche sie drücken, plagen und quälen konnten; sondern überließ ihnen unbeschränkt die Wahl ihrer obrigkeitlichen Personen. Er selbst bestimmte nur die Contribution, die jeder Bezirk jährlich an den Staatsschatz nach Constantinopel zu schicken hatte;

14. Aber auch die edelsten Charaktere haben ihre Schattenseite, und die größten Monarchen ihre Schwächen, und gegen die Schlingen jener, die diese scharf zu durchschauen und schlau zu benutzen wissen, vermag kaum die tiefste und vollendetste Menschenkenntniß einen Fürsten zu schützen. Einen, nicht sehr erfreulichen Beweis davon liefert nun ebenfalls der sonst so weise, so verständige und gerechte Kaiser Basilius; denn auch er ward von dem abgefeimt schlauen Photius, obgleich er selbst ihn des Patriarchenstuhls für unwürdig erklärt hatte, am Ende doch noch umstrickt und nicht wenig bethört. Der Stolz des eben so unruhigen, als talentvollen Mannes war hinter den Mauern des Klosters, wohin er verbannt worden, nichts weniger als erstorben; im Gegentheil gaben Stille und klösterliche Einsamkeit seinem Ehrgeiz hier täglich mehr Nahrung. Mit lauernder Aufmerksamkeit beobachtete er anfänglich alle Schritte des Patriarchen Ignatius. Da aber dieser fromme Prälat, den auch nachher die Kirche den Heiligen beizählte, der spähenden Bosheit nirgends eine Blöße darbot; so änderte der Schalk seinen Plan, heuchelte Unterwerfung, und buhlte um die Gunst und Liebe des ehrwürdigen Patriarchen. Was Photius verlangte, war, daß Ignatius ihn als Bischof anerkennen, demnach auch ihm, allen bischöflichen Verrichtungen sich zu unterziehen, gestatten möchte. Aber Ignatius, der nicht leicht zu täuschen war, blieb unerbittlich. Als Photius sah, daß seine Künste bei dem Patriarchen nicht anschlagen wollten, wandte er sich an die nächsten Umgebungen des Kaisers.

---

das Ausschlagen der Steuern, so wie die Erhebung derselben überließ er jedoch ebenfalls wieder den Dalmatinern selbst.

In dem Besitze unermeßlicher Reichthümer, war es ihm ein leichtes, Freunde zu finden, oder auch neue Freunde sich zu machen. Es dauerte also nicht lange, so erhoben sich am Hofe eine Menge Stimmen zum Lobe des Photius. Der Eine pries dem Monarchen die hohe Frömmigkeit des Mannes, ein Anderer dessen allumfassende Gelehrsamkeit, ein Dritter die Großmuth, mit der er sein vielleicht unverdientes Schicksal ertrage; kurz, der Kaiser hörte dergleichen Lügen so viele und so oft, daß diese endlich einen Schein von Wahrheit bei ihm gewannen, er daher auch nach und nach anfing, sich gegen den Photius immer milder und schonender zu erweisen. Aber nun hatte Basilius, troß der ihm eigenen, gar nicht zu verkennenden Charakterstärke, dennoch nicht Seelenhoheit genug, um über seine niedrige Geburt nicht zu erröthen. Zwar schämte er sich nicht seiner frühern Armuth; was ihn schmerzte, war blos seine ganz obscure, gemeine und niedere Abkunft. Diese Schwachheit des Kaisers entging nicht dem Scharfblick einiger Freunde des Photius, und dieser zauberte nun in der Geschwindigkeit einen Stammbaum hervor, der den Basilius zu einem Sprößling der Arsaciden, und endlich gar Alexander den Großen zu einem seiner Herren Stammvettern machte. Obgleich jetzt vielleicht im ganzen Reiche Basilius der einzige Getäuschte war; so wagte doch niemand, dem Stammbaum zu widersprechen, und das hohe Verdienst dieser wichtigen Entdeckung blieb also dem Photius ganz allein. Um ihm gehörig dafür zu lohnen, erlaubte ihm der Kaiser, das Kloster zu verlassen, wies ihm in einem der kaiserlichen Paläste in Constantinopel eine prächtige Wohnung an, übertrug ihm den Unterricht seines Sohnes, des Prinzen Leo, fragte ihn selbst bei wichtigen Angelegenheiten um Rath, bestätigte ihm

seine bischöfliche Würde, und erlaubte ihm sogar, trotz den Canons und des Ignatius Gegenvorstellungen, alle bischöfliche Verrichtungen, so oft er es für gut finden würde, vorzunehmen.

15. Photius einziges Streben ging jetzt dahin, die Zahl seiner Creaturen wie seiner Freunde am Hofe zu vermehren, aber vorzüglich in der Gunst des Kaisers immer höher und höher zu steigen. Da er nie irgend ein, ihn zum Zwecke führendes Mittel verschmähete; so wurden jetzt auch alle, selbst die nur schnell vorübergehenden Schwachheiten des Monarchen für ihn gleichsam die Stufenleiter, auf welcher er sich nach und nach zu dem Ziele seiner Wünsche zu erheben suchte. — Basilius hatte unlängst seinen ältesten Sohn, den, zu den größten Hoffnungen berechtigenden Prinzen Constantin durch einen, leider für das Vaterherz viel zu frühzeitigen Tod verloren. Er war der Liebling des Vaters gewesen, aber auch in Wahrheit eine seltene, rein organisirte, für alles Große und Schöne empfängliche Jünglingsseele, mit Recht die Hoffnung aller Edeln im Reiche. Tief beugte den Vater dieser Verlust; und indem er, besonders in den ersten Tagen, in seiner wirklichen wie vermeintlichen Freunde Busen seinen brennenden Schmerz ausströmen ließ, äußerte er mehrmals den Wunsch seinen theuern, geliebten Constantin nur ein einziges mal noch sehen und umarmen zu können. Auch hiezu machte Photius dem Kaiser Hoffnung; denn was wäre dem verschmitzten, durch seine gefühlte Superiorität sich alles zutrauenden Manne nicht möglich gewesen! — Unter Photius geheimsten Vertrauten befand sich ein gewisser Santabarenus, ein Mensch, der einst zum Strange verurtheilt, vom Cäsar Bardas war begnadiget und in einem Klo-

ster eingesperrt worden. Dieser Elende, schon oft das geheime Werkzeug der lichtscheuen Thaten seines Gönners, ward auch jetzt wieder zu einem neuen Bubenstück dessen Gehülfe. Dem Kaiser war Santabarenus noch unbekannt; aber nun machte Photius den Monarchen täglich mehr aufmerksam auf denselben. Er rühmte dessen seltene Heiligkeit, sprach vieles von der ihm eben daher gewordenen höhern Erleuchtung, und bezeichnete ihn endlich gar als einen, mit prophetischer Gabe von Gott ausgerüsteten Wunderthäter. Durch das Gebet dieses Heiligen, setzte Photius hinzu, würde des Kaisers so sehnlicher Wunsch, seinen Sohn noch einmal zu sehen, vielleicht wirklich erfüllt werden können. In der That geschah es auch bald darauf, daß, als der Kaiser auf der Jagd war, plötzlich ein junger Ritter von blendender Wohlgestalt und in strahlendem Gewandt auf ihn lossprengte. Aber welche Ueberraschung und welche namenlose Wonne für den Kaiser, als er in dem jungen Ritter alle Gesichtszüge seines geliebten Constantins erkannte, dieser ihm sogar um den Hals fiel, aber auch sogleich wieder vor seinen Augen verschwand. — Es wäre überflüssig, die Art des gespielten Betrugs untersuchen zu wollen; vielleicht war es selbst ein dämonisches Blendwerk; genug, Basilius sehnlichster Wunsch war nun erfüllt; er hatte seinen Sohn gesehen oder vielmehr zu sehen geglaubt, und in seiner Meinung war nun niemand größer und heiliger, als Photius und dessen Gesell Santabarenus *). Diesen

*) Daß man dem Kaiser seinen Sohn hat sehen lassen, dieses bezeugt **Georgius Monachus**, und mit ihm bezeugen es noch die mehrsten der übrigen griechischen Chroniker. Die Sache gewinnt auch dadurch eine noch größere Gewißheit, daß Basilius eine, nach dem heiligen Constantin genannte Kirche, — **Georg.**

betrachtete der Kaiser von jetzt an als ein untrügliches Orakel, ließ es geschehen, daß Photius ihm die bischöfliche Würde ertheilte, sah ihn gerne in seiner Umgebung, und fragte ihn nicht selten bei den wichtigsten Angelegenheiten um Rath.

16. Alles ging jetzt dem Photius nach Wunsche. Mit der wiederkehrenden Sonne seines Glükkes sammelten sich auch seine früheren Freunde wieder um ihn her, und als der Patriarch Ignatius am 23. Oct. des Jahres 877 starb, ward auf den erledigten Patriarchenstuhl Photius von der nämlichen Hand erhoben, die vor zehn Jahren ihn so schmachvoll von demselben herabgestürzt hatte. Um zu seiner Erhebung die päbstliche Genehmigung zu erhalten, heuchelte Photius die tiefste Unterwerfung unter den römischen Stuhl, schrieb Briefe an den Pabst, worin auch nicht ein einziges wahres Wort stand, und schickte endlich noch Santabarenus als seinen Apogrisiarius nach Rom, der unstreitig eben so gut oder vielleicht noch besser heucheln und lügen

---

Mon. sagt ein Kloster — an der Stelle, wo er die Erscheinung gehabt hatte, erbauen ließ. — Wir müssen hier bemerken, daß Basilius ein so großer Verehrer Constantins des Großen war, daß ihm zu Gefallen, und auf sein Verlangen der Patriach Photius jenen unter die Zahl der Heiligen der griechischen Kirche versetzte, daher auch jetzt Basilius die so eben erwähnte, von ihm erbaute Kirche diesem neuen, durch kaiserliches Decret — denn ein Wunsch des Kaisers war für den Photius so gut wie ein Befehl — creirten Heiligen weihen ließ. Das Heiligsprechen war damals in der morgenländischen, wie abendländischen Kirche noch den Bischöfen, ohne besondere Zuziehung des römischen Stules gestattet. Nur wurden nicht immer die von Bischöfen Heiliggesprochenen auch in das römische Martyrologium eingetragen.

konnte, als selbst sein grosser Herr und Meister. Auch der Kaiser ordnete diesfalls eine besondere Gesandtschaft nach Rom; und da der Pabst, von den Sarazenen hart gedrängt, abermals eine griechische Flotte an den Küsten von Italien zu sehen wünschte, auch die beiden Legaten, die er unlängst wegen der bulgarischen Angelegenheit nach Constantinopel geschickt hatte, theils von Photius schmeichelnden Worten und herrlichen Geschenken gewonnen, theils durch dessen Drohungen geschreckt, nun ebenfalls sich der Sache des neuen Patriarchen mit vieler Wärme annahmen; so ertheilte diesem endlich der Pabst die Absolution, erkannte ihn als rechtmäßigen Patriarchen von Constantinopel, und nahm ihn in die Gemeinschaft der römischen Kirche wieder auf *).

17. Unumschränkt lag nun im Orient wieder das ganze Kirchenregiment in den Händen des Photius, des stolzesten und schrecklichsten kirchlichen Despoten, den es seit Gründung des Christenthums noch jemals gegeben hatte. Nicht nur im ungestörten Besitze der höchsten Gunst und des vollen Zutrauens des Kaisers, hatte er sich auch am Hofe eine ungemein zahlreiche und starke Parthei zu verschaffen, ja sogar seinen Bruder Catoceles, — ein eben so verdorbener Mensch als er selbst — zum obersten Befehlshaber der kaiserlichen Leibwache zu befördern gewußt. Gegen alle Bischöfe, von deren Frömmigkeit und Redlichkeit er vermuthen konnte,

*) Eine umständliche Erzählung der zweiten Erhebung des Photius gehört in die specielle Kirchengeschichte. Hier wollen wir nur blos in der Kürze bemerken, daß der Pabst dem Photius die Absolution nur unter gewissen Bedingungen gab, die derselbe aber auf die schändlichste, trügerischste Waise zu umgehen wuste.

daß sie ihm nicht sehr geneigt seyn möchten, glaubte er sich nun Alles erlauben zu dürfen. Ohne Ursache wurden sie abgesetzt, oder wenigstens entfernte, weniger einträgliche Kirchen ihnen angewiesen. Wer, sey es Bischof, Priester oder Abt, sich über die Rechtmäßigkeit der Erhebung des Photius auch nur den leisesten Zweifel erlaubte, und diesen in einem unbewachten Augenblick hörbar merken ließ, dem ward Entsetzung des Amtes, Geißelung, Einkerkerung oder Verbannung zu Theil. Seinen Santabarenus, dem er den Titel eines Protothronus, das heißt, eines ersten Bischofes unter allen, unter dem Stuhl von Constantinopel stehenden Sufraganbischöfen beilegte, drang er einer Kirche von Cappadocien auf, aus welcher er den rechtmäßigen, von der ganzen Diöcese geehrten und geliebten Bischof gewaltsam vertrieb. Alle, von seinem Vorfahrer, dem heiligen Ignatius, gemachte Einrichtungen wollte er vernichten, die von jenem geweihten Bischöfe, Priester und Diaconen sämmtlich ihrer Aemter entsetzen, die von Ignatius aber, mancherlei Verbrechen wegen, abgesetzten Bischöfe und Priester in ihren Würden wiederherstellen; kurz, dieser gewaltthätige, gewissenlose Kirchendespot würde der ganzen morgenländischen Kirche eine andere, aber wahrhaft furchtbare Gestalt gegeben haben, hätte nicht Basilius, mit seiner gewöhnlichen Besonnenheit ihm endlich Einhalt gethan, und des Photius eigene Furcht, die Gunst des Kaisers zu verlieren, seiner beispiellosen Willkühr wieder einige Schranken gesetzt.

18. Ob Photius Ehrgeiz sich innerhalb der Grenzen des Kirchenregiments beschränkte, oder ob derselbe noch nach Höherem strebte, und, wie er unter Basilius Nachfolger angeklagt ward, sogar die Kaiserkrone an sein Haus zu bringen suchte,

dieß muß unentschieden bleiben. Zwar endigte sich die unter Leo's Regierung gegen ihn erhobene Anklage nicht gerade sehr ehrenvoll für die Kläger; aber von wie vielen Greuelthaten und Werken der Finsterniß hat bis auf den heutigen Tag die Geschichte den sie bedeckenden Schleier noch nicht hinwegzunehmen vermocht? Wie dem übrigens auch seyn mag, so wird doch der Verdacht, den Photius auch mit in das Grab nahm, durch seines Schülers, des Santabarenus schwarze That nicht wenig gerechtfertiget. Dieser Elende ging mit nichts geringerem um, als den nach Constantins Tod vermuthlichen Thronerben, nämlich den Prinzen Leo auf immer zu verderben. Da der Betrüger vermöge seines erborgten, falschen Heiligenscheines nicht nur bei dem Kaiser, sondern auch bei allen übrigen Gliedern des kaiserlichen Hauses freien Zutritt hatte, so suchte er bei jeder Gelegenheit den Sohn bei dem Vater zu verdächtigen, schilderte jenen als einen, mit Ungeduld nach der Herrschaft strebenden Prinzen, dem der Vater viel zu lange lebe, heuchelte Besorgniß für das Leben des Kaisers, und trieb dies teuflische Spiel so lange, bis endlich in der Brust des Basilius der schwärzeste Argwohn gegen seinen Sohn erwachte. Jetzt wagte es der Bösewicht, den Prinzen bei dem Kaiser eines offenbaren vatermörderischen Anschlages zu beschuldigen, und wußte dieser gottlosesten aller Verläumdungen einen so hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zu geben, daß Basilius in der ersten Aufwallung seines Zornes, auf der Stelle seinen Sohn beider Augen zu berauben, und in ein Kloster einzusperren befahl *).

*) Santabarenus hatte dem Prinzen Leo, ihn auf die Gefahren einer erst unlängst entdeckten Verschwörung aufmerksam machend, den boshaften Rath gegeben,

19. Zum Glücke für den Prinzen waren, als der Kaiser diesen furchtbaren Befehl ertheilte, zwei Senatoren, beide durchaus redliche Männer, zugegen. Diese warfen sich dem Monarchen zu Füßen, ihn flehentlichst bittend, seinem eigenen Sohne wenigstens jene Gerechtigkeit nicht zu versagen, welche ja der geringste und niedrigste seiner Unterthanen von ihm zu fordern berechtigt wäre. Jedem Strafurtheile müsse eine Untersuchung vorangehen, und selbst der größte Verbrecher, welchen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit auch das ihm angeschuldete Verbrechen haben könnte, dennoch vorher gehört werden. Basilius, der eine vernünftige und gerechte Vorstellung nie unbeachtet vorübergehen ließ, nahm

---

seinen Vater auf der Jagd, wo Verräther so leicht Gelegenheit finden könnten, einen Mordanschlag gegen das Leben des Kaisers auszuführen, nie allein zu lassen, aber auch stets für den Nothfall eine, unter seinem Gewand verborgene Waffe bei sich zu führen. Er überreichte bei dieser Gelegenheit einen sehr schönen, langen, scharf geschliffenen Dolch, indem dieser, um einen Feind in der Nähe zu bekämpfen, die sicherste und furchtbarste Waffe wäre. Der Prinz dankte dem Betrüger; und versprach, dessen Rath zu befolgen. Aber nun ging Santabarenus zu dem Kaiser, ihn mit geheuchelter Anhänglichkeit an seine Person dringend bittend, ja für seine Erhaltung besorgt zu seyn, indem er Grund habe zu glauben, daß sein eigner Sohn, der Prinz Leo ihm nach dem Leben trachte. Der geschreckte Vater wählte sogleich den kürzesten und sichersten Weg, sich von der Wahrheit oder dem Ungrund dieser Anklage zu überzeugen, und ließ, sobald er seinen Sohn erblickte, dessen Kleider durchsuchen. Leider fand man jetzt den unter dem Gewandt des Prinzen verborgenen Dolch. Basilius gerieth darüber in den heftigsten Zorn, ließ seinen Sohn, ohne ihn weiters zu hören, auf der Stelle verhaften, und gab nun den hier oben erwähnten grausamen Befehl.

zwar jetzt den schon gegebenen blutigen Befehl wieder zurück; aber die ganze Umgebung des Prinzen, selbst die letzten seiner Diener wurden gefänglich eingezogen, einige sogar peinlich befragt, und nun ward selbst mitten unter den größten Schmerzen bei keinem auch nur ein Laut hörbar, welcher den Verdacht, man will nicht sagen, eines vatermörderischen Anschlages, sondern selbst blos einer Verletzung der seinem Vater schuldigen Ehrerbietung auch nur von weitem hätte rechtfertigen können. Im Gegentheil bezeugten und betheuerten alle, daß sie den Prinzen in seinem ganzen Benehmen, wie in allen seinen Reden nie anders, als einen treu gehorsamen, seinen Vater zärtlich liebenden Sohn gefunden hätten. Die Untersuchung hatte demnach bald ein Ende; jeder der hart mißhandelten ward soviel möglich seinem Stande nach entschädigt, der Prinz jedoch noch immer gleich einem Gefangenen bewacht. Alle Vorstellungen und Fürbitten, selbst der Angesehensten am Hofe blieben fruchtlos, und weil von Santabarenus immer noch mehr gereizt, schickte Basilius sogar alle, selbst die in den demüthigsten und zärtlichsten Ausdrücken abgefaßten Rechtfertigungsschreiben des Prinzen demselben uneröffnet wieder zurück. Die Anklage oder vielmehr Verläumdung des Santabarenus hatte zu tiefen Eindruck auf den Kaiser gemacht, besonders da dieser noch immer in dem Wahn stand, der Betrüger werde bisweilen höherer Offenbarung gewürdigt. Da Basilius gar nichts mehr von dem Prinzen hören wollte, und es das Ansehen hatte, als habe er diesen Sohn ganz aus seinem Herzen gerissen, so wagte es auch niemand mehr am Hofe den Namen desselben zu nennen, und der unglückliche und doch schuldlose Leo ward nach und nach völlig vergessen. Aber gerade jetzt, da die Menschen ihn verlassen hatten, ward sein Vertheidiger und

Retter ein — Papagei. Dieser Vogel, der mehrere Worte und Redensarten zu articuliren gelernt hatte, hing gewöhnlich in dem kaiserlichen Speisesaal. Da nun, besonders in den ersten Wochen, der ganze Palast über das Unglück des allgemein geliebten Leo voll Jammers war, jeder von dem traurigen Schicksale des Prinzen sprach, und auch beinahe jedesmal am Ende in die Worte ausbrach: „Ach, der gute, unglückliche und doch so unschuldige Leo!“ so lernte auch nach und nach der Papagei diese Worte. Nun geschah es, daß einige Monate nachher der Kaiser seinen Freunden, wie den Vornehmsten am Hofe ein glänzendes Mahl gab. Basilius war an diesem Tage ganz besonders heiterer Laune, und diese verbreitete nun auch bald den Geist der Heiterkeit über sämmtliche anwesende Gäste. Froh und zwanglos überließ sich jeder den Freuden der Tafel, und vom Weine immer mehr zu munterm Scherze und lautem, offenherzigem Gespräche begeistert, herrschte endlich eine, immer geräuschvoller werdende, Fröhlichkeit an der ganzen Tafel. Aber plötzlich läßt jetzt der Papagei seine Stimme hören: „Ach, der gute, unglückliche, und doch so unschuldige Leo!“ Zweimal wiederholt er diese Worte. Alle Zungen sind jetzt auf einmal wie durch einen Zauber gefesselt, alle Blicke gegen die Erde gesenkt, und eine allgemeine traurige Stille folgt auf eine, bisher so lärmvolle, alle Gemächer des Palastes durchrauschende Fröhlichkeit. Sogar Basilius selbst wird jetzt ernst und nachdenkend. Das feierliche Schweigen unterbricht endlich einer der anwesenden Senatoren: „Herr!“ sagte er, sich an den Kaiser wendend, „dieser Vogel beschämt uns alle; „ja er klagt uns sogar sämmtlich vor Dir an, daß „wir, uneingedenk des Sohnes unsers vielgeliebten „Kaisers, uns hier sorgenlos jeder Freude und

„jedem Genusse überlassen, während der edle, unglück„liche Prinz, weil der väterlichen Liebe beraubt, in „tiefem Kummer und trostlosem Jammer sich ver„zehrt.“ — Wie von einem Geiste getrieben, erheben sich nun alle Anwesende von der Tafel und werfen sich dem Kaiser zu Füßen, ihn bittend, nicht länger mehr seinem Sohne alle Gerechtigkeit zu versagen, ihn doch wenigstens nur einmal zu hören. — Mit ungleich mehr Milde als sonst, nahm Basilius diese Fürbitte auf; er versprach sogar, dieselbe, wo möglich, in kurzem zu erfüllen. Leo ward sogleich von der, ihm auf einmal wieder günstig gewordenen Stimmung seines Vaters benachrichtiget. Er schrieb also wieder an denselben. Mit Rührung las jetzt Basilius den Brief seines Sohnes. Er erlaubte demselben, zu ihm zu kommen, und eine Folge ihrer, bei zwei Stunden dauernden Unterredung war nun eine vollkommene Aussöhnung zwischen Vater und Sohn *).

20. Aber nun verschwand auch endlich die Täuschung, in welcher Photius und Santabarenus

*) Wäre es dem tückischen Santabarenus gelungen, den Prinzen Leo bei seinem Vater so zu stürzen, daß dieser ihn seiner Augen berauben, mithin zur Regierung hätte unfähig machen lassen; so wäre, da des Kaisers jüngster Sohn Stephanus von Kindheit auf der Kirche war geweiht worden, der Prinz Alexander der einzige Kronerbe gewesen, und diesen nichts weniger als herrschsüchtigen und ruhmgierigen und daher auch ziemlich unthätigen Prinzen, nach seines Vaters Tod, auf irgend eine Weise vom Throne zu entfernen, würde dann gewiß für die zahlreiche Parthei des, durch seine Geburt, seine Verwandschaft mit dem kaiserlichen Hause, seine ungeheuern Reichthümer, und hohe Würde schon so mächtigen Photius keine sehr schwer zu lösende Aufgabe gewesen seyn.

den Kaiser so lange zu halten gewußt hatten. Beide gefährliche Männer waren entlarvt. Letzterer würde augenblicklich schon den Lohn seiner boshaften Ränke empfangen haben, hätte abermals Photius, dessen hohe Patriarchenwürde ihn dem Basilius, obgleich er den Mann jetzt kannte, doch noch immer zu einem Gegenstand der Verehrung machte, nicht durch mancherlei Scheingründe, an denen es seinem sophistischen Verstand nie fehlte, das Verbrechen seines geliebten Schülers und Jüngers wieder in ein milderes Licht zu stellen gewußt. Indessen durfte Santabarenus nie mehr vor den Augen des Monarchen erscheinen. Er verließ also Constantinopel, und eilte in seine Diöcese nach Cappadocien, wahrscheinlich zu neuem, obgleich von der Geschichte nicht aufgezeichnetem Frevel.

21. In der Stadt verbreitete die Nachricht von Leos Befreiung und seiner Aussöhnung mit dem Vater einen allgemeinen Jubel. Alle Stände nahmen an diesem frohen Ereigniß Antheil; und als gleich am folgenden Tage, am Feste des heiligen Elias, Leo an der Seite seines Vaters bei der an diesem Tage gewöhnlichen Procession erschien, schrie alles Volk, sobald es den Kaiser und dessen Sohn erblickte: „Preis, Ehre und Dank unserm Gott, der uns unsern geliebten Prinzen Leo wieder geschenkt hat!“ Als dieser freudige Ruf öfters wiederholt ward, wandte sich endlich Basilius an das Volk, und rief mit lauter Stimme: „Kinder! Ihr freut euch, und danket Gott, daß Er euch euern Prinzen Leo wieder gegeben hat. Aber bittet zugleich auch jetzt den Herrn, daß er das Herz meines Sohnes so lenke, daß euer jetziges Freudengeschrei sich nicht einst unter

„seiner Regierung in Klaggeschrei ver-„wandle“. — Basilius liebte zwar alle seine Kinder gleich zärtlich; aber seinem scharfen Blicke entgingen doch auch nicht ihre Fehler, und er glaubte in Leo's Charakter Manches zu bemerken, was nicht gerade eine durchaus glückliche Regierung verspreche. — Ueberhaupt war Basilius ein eben so gerechter, als liebevoller Familienvater. Sogar den Sohn, mit welchem Ingerine, als er sich mit ihr vermählen mußte, vom Kaiser Michaël schwanger war, liebte und erzog er wie seine eignen Kinder; erhob ihn auch zu gleicher Zeit mit seinen beiden ältesten Söhnen Constantin und Leo zur Cäsars-Würde. Aber Ingerinens und Michaëls Sohn starb bald darauf in noch ziemlich zartem Alter; und nach dem Tode des geliebtesten seiner Söhne, des Prinzen Constantins nämlich, ließ Basilius auch seinen jüngern Sohn Alexander zum Cäsar ausrufen. Der Allerjüngste, Namens Stephanus, schon als Kind dem Herrn geweiht, trat in den geistlichen Stand. Er hatte den Photius zum Lehrer, und benutzte den wissenschaftlichen Unterricht desselben, ohne dessen Handlungsweise zur Richtschnur seiner eigenen Handlungen zu machen. Als Photius zum zweitenmale für immer seiner Würde entsetzt ward, bestieg Stephanus in einem Alter von 17 Jahren, jedoch erst zu Folge einer, von Rom erhaltenen Dispensation, den Patriarchenstuhl von Constantinopel. Seinem hohen Amte stand er mit eben so viel Würde als Einsicht vor, erbaute durch seinen strengen tadellosen Wandel die ganze morgenländische Kirche, und starb im allgemeinen Rufe der Heiligkeit schon im zwei oder drei und zwanzigsten Jahre seines, von Kind auf Gott und der Kirche geweihten Lebens.

22. Wie sehr in einem rein despotischen Staat,

ohne weise, die verschiedenen Verhältnisse der Stände regelnde und befestigende Fundamentalgesetze, und ohne selbstständige Corporationen, deren Erhaltung und gemeinsames Interesse auf der Erhaltung des Thrones, wie des herrschenden Hauses beruhen, die Lage auch selbst des besten und weisesten Monarchen gefährdet sey, darüber liefert die Regierungsgeschichte des Basilius abermals einen sehr inhaltsreichen Commentar. Unstreitig war dieser Monarch, selbst in dem strengsten Sinne des Wortes, der Vater seiner Völker, über deren Wohl er unablässig mit mehr als väterlicher Sorgfalt wachte; und demungeachtet ward zu verschiedenen Zeiten das Leben dieses trefflichen Fürsten zweimal von höchst gefährlichen Verschwörungen bedrohet. Das erstemal gleich im Anfange seiner Regierung, wenige Wochen nachher, als Kaiser Michaël ihn zum Mitregenten ernannt hatte. Das zweitemal im Jahre 879. bald nach dem Tode seines geliebten Prinzen Constantin. Das Haupt der ersten Verschwörung, oder vielmehr förmlichen Empörung war Symbacius, Schwiegervater des ermordeten Bardas. Aber nicht um die Ermordung seines Schwiegersohnes zu rächen, — denn er war ja selbst einer der Verschwornen — erhob er die Fahne des Aufruhrs, sondern blos um an Basilius, von welchem er sich persönlich beleidiget glaubte, Rache zu nehmen. Der Thor hatte sich mit der Hoffnung geschmeichelt, daß nach dem Falle seines Schwiegersohnes der Kaiser Michaël ihn zum Cäsar und Mitregenten ernennen würde *). Als er

*) Hiezu hatte wirklich Basilius, noch zu Lebzeiten des Bardas, dem Sympacius Hoffnung gemacht, auch ihm gesagt, daß bisher blos sein eigner Schwiegersohn sich des Kaisers wohlwollenden Absichten widersetzt habe. Natürlich ward Sympacius auf das äußer-

durch die Erhebung des Basilius sich in seiner eiteln Hoffnung betrogen sah, warf er alle Schuld seiner vermeintlichen Zurücksetzung auf die Treulosigkeit des Basilius, verließ heimlich Constantinopel, und floh zu seinem Freunde Peganus, Gouverneur von Hellespont. Beide hatten in kurzer Zeit ein ansehnliches Heer beisammen, und erließen ein Manifest, voll der ehrerbietigsten Ausdrücke gegen den Kaiser, aber auch voll der bittersten Vorwürfe und schrecklichsten Anklagen gegen den Basilius, der von dunkler, unbekannter Geburt, in Armuth und Elend groß geworden, und endlich von dem Kaiser aus dem Staube gezogen, seine jetzt erschlichene und errungene Macht blos zum Untergang des rechtmäßigen Monarchen gebrauchen wolle. Wer dieß Manifest las, und ein Neuling in der Geschichte war, mußte glauben, daß es im ganzen Reiche keine bessern und treuern Unterthanen gebe, als Peganus und Simbacius. Basilius, der in seiner Wahl sich nie oder nur selten trügte, ordnete gegen die Empörer den Nycephorus, einen erfahrnen, und dabei sehr menschlich denkenden Feldherrn. Da, wie es scheint, das Heer der Empörer zahlreicher war, als jenes des Kaisers, so vermied Nycephorus sehr sorgfältig eine Schlacht, deren Erfolg ungewiß war, und wodurch, widrigen Falls, aus der jetzt erst noch im Werden begriffenen Empörung nothwendig ein förmlicher blutiger Bürgerkrieg hätte werden müßen. Indessen machte er so geschickte Bewegungen, daß das Heer der Auf-

ste gegen Bardas aufgebracht, und nun von Basilius mit leichter Mühe für die Sache der Verschwornen so völlig gewonnen, daß er es sogar übernahm, in dem kaiserlichen Zelt das Signal zur Ermordung seines Schwiegersohnes zu geben, welches er jedoch, weil von der, den Bardas begleitenden Leibwache geschreckt, nachher zu thun, sehr weislich unterlies.

rührer durchaus kein Terrain gewann, und blos mit Verheerung einer Küstenstrecke am Propontis sich begnügen mußte. Aber nun geschah bald, was Nycephorus vorausgesehen hatte. Der erste Eifer nämlich der Soldaten des Symbacius, als sie sahen, daß sie keine Fortschritte machten, fing an sehr zu erkalten; noch schwieriger und unzufriedener wurden sie, als beim Eintritt des Winters es ihnen an Subsistenzmitteln fehlte. Diesen Augenblick benutzte Nycephorus, und ließ in dem Heer der Empörer eine Menge Proclamationen ausstreuen, in welchen er jedem, der die beiden Chefs der Empörung verlassen würde, nicht nur Verzeihung und völlige Straflosigkeit, sondern auch noch Belohnung zusagte. Diese Proclamationen thaten ihre volle Wirkung. Schon in wenigen Tagen hatte sich das ganze Heer der Aufrührer von selbst aufgelößt. Symbacius und Peganus waren sich zu verstecken gezwungen, jeder an dem Orte, wo er sich am sichersten verborgen glaubte. Da aber ein Preiß auf ihre Köpfe gesetzt war; so wurden auch beide bald entdeckt, nach Constantinopel gebracht, und ihnen beide Augen ausgestochen. Dem Symbacius, als dem Urheber des Aufruhrs, ward noch überdieß die rechte Hand abgehauen, und dann jedem seine eigene Wohnung zu lebenslänglichem Gefängniß angewiesen.

23. Noch schändlicher war die zweite Verschwörung, in welche ganz unbegreiflicher Weise sehr viele Senatoren, und eine Menge der angesehensten Männer verwickelt waren. Am Feste Mariä Verkündigung sollte der Kaiser während der Prozession überfallen und ermordet werden. Aber einer der Verschwornen, deren Anzahl sehr groß war, gefoltert von den Vorwürfen seines Gewissens, ging noch zu rechter Zeit zu dem Kaiser, entdeckte ihm

das teuflische Complott, und alle Verschworenen wurden nun unverzüglich in einer und derselben Nacht verhaftet. Nach der, in Sachen des Hochverraths bei den Griechen, bisher üblichen Art zu verfahren, ward die Erhaltung des Monarchen als das erste und höchste Gesetz betrachtet, mithin seiner Sicherheit jeder, auf dem nur der leiseste Verdacht haftete, mit Umgehungen aller gerichtlichen Formen, sogleich zum Opfer gebracht. Merkwürdig und für Basilius im höchsten Grade ehrenvoll ist demnach die offene, und durchaus rechtliche Art, mit der man jetzt in dieser wichtigen, das ganze Reich interessirenden Sache zu Werke ging. Oeffentlich in dem Circus ward der Prozeß sämmtlicher Verschworenen geführt. Basilius saß selbst zu Gericht. In Gegenwart des Senats und des ganzen Volkes wurden alle Klagpunkte abgelesen, die Zeugen verhört, die Rechtfertigung und Bekenntnisse der Beklagten vernommen; und als das sich laut kund gebende Urtheil des Volkes und aller Stände desselben die Verbrecher einstimmig zum Tode verurtheilt hatte, erließ dennoch der stets zur Milde geneigte Kaiser ihnen sämmtlich die Todesstrafe. Sogar keiner ward verstümmelt, bis auf den einzigen Curcuas, der, weil die Wachsamkeit des Kaisers ihm Mittel und Gelegenheit entzog, sich auf Kosten des Volkes zu bereichern, das Haupt und der Urheber der Verschwörung war. Diesem allein wurden beide Augen ausgestochen, alle übrigen öffentlich gegeiselt. Aber am Feste Mariä Verkündigung, an welchem die schwarze That hatte sollen vollbracht werden, mußten sämmtliche Verurtheilte baarfuß und in Ketten der Prozession folgen. Auf dem großen Platz bei der Sophienkirche angekommen, ward ihnen vor der Thüre derselben ihr Endurtheil vorgelesen, und dieses bestand in Confiscation ihrer sämmtlichen beweglichen und

unbeweglichen Güter und lebenslänglicher Verbannung.

24. Wenn auch Basilius nicht völlig von den Fehlern seines Jahrhunderts frei war; wenn sogar von dem Rost seines frühern Lebens, besonders in jener Zeit, wo von allen Seiten nichts, als nur verführerische Beispiele der höchsten Immoralität sich ihm darboten, seinem Charakter selbst auf dem Throne noch etwas anklebte; so wird doch gewiß, auch abgesehen von den vielen trefflichen und bleibenden Institutionen, die er in das Staatsleben einführte, so wie von den nie verwelkenden Lorbern, die er theils in eigener Person, theils durch seine Feldherren, bald auf den Felbern von Kleinasien, bald am Euphrat, bald jenseits des Meeres in den Gefilden von Unteritalien errang; ja selbst abgesehen von der Größe und dem Flor, zu welchem er ein völlig gesunkenes, von Außen verachtetes, in seinem Innern zerfallenes Reich während seiner Regierung wieder erhob; so wird doch, sagen wir, auch ohne alles dies zu berücksichtigen, schon dieses Kaisers zarte, unter allen Verhältnissen sich gleichbleibende, wahrhaft väterliche Sorgfalt für das Wohl seiner Völker jedem Geschichtschreiber mildes Urtheil und die größte Schonung zur Pflicht machen. Alle seine Unterthanen betrachtete Basilius als seine Kinder. Jede Gelegenheit, jeder Vorschlag, ihnen ihre Bürde zu erleichtern, oder das Leben noch froher zu machen, war für ihn stets ein höchst freudiges Ereigniß; daher er auch jedes Projekt, wie verführerisch es seyn mochte, wodurch aber seinen Völkern ihre Last wäre erschwert worden, sogleich mit dem größten Unwillen zurückwies. Ueberhaupt herrschte unter seiner Regierung zwischen Einnahme und Ausgabe durchaus das schönste Eben-

maß, und eben so stand auch die Erstere stets in dem gerechtesten, nichts weniger als drückenden Verhältniß zu dem größern oder mindern Wohlstand jeder Provinz. Diesem edeln, menschenfreundlichen Monarchen war der Staat nichts weniger, als ein kaltes Vernunftabstraktum, sondern vielmehr die Gesammtheit aller seiner Unterthanen. Diese Gesammtheit betrachtete er als eine große Familie, und sich selbst als den Vater derselben. Dem todten Vernunftgötzen Staat ward demnach unter ihm nie der Bürger, und dem Bürger nie der Mensch zum Opfer gebracht. Jeder konnte auf der Stelle, wohin die Vorsehung ihn gesetzt, des Lebens froh werden, in dem Kreise seiner Familie sich verjüngt fühlen, und war nicht gezwungen, das, was bei dem Volke Gottes einst ein Segen war, nun als einen Fluch zu bejammern.

25. Als gleich in einem der erstern Jahre seiner Regierung unvorgesehene Staatsbedürfnisse die Ausgaben eben dieses Jahres um vieles vermehrten, jedoch die hiezu nöthigen Summen sich nicht im Staatsschatze fanden, und die Minister ihm nun eine Erhöhung der Steuern vorschlugen, verwarf er mit Verachtung diese, den minder vermögenden, oder gar ärmern Volksklassen nur Thränen kostende Plusmacherei; machte aber dafür auf der Stelle desto bedeutendere Einschränkungen an seinem Hofe, besonders an der kaiserlichen Tafel, deren Luxus er um vieles verminderte, und zu deren Unterhaltung er für die Zukunft blos den Ertrag von zwei, dazu noch nicht sehr erheblichen Domaingütern anwies. „Nicht der äußere Glanz,“ sagte Basilius bei dieser Gelegenheit, „der einen Thron umgibt, „kann die Majestät desselben erhöhen; dies vermögen nur der Charakter, die Tugenden und Ver-

„dienste des Fürsten, den die Vorsehung darauf er„hoben hat; eben so," fügte der edle Monarch noch hinzu, „wie einem Gemälde nicht dessen Umrah„mung, oder Einfassung, wie kostbar sie auch seyn „mag, sondern blos das schöpferische Genie des Künst„lers seinen wahren und höhern Werth zu geben „vermag."

26. Der glorreichen Regierung, wie dem thatenvollen Leben dieses trefflichen Monarchen machte endlich ein unglücklicher Zufall auf der Jagd ein Ende. Basilius verfolgte einen ungewöhnlich großen und starken Hirsch. Als er denselben erreicht hatte, wandte sich plötzlich das Thier, und griff nun selbst seinen Verfolger wüthend an, verwickelte sein Geweih in das Wehrgehenk des Kaisers, riß ihn vom Pferde, hob ihn schwebend in die Höhe, und schleuderte ihn auf die Erde. Einer aus dem Gefolge eilte herbei, zog sein Schwert, hieb das Wehrgehenk entzwei, und indem er hierauf den Hirsch tödtete, rettete er wenigstens für den Augenblick seinem Herrn das Leben. Aber Basilius war jetzt in Jahren ziemlich weit vorgerückt. Der schon frühzeitig bei ihm begonnene stürmische Wechsel der mannigfaltigsten Schicksale, unausgesetzte geistige und körperliche Anstrengung, mühselige Feldzüge, anhaltende große Arbeiten, gewöhnlich mit noch größern Sorgen und Gefahren verknüpft, hatten nach und nach seinen Riesenkörper erschöpft. Der Schrekken und der schwere Fall auf der Jagd zogen ihm ein heftiges Fieber zu, dessen immer gefährlicher werdenden Fortschritten der Aerzte Kunst, weil von des Kranken Naturkräften nicht mehr unterstützt, keinen Einhalt zu thun vermochte. Eine Stunde ungefähr vor seinem Tode ließ er seinen Sohn Leo, und den Stylianus, den Hofmeister der Kinder

desselben zum letztenmale zu sich kommen. Dem Erstern gab er noch einige Ermahnungen, und schloß endlich seine Rede damit, daß er seinem Sohne, wie dem Stylianus den Rath gab, sich ja vor dem Photius und dem Santabarenus in Acht zu nehmen. Beide wären durchaus verdorbene Menschen, und der Erstere hätte ihn beinahe von den Wegen Gottes abgezogen und an den Rand eines furchtbaren Abgrundes geführt. Wahrheit liegt in den Worten eines Sterbenden, und Basilius verschied gleich darauf unter den Thränen seiner Familie, und gewiß auch aller, seinem Scepter bisher unterworfenen und durch seine Regierung beglückten Völker. (1. März 886). — Fünfzehen Monate hatte Basilius, als Mitregent, gemeinschaftlich mit Michaël III. regiert, und achtzehn Jahre und fünf Monate als alleiniger Kaiser das Reich beherrscht *).

---

*) Zonaras, und mit diesem noch einige andere Chronisten erzählen, Basilins habe jenem, der ihm, um ihn von dem Geweih des Hirsches loszumacheu, das Wehrgehäng entzwei gehauen, auf der Stelle den Kopf abschlagen lassen, und zwar aus dem Grunde, weil er gegen seinen Herrn und Kaiser das Schwert gezogen. Von dieser abgeschmackten Sultansanekdote wissen jedoch Cedrenus, Europalates und noch viel weniger Constantinus Porphyrogenitus auch nur ein Wort. Nach der Regel historischer Kritik kann zwar das Stillschweigen eines Geschichtschreibers nicht den Bericht des andern entkräften. Wenn aber ein solcher Bericht so abgeschmackt und so unwahrscheinlich ist, und dabei noch mit allem Bekannten in so schreiendem Widerspruch steht, wie es hier der Fall ist, so möchte wohl diese Regel, die wie alle Regeln ebenfalls ihre Ausnahmen hat, nicht wohl anwendbar seyn. Hätte Basilius, wie der nicht selten fabelnde Zonaras, und die andern griechischen Fabelkrämer, die meistens einander nach und ausschreiben, uns berichten, sich

27. Mag auch des Constantinus Porphyrogenitus Lebensbeschreibung seines Großvaters blos als eine ununterbrochen fortlaufende Panegyrik betrachtet werden. Mag man selbst vieles von dem, was manche byzantinische Geschichtschreiber uns Großes und Bewunderungswürdiges von Basilius erzählen, zum Theile blos auf die Rechnung der Griechen bekannter Nationaleitelkeit setzen; so zeuget doch unstreitig auch nur eine flüchtige Vergleichung des Reiches, als er die Regierung antrat, völlig gesunkenen und zerfallenen Zustandes mit dem Flor,

---

wirklich dieser Grausamkeit schuldig gemacht; so wäre er offenbar sein ganzes Leben hindurch nichts anders gewesen, als ein Heuchler. Aber nun finden wir in der ganzen Regierungsgeschichte dieses Kaisers auch nicht einen einzigen Zug, der nur von weitem zu einer so schmählichen, das Andenken des großen Monarchen brandmarkenden Anklage berechtigen könnte. Im Gegentheile zeuget die ganze Geschichte seines Regentenlebens von nichts als Menschen= und Gerechtigkeits=Liebe, Milde und Schonung — (wie z. B. als er den entlaufenen Ruderknechten das Leben zu retten suchte). — Es ist unbegreiflich, wie neuere Geschichtschreiber, und auch **le Beau** diese Lüge nachschreiben konnten. Letzterer, der es ohnehin nie an einem schimmernden Apparat von Citationen fehlen läßt, citirt hier sogar den Cedrenus, der doch, ohne jener Jagdparthie auch nur mit einer Sylbe zu erwähnen, ganz klar und deutlich sagt, Basilius sey an einer heftigen Dissenderie gestorben. — Wir haben mit einem wahren, — bald möchten wir sagen — Wonnegefühl gesehen, daß der so sinnige, geistvolle Herr Hofrath und Professor Schlosser — welch' ein Unglück, daß ein so glänzender Stern vom Himmel gefallen ist! — das saubere Geschichtchen geradezu für das erklärt, was es wirklich ist, nämlich für eine höchst alberne Fabel, oder mit andern Worten gesagt, für ein sinnloses, handgreiflich lügenhaftes, boshaftes Gewäsch.

in welchem er es seinem Sohne und Nachfolger hinterließ, für die Größe und den Ruhm dieses, in der langen Reihe byzantinischer Kaiser so ungemein ausgezeichneten Monarchen. — Gleich vielen seiner Vorfahren, setzte Basilius ebenfalls in einer Menge öffentlicher Gebäude, die er errichten ließ, seinem Andenken eben so viele ehrenvolle Denkmäler. Aber er baute nicht mit dem Schweiße seiner Unterthanen, sondern blos mit den, durch weisen Haushalt errungenen Ersparnissen; und die Baulust des Basilius beschränkte weder seine Freigebigkeit in Belohnung ächter Verdienste, noch auch jene Milde, mit der er stets jeder, durch irgend eine öffentliche Calamität zurückgekommenen Provinz zu Hülfe zu kommen eilte. Zwar vermehrte er die Zahl der in Constantinopel schon vorhandenen kaiserlichen Paläste ebenfalls noch mit einem neuen Palaste; aber seine Lust zu bauen umfaßte auch eine Menge Gegenstände, deren Nutzen eben so sichtbar war, als bleibend ihre Dauer: Kirchen, Hospitäler, Landstraßen, Wasserleitungen rc. und wenn Basilius mit jedem Jahre seine Hauptstadt verschönerte, gab er eben dadurch auch jedes Jahr der zahlreichen arbeitenden Classe von Constantinopel immer neue Beschäftigung und Nahrung.

28. Man zählt über hundert Kirchen, welche Basilius theils neu erbauen, theils auch blos ausbessern, erweitern oder verschönern ließ; und da er sie größtentheils dem heiligen Erzengel Michaël weihete und nach demselben benannte; so hielt die öffentliche Meinung sie endlich für eine Art von Sühnopfer für den, von Basilius an Michaël III. begangenen, oder wenigstens gut geheißenen Mord. Wohl mag die Rückerinnerung an diese That manche trübe Stunde in die Tage seines Lebens gefloch-

ten haben. Aber wie viele edle Seelen wurden nicht schon, besonders wenn eine Krone auf dem Spiel stand, zu ähnlichem Frevel hingerissen? Zudem ist es nicht zu leugnen, daß viele, das Urtheil der Nachwelt über eben diese That nicht wenig mildernde Umstände dabei eintraten. Uebrigens erhellt sowohl aus Kaiser Constantins Lebensbeschreibung seines Großvaters, als auch aus den Berichten vieler andern griechischen Geschichtschreiber, daß Basilius ohne Ausnahme alle jene großen, vorzüglich begnadigten, und daher nach deren Tod von der Kirche den Heiligen beigezählten Diener Gottes stets mit der größten Ehrfurcht verehrte; vorzüglich war ein ganz besonderer Gegenstand seiner Verehrung der heilige Prophet Elias, dessen Bildsäule er überall schmückte, und dessen jährliches Fest er nie anders, als mit ungewöhnlicher Pracht und der größten Andacht zu feiern pflegte. Selbst noch lebenden, aber durch ächte Frömmigkeit und höhere Tugend ausgezeichneten Männern erwies Basilius mehr als geziemende Ehre. Aller, einen Monarchen umgebenden Pracht sich völlig entäußernd, ging er zu Fuß zu ihnen in ihre Wohnungen, unterhielt sich traulich und herablassend mit ihnen, suchte und fand Trost und Belehrung in ihren Gesprächen, begehrte, wenn es Geistliche waren, nicht selten ihren Segen, und kam dann gewöhnlich an Geist und Körper gestärkt wieder von ihnen zurück. Wenn sein Vorfahrer Kaiser Michaël, indem er Wagenführer, Gaukler, Possenreißer und anderes Gesindel besuchte, und mit ihnen schmausete, sich und den Purpur entehrte; so erschien jetzt die wahre, von aller abgöttischen Verehrung des antiken Heidenthumes gereinigte Majestät des Thrones, die im Ganzen doch nichts anders seyn kann, als nur ein Abglanz ächter Seelenhoheit, durch die Besuche, mit denen Basilius blos

Tugend und Verdienst beehrte, in einem nur ungleich herrlichern, weil milderen, alles belebenden und erwärmenden Licht.

29. Weil Basilius, von armen Aeltern geboren, und in früheren Jahren ein Sclave der Bulgaren, keine Erziehung und Bildung erhalten hatte, so liebte er anfänglich auch weder Künste noch Wissenschaften. Aber sein natürliches Gefühl, und der ihm angeborne Schönheits-Sinn machten ihn denselben bald wieder hold. Nicht nur seinen Söhnen, sondern auch seinen Töchtern ließ er eine sehr sorgfältige Erziehung geben. Er selbst wußte seinen gewöhnlichen Regierungsgeschäften, wie mannigfaltig, schwer und drückend sie oft auch waren, doch noch manche Stunde abzugewinnen, die er dann einer, stets trefflich gewählten, seinen Verstand immer mehr mit Kenntnissen bereichernden Lektüre weihete. Unter dem Titel: „Basilius, der Kaiser der Römer, in Christo, dem Leo, seinem geliebten Sohne und Reichsgehülfen“ ist sogar eine kleine, sechs und sechzig Regierungs-Maximen und Grundsätze enthaltende Schrift auf uns gekommen, die uns vollkommen berechtiget, in Basilius auch einen wahrhaft christlichen, gekrönten Weltweisen zu verehren. Mit Recht bewundert die Kritik an diesem kostbaren Nachlaß eines großen und weisen Kaisers nicht nur die Reinheit des Styls, sondern auch die Tiefe, wie die Fülle und den Reichthum der Gedanken; und eines christlichen Antonins oder Mark Aurels nicht unwürdig, könnte man diese kleine, aber inhaltsschwere Schrift jedem Monarchen als sein tägliches, ihn überall hier begleitendes Manual empfehlen.

30. Von fünf Söhnen und vier Töchtern

war Basilius Vater geworden. Von den Erstern starb, wie der Leser weiß, der älteste, Constantin schon in der Blüthe seines hoffnungsvollen Lebens, noch früher und in weit zarterm Alter auch jener, den Ingerine ihm gleichsam als Mitgift zugebracht hatte; und so war es nur drei seiner Söhne gegönnt, an dem Sarge ihres Vaters zu weinen. Die größten und schönsten Zierden in dem Familienkreise des Basilius waren unstreitig seine vier Töchter. An Schönheit des Körpers und der Seele einander vollkommen gleich, dabei voll Tugend und Talent, blühend und lieblich, wäre jede einer Krone würdig gewesen. Aber frühzeitig offenbarte sich in allen vieren jener, der Welt fremde, aber vorzüglich dem andern Geschlechte eigene Charakter tiefer, innerer Religiosität. Schon zu den Lebzeiten ihres Vaters entsagten sie daher aller irdischen Hoheit und Herrlichkeit, nahmen den Schleier und weiheten in jungfräulicher Reinheit Gott ausschließlich ihr Leben. Von ihnen hat die Geschichte nichts zu erzählen; denn wahre Tugend ist still und geräuschlos, und liebt mehr die Verborgenheit, als die Bewunderung der Welt. Basilius Töchter kennt also auch blos der Himmel, nicht aber unsere runde, daher stets wandelbare, das Licht der Sonne nur von ferne umkreisende Kugel. — In der Regierung folgten dem Basilius gemeinschaftlich seine beiden Söhne Leo und Alexander.

VII.

1. Geschichte des Kaliphats. — *). Einleitung.

An dem Sterbelager des großen, wenigstens von den Orientalen so sehr gepriesenen Harun-Al-Raschid verließen wir im eilften Bande das ungeheuere, obgleich jetzt schon in etwas engere Grenzen eingeschlossene arabische Weltreich. Schon gleich bei seiner Gründung lagen in demselben alle Keime eines baldigen Verfalles, und immer sichtbarer und fühlbarer werden diese nun jetzt nach dem Tode Harun-Al-Raschids, des fünften Kaliphen aus dem Hause der Abassiden. Die erste und bekannteste Ursache des schnellen Unterganges und der völligen Auflösung des arabischen Reiches ist unstreitig dessen ungeheure Größe und Ausdehnung; denn mit Ausnahme Spaniens und Afrikas mittlerer und westlicher Küste, herrschen im Anfange dieser Periode die Kaliphen von Bagdad noch über alle mohamedanischen Länder vom Ganges bis zum caspischen Meere, und beinahe von Chinas Grenzen bis an die Ufer des Nils. Zwar äußerte sich öfters der Kaliph Al-Mamun, Harun-Al-Raschids zweiter Sohn, es sey ihm leichter, die Welt vom Aufgang bis zum Niedergang zu regieren, als ein blos zwei Quadratschuhe enthaltendes Schachbrett zu überschauen, und die Parthie gegen einen geschickten Schachspieler zu gewinnen; aber leider bewiesen zum Theil er selbst, und noch auffallender seine Nachfolger das Gegentheil dieser mehr lächerlichen als stolzen Behauptung. Ganz in dem System des Despotismus, waren

*) Die geschichtlichen Quellen sind die nämlichen, die wir schon im eilften Bande unsern Lesern angezeigt haben.

auch die Statthalter der Provinzen mit völlig unumschränkter Gewalt bekleidet, und jene in den Grenzprovinzen, weil von dem Mittelpunkte der Regierung zu weit entfernt, der Wachsamkeit der Kaliphen völlig entzogen und beinahe gänzlich sich selbst überlassen. Die Kaliphen waren schon zufrieden, wenn die Statthalter nur die jährlichen Contributionen in den Schatz von Bagdad, und die nöthigen Ergänzungstruppen zu dem Heere richtig schickten; wie im übrigen die Provinzen verwaltet wurden, darum bekümmerten sie sich wenig oder gar nicht. Aber jede Macht, wie jede Kraft strebt, schon zu Folge ihrer Natur, stets nach immer größerer Ausdehnung und Erweiterung. Der Ehrgeiz der Statthalter begnügte sich demnach bald nicht mehr mit dem Titel eines bloßen Verwesers einer, oder auch mehrerer Provinzen, und da diese in Ansehung ihres Umfanges, wie ihrer Bevölkerung oft an sich schon kleine Reiche bildeten, so suchten nun diejenigen, denen die Verwaltung derselben anvertraut war, vor allem die Zuneigung der Einwohner, die ohnehin ihren Herrscher gerne in ihrer Mitte erblicken, nach und nach zu gewinnen, die Truppen aber völlig sich eigen zu machen. Die jährlichen Leistungen an Geld und Mannschaft blieben nun aus, und ein weißer Elephant, oder einige Pfund Ambra, die man dem Kaliphen sandte, waren, nebst der Erwähnung seines Namens in dem öffentlichen Gebete, die einzigen Merkmale der Unterwürfigkeit einer solchen Provinz.

2. Eben so verderblich wurden dem Reiche auch die vielen, oft ohne äußere, sichtbare Veranlassung entstehenden, sich stets gegenseitig wüthend bekämpfenden, und in diesem unseligen Kampfe die besten Kräfte des Staates verzehrenden Sekten und

religiösen Faktionen. Unter der Regierung Al-Mamums standen in Arabien Kunst und Wissenschaft in ihrer, wie man zu sagen pflegt, schönsten Blüthe. Aber von allem Wissenswürdigen war dem Araber Theologie das Höchste, mithin zahllos das Heer mohamedanischer Theologen; und so wie einst in den ersten Jahrhunderten des Christenthums die immer lebendiger sich entwickelnde und wissenschaftlicher sich verbreitende Kraft des christlichen Geistes und Glaubens in zahlreichen Schriften erleuchteter Kirchenlehrer sich eben so schön und erhaben, als kräftig beurkundete; eben so manifestirte sich auch nun die ganze Leerheit und Erstorbenheit des öden, unseligen Einheits-Glaubens in noch ungleich zahlreichern Werken mohamedanischer Theologen, voll haarspaltender Fragen und Zweifel, wie der abgeschmacktesten und aberwitzigsten Grübeleien. Aber eben dieses rege Streben eines grübelnden, und bei halb verbranntem Gehirn stets in das Phantastische und Uebertriebene hinüber spielenden Verstandes war von jeher ein Hauptzug in dem Charakter des Arabers; und so konnte es nun nicht fehlen, daß, sobald die arabischen Theologen und Doktoren sich in ihren Meinungen von einander trennten, auch sogleich eine Menge, gewöhnlich sich wechselseitig verfolgender Religionspartheien entstanden, und z. B. die Frage, ob der Koran erschaffen oder unerschaffen sey, das ganze Reich in zwei, einander feindlich gegenüberstehende Partheien theilte *). Unglücklicher

*) Ueber die vielen, von einander abweichenden Erklärungen des Korans wird man sich nicht wundern, wenn man weiß, was für ein Bewandtniß es mit dem theologischen Studium bei den muselmänischen Doktoren hatte. Zum Verständniß, und zur richtigen Interprätation des Korans wurden, außer der Gram-

Weise nahmen die Kaliphen stets den lebhaftesten Antheil an solchen theologischen Streitigkeiten; diese

matik, Rhetorik, Dialektik, Metaphysik, Moral und mohamedanischem Kirchenrecht, nicht weniger als noch einige zwanzig andere Wissenschaften erfordert. Eine von diesen war die Kenntniß der dreifachen Bedeutung jedes Wortes, nämlich dessen allegorischer, mystischer und geistiger Bedeutung; eine andere Wissenschaft war es, durch stärkere und schnellere, oder schwächere Aussprache eines Wortes, und die verschiedene Betonung desselben, dessen jedesmal geltende Bedeutung zu erkennen; ferner eine genaue Kenntniß aller Ereignisse, Erscheinungen und Histörchen, auf welche der Koran entweder klar, oder auf verdeckte Weise anspielt. Endlich auch Kenntniß des Zusammenhanges aller Suren, wie auch der Uebereinstimmung aller Texte in dem Koran *) (unstreitig die schwerste Wissenschaft; indem es kein incohärenteres und mit mehr Widersprüchen angefülltes Buch in der Welt gibt, als eben dieser unerschaffene Koran). — Man wird gestehen, daß es auf diese Weise mehr als ein Wunder würde erfordert haben, wenn die Meinungen und Interprätationen der zahllosen muselmännischen Theologen auch nur ein Jahr lang mit einander hätten übereinstimmen sollen. Freilich waren die Kaliphen die höchsten Ausleger des Gesetzes. Aber von Moawiah an bis zur Erlöschung des Kaliphats, lasen die Kaliphen eben so wenig den Koran, als heute zu Tage unsere sogenannten großen Staatsmänner die Bibel lesen. Wie grausam aber die arabischen Doktoren, wegen Verschiedenheit der Meinung einander verfolgten, wollen wir unter vielen nur folgendes Beispiel anführen. Al-Hallaih, ein mohamedanischer Gottesgelehrter hatte seinen Schülern gesagt, daß, wenn einer von ihnen die Wallfarth nach Mecca nicht verrichten könne, derselbe nur die vorgeschriebenen Ceremonien zu Hause, an einem bequemen, dazu besonders geeigneten Orte beobachten, dreißig Waisen spei-

*) Reiske Adnotat. hist. ad Abulfed: Annal.

wurden nun sehr ernsthafte Staatsangelegenheiten; und da jeder Kaliph, als Nachfolger des Propheten, schon vermöge seines Amtes verbunden war, seine Meinung durch alle, ihm zu Gebote stehenden Zwangsmittel zur allgemeinen, im ganzen Reiche herrschenden Meinung zu machen; so geschah es jetzt gewöhnlich, daß, wenn z. B. die Parthei des unerschaffenen Korans unter einem Kaliphen, der für den erschaffenen sich erklärt hatte, den härtesten Verfolgungen ausgesetzt war, sie nun oft schon unter dem gleich darauf folgenden Kaliphen, der für den unerschaffenen Koran eiferte, alles was sie erduldet hatte, der andern Parthei mit wucherischen Zinsen zurückgab *). Wie verderblich jedoch ein solches im-

---

sen und kleiden, und dann jedem derselben sieben Dirhems geben dürfte, um aller Wohlthaten und Vortheile theilhaftig zu werden, die man von der Verrichtung einer durch das Gesetz vorgeschriebenen Wallfarth zu erwarten habe. Dieser Lehre wegen ward er vor Gericht gefordert, und über ihn das Urtheil gefällt, daß er tausend Peitschenhiebe erhalten, hierauf ihm eine Hand nach der andern, ein Bein nach dem andern abgehauen, der Bauch aufgeschnitten, und er dann erst erdrosselt werden sollte. (Allg. Weltg: 20. B. S. 302).

*) Dieß geschah bisweilen sogar schon unter einem und demselben Kaliphen. So z. B. hatte der Kaliph Al-Mamum alle jene auf das grausamste peitschen und geißeln lassen, welche den Koran für erschaffen hielten. Aber nun gewann ein unter den Mohamedanern sehr berühmter Doktor, Namens Ibn-Abu-David, die Gunst des Kaliphen, und machte diesem begreiflich, daß der Koran erschaffen sey, worauf dann sogleich alle Gefängnisse im ganzen Reiche mit den Anhängern des unerschaffenen Korans angefüllt wurden. Länger als zwei hundert Jahre hatten die Muselmänner schon in dem Koran gelesen und studirt, bis es endlich zwei ihrer berühmtesten Doktoren, nämlich

merwährendes blutiges Reiben phantastisch-religiöser Meinungen für den Staat seyn müsse, dies bedarf gewiß keines weitern Commentars. Aber nun hatte dieses theologische Gezänke noch eine andere, ungleich traurigere Folge. Es weckte nämlich nach und nach Männer, welche, wie einst Mohamed, jetzt gleichen Beruf zu haben glaubten, daher neue, dem Hange des gemeinen Volkes schmeichelnde Religionen schufen, zahlreiche Anhänger fanden, und gleich dem großen Propheten, ebenfalls ihre Lehre mit Feuer und Schwert zu verbreiten suchten. Die Sekte des Babeck z. B. behauptete sich in dem persischen Irac (Persien) zwanzig Jahre gegen die gesammte Macht der Kaliphen. Was Babeck für eine Lehre gepredigt, weiß man nicht; aber sie muß den rohen Lüsten des Pöbels sehr geschmeichelt haben; denn man nannte sie nur die lustige Religion. Indessen schlug Babeck öfters die Heere des Kaliphen. Erst unter der Regierung des Nachfolgers, des Kaliphen Al-Mamum, ward er in zwei Treffen, in welchen hundert und sechszigtausend seiner Leute, und nicht viel weniger in dem Heere des Kaliphen erschlagen wurden, besiegt und endlich gefangen. Mit ihm gerieth zugleich in die Gefangenschaft auch einer jener zehen Männer, die Babecks Scharfrichter waren, und ihn überall hin begleiten mußten. Dieser bekannte offenherzig, ohne Reue und Scham, daß er ganz allein zwanzigtausend Muselmännern die Köpfe abgeschlagen, und man

---

dem Al-Hafi und Al-Schafi einfiel, die Frage aufzuwerfen, ob der Koran erschaffen, oder unerschaffen sey. Diese Frage erregte überall so heftige Bewegungen, daß die Kaliphen oft sehr starke Truppenabtheilungen in die Provinzen schicken mußten, um bald die Vertheidiger des unerschaffenen Korans, bald jene des erschaffenen, im Zaum zu halten.

ganz kühn auf die Rechnung seiner übrigen neun Kameraden eine ähnliche Anzahl setzen könne; kurz, die blutigen Opfer, welche Babeck in zwanzig Jahren seinem Wahne brachte, beliefen sich wenigstens auf zweimal hunderttausend Menschen, ohne noch jene zu rechnen, welche in den vielen blutigen Schlachten und Gefechten auf beiden Seiten gefallen waren.

3. Noch furchtbarer wüthete die Sekte der Carmathier. Ihr Stifter war Carmath, in der Gegend von Cufa gebürtig. Seine Lehre unterschied sich von jener des Islams nur durch eine noch ungleich größere Strenge; er vermehrte die von Mohamed vorgeschriebenen Gebete, Abwaschungen, Festtage, Wallfahrten und andere Ceremonien. Die Sekte entstand schon unter der Regierung Harun-Al-Raschids, da sie aber ihrer Strenge wegen nicht gleich sehr zahlreiche Anhänger fand; so wurden ihre aufrührerischen Bewegungen, noch unter demselben Kaliphen, durch den Tod von dreißig bis vierzigtausend dieser Sektirer bald wieder unterdrückt. Indessen pflanzte sich jedoch die Sekte im Stillen fort; besonders erhielt sie sich in der Stadt Cufa und deren Umgebung. Aber nun trat gegen das Ende dieser Periode, nämlich des neunten Jahrhunderts in Cufa ein gewisser Korsah auf, der die zerstreuten Carmathier wieder sammelte, jedoch Carmaths Lehre um vieles milderte. Er dispensirte seine Anhänger von allen Geboten des Islams, erlaubte ihnen sogar Wein in Fülle zu trinken, und allegorisirte den ganzen Inhalt des erschaffenen, oder unerschaffenen Korans. Zwei Dogmen machten den ganzen Bestand dieser neuen Religion aus. Erstens, daß Carmath und jeder seiner Nachfolger ein weit höherer, von Gott ungleich mehr begnadigter Pro-

phet sey, als Mohamed; und zweitens, daß alle Frömmigkeit und Heiligkeit ganz allein in blinder und augenblicklicher Unterwerfung unter den Befehlen des Anführers, oder Fürsten der Sekte bestehe. Dieser willenlose, passive Gehorsam heiligte jeden Carmathier, sühnte jedes Verbrechen, tilgte jedes Laster und öffnete dem Gehorchenden alle Thüren und Pforten des Paradieses. Diese Lehre gefiel ganz vorzüglich den rohen Söhnen der Wüste. Zahllos waren die Anhänger, die ihr aus allen Gegenden des arabischen Iracs zuströmten. Ihre neue Religion mit Feuer und Schwert predigend, fielen die Carmathier in Syrien und Mesopotamien ein, schlugen das Heer des Kaliphen aus dem Felde, verbrannten Städte und Dörfer, ermordeten deren Einwohner und begingen allen Greul, den nur immer völlig entzügelter, in Wahnsinn übergegangener, Fanatismus sich erlauben konnte. Am furchtbarsten wüthete die Sekte unter der Anführung des neunzehnjährigen Abu-Thahers. Dieser junge Betrüger hatte der stupiden Masse seiner Anhänger den Glauben einzuzaubern gewußt, daß Gott ihm alles offenbare, kein auch noch so dichter Schleier seinem Auge die Zukunft verberge. Unter ihm wurden Damascus, Racca, Balbeck, Bassora und Cufa erobert. Die erstere Stadt erkaufte ihrer Einwohner Leben und Eigenthum mit einem ungeheuern Lösegeld; die andern, durch Sturm erobert, wurden geplündert und der größte Theil ihrer Bevölkerung gemordet. Thaher suchte nun mit dem Kaliphen Friede zu schließen; begehrte aber die Abtretung der Stadt Bassora, nebst einer nicht sehr bedeutenden Provinz. Der Kaliph, obgleich er Thahers Gesandten sehr ehrenvoll empfing, verwarf doch den ihm gemachten Friedensantrag; und nur noch wüthender und verheerender loderte jetzt die

Flamme des Aufruhrs in ganz Chaldäa längs dem persischen Meerbusen, und in allen Provinzen des eigentlichen Arabiens auf. Thaher zerstreute und plünderte eine von Mekka heimziehende Karawane, erschlug die sie begleitende bewaffnete Mannschaft, machte mehrere der bedeutendsten Personen, selbst einen der Söhne des Kaliphen zu Gefangenen, und überließ in der weiten, wasserlosen Wüste alle übrigen Pilger, gegen zwanzigtausend an der Zahl, ohne Speise und Trank ihrem traurigen Schicksale. — Im folgenden Jahre erschien Abu-Thaher vor den Mauern von Mekka. Es war gerade zur Zeit der jährlichen, mehrere Tage dauernden Feste. Mitten unter den, vom Gesetze vorgeschriebenen Feierlichkeiten eroberte Thaher am hellen Tage die Stadt mit Sturm. Ueber dreißigtausend, theils Fremde, theils Einheimische wurden ermordet. Die Stadt ward geplündert, die Kaba durch eine Menge darin begrabener Todten verunreiniget, der Brunnen Zemzem ebenfalls mit Leichen gefüllt und entweiht, und endlich gar der heilige, einst vom Himmel gefallene schwarze Stein, der höchste Gegenstand der Verehrung aller Muselmänner, von Thaher mitgenommen und zum Deckel eines Abtritts in seinem, unlängst in Hagiar gebauten Palaste verwandt. — In den Augen aller frommen und nicht frommen Muselmänner gab es nun nichts gottloseres, nichts verabscheuungswürdigeres, als die Sekte der Carmathier. In allen Moscheen des Reiches, vom Indus bis an die afrikanischen Küsten, ward derselben geflucht. Aber leider fehlte es, um diesen Fluch in Wirklichkeit zu setzen, an einem Heere, das man den verwegenen mehr als tollkühnen, von dem schrecklichsten Fanatismus entflammten Carmathiern hätte entgegen setzen können. Um dem Kaliphen zu trotzen und ihn in seiner eigenen Residenz zu schrecken, nä-

herte sich jetzt Thaher selbst der Stadt Bagdad; jedoch blos mit sieben hundert Pferden. Obgleich von der Schwäche der, den Thaher begleitenden Schaar unterrichtet, zitterte dennoch der Kaliph in seinem Palaste, und sandte den Abu-Said mit dreisig tausend Mann dem kühnen Feinde entgegen. Als Abu-Said den Thaher zu Gesicht bekam, staunte er eben so sehr über dessen Kühnheit, als die schwache Schaar, die er bei sich hatte. Dem Kaliphen schrieb er sogleich: „Morgen schicke ich „Dir den Abu-Thaher, damit Du mit ihm machen „mögest, was Dir beliebt.“ — Der Kaliph antwortete: „Laß unverzüglich alle Brücken über den „Tigris abwerfen, damit Thaher uns ja nicht ent„rinne.“ — Said kannte die Familie des Thaher, vielleicht persönlich ihn sogar selbst. Aus alter Bekanntschaft ließ er ihm daher sagen, daß, da der Rückweg ihm abgeschnitten, und die ihn begleitende Schaar so schwach und unbedeutend sey, er lieber entweder dem Kaliphen sich unterwerfen, und mit demselben sich aussöhnen, oder auf schleunige Flucht bedacht seyn möchte. Thaher fragte den Boten, wie stark das Heer seines Herrn sey; „dreißig Tausend,“ antwortete dieser. „Dieß mag seyn,“ erwiederte Thaher, „aber ich weiß, daß dein Herr in seinem „ganzen Heere auch nicht drei Mann hat, die Einem „von meinen sieben hundert gleichen.“ — Auf der Stelle rief jetzt Thaher drei Carmathier herbei. Dem Einen befahl er, sich einen Dolch durch die Brust zu stoßen. Kaum war das Wort gesprochen, als der Carmathier auch schon mit dem Dolch in der Brust todt auf der Erde lag. Dem Andern gebot er, sich in dem Tigris zu ersäufen; und eilend rannte dieser davon, um ja recht schnell durch die Wellen des Stromes zu den Pforten des Paradieses zu gelangen. Dem Dritten endlich befahl er auf einen

Thurm zu steigen, und sich von demselben herabzustürzen; und auch dieser gehorchte augenblicklich, und ohne nur im mindesten zu murren. Jetzt wandte sich Thaher wieder zu dem Boten: „Gehe," sprach er zu ihm, „und berichte deinem Herrn, was Du „gesehen; sage ihm aber zugleich, daß, bevor „noch der Morgen graut, ich ihn unter meinen „Koppelhunden werde anschließen lassen." — Thaher hielt Wort, griff noch in derselben Nacht die Truppen des Kaliphen an, schlug sie in die Flucht, nahm den Said gefangen, und ließ ihn nun wirklich unter seinen Hunden an die Kette legen*). — Indessen unternahm Thaher doch nichts gegen Bagdad; sondern zog sich, da er ja ohnehin den Kaliphen nur hatte schrecken wollen, mit seiner Handvoll Leute wieder über den Tigris zurück. Diesen Rückzug betrachtete der Kaliph als eines der glücklichsten Ereignisse seiner Regierung, ordnete ein Freudenfest an, und ließ viele Tausend silberne Dirhems unter die ärmere Classe der Einwohner von Bagdad auszahlen. — Mehrere Jahre mußten nun die frommen Pilgerreisen nach Mekka unterbleiben. Endlich wurden sie von Thaher wieder erlaubt, jedoch nur gegen einen sehr bedeutenden, ihm jährlich zu entrichtenden Tribut. — Thaher starb als Beherrscher weitläufiger Länder. Vor seinem Tode ernannte er, da er keine Kinder hatte, seine drei Brüder zu Fürsten der Carmathier, beschränkte aber nicht wenig ihre Gewalt, indem er ihnen einen Rath von sieben Personen an die Seite setzte, ohne deren Zustimmung sie nichts bedeutendes unternehmen durften. Dadurch wurden nun schon alle Bewegungen der Carmathier ziemlich gelähmt, daher auch keine fernern

*) Herbelot, biblioth. orient art. Carmath. P. 1. p. 507, 8, 9 und 10.

Eroberungen mehr gemacht, und alle Unternehmungen beschränkten sich jetzt blos auf vorübergehende räuberische Einfälle in die angränzenden Provinzen. Aber nun fing auch der gesunde Menschenverstand wieder an, seine Rechte nach und nach über Wahnsinn und Aberwitz zu behaupten. Religiöse Scrupel, und das bisher völlig erloschene Andenken an den großen Propheten Mohamed begannen ebenfalls unter vielen Carmathiern wieder zu erwachen, und der heilige schwarze Stein ward nun in allen Ehren wieder nach Mekka zurückgebracht. Der durch Fanatismus und Sekteneifer zusammengekettete Staat näherte sich jetzt immer mehr und mehr seiner Auflösung. Der wunderthätige Heiligenschein, der die ersten Fürsten der Carmathier umgab, war verschwunden, und mit diesem auch jene übernatürliche Stärke, die sie aus den crassen Vorurtheilen roher Volkshaufen schöpften. Bei der vielköpfigen Regierung war an keine Einigkeit, mithin auch nicht an Plan und Einheit in den Maßregeln zu denken. Es entstanden unter ihnen mehrere, in ihren Grundsätzen, Meinungen, Ceremonien rc völlig von einander abweichende, religiöse Partheien. Die Aeste fielen also nach und nach von dem Stamme; und da jetzt, was eine nothwendige Folge war, die Heere der Carmathier einigemal nach einander geschlagen wurden, und eine Stadt nach der andern verloren ging; so erlosch endlich die ganze Sekte allmählig von selbst in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts, nachdem sie über siebenzig Jahre gewüthet, und der ganzen Macht des Kaliphen getrotzt hatte *).

*) Von den vielen, unter den Arabern entstandenen Sekten, haben wir hier oben nur der zwei wüthendsten und verderblichsten erwähnt. Auch die Sekte der Schi-

5. Noch mehr beförderte und beschleunigte den Untergang des Reiches die Einführung fremder Söldlinge, und Errichtung einer, ein ganzes Heer bildenden türkischen Leibwache. Der ehemalige wilde Enthusiasmus war längst schon aus Arabien verschwunden. Nach Gold und Reichthümern gierig, hatte der Araber seine Kraft im Schoße des Ueberflußes eingebüßt, und jener kriegerische Geist, der einst drei Welttheilen Gesetze vorschrieb, war in einem üppigen und weichlichen Leben erstorben. Die andern Bestandtheile des Kaliphats waren ein zusammengeflossener, ungeheuerer Haufen längst schon an orientalische Sclaverei gewöhnter Völker. Aber nicht Liebe, noch Zutrauen, sondern nur Furcht beugt den Nacken des Sclaven unter den Befehlen seines Oberherrn; und eine ununterbrochene Reihe blutiger Empörungen veranlaßte endlich die Kaliphen, ihrer Person und ihres Thrones Sicherheit fremder Treue zu vertrauen. Von den, jenseits des Oxus und Jaxartes wohnenden, und unter dem allgemeinen Namen Türken bekannten Völkern, deren Tapferkeit sie schon in den Kriegen gegen die Oströmer erprobt hatten, kauften also die Kaliphen eine

diten, oder der Fanatismus für die Rechte des Hauses Ali, kostete vielen hundert Tausenden das Leben. Am heftigsten waren die Bewegungen der Aliten gerade als das Kaliphat schon ganz tief gesunken war, besonders in Bagdad, deswegen selbst einige Kaliphen, nur um ihr Leben zu retten, aus der Stadt zu entfliehen gezwungen wurden. — Ferner noch die Sekten der Charediten, Schafeiten, Ascharíten, Keramiten, Nodhamiten, Motazaliten 2c. kurz, Legio ist der Name derselben; und jede konnte stets nur durch Gewalt der Waffen, nach Strömen vergossenen Blutes, und öfters blos nur auf einige Zeit wieder unterdrückt werden.

Menge starker Knaben und Jünglinge, die sie in allen Künsten und Uebungen des Kriegs erziehen ließen, ihnen dann die Freiheit schenkten, und eine eigne, wie sie wähnten, ihnen völlig ergebene Leibwache daraus bildeten. Schon der, dem Leser aus der Geschichte Kaisers Theophilus bekannte Kaliph Al-Motasem führte über fünfzigtausend Türken in das Reich ein. Aber bald übertraf die Frechheit dieser Söldlinge noch bei weitem die Insolenz der ehemaligen römischen Prätorianer, selbst in Zeiten deren höchsten Uebermuths. Sie rissen alle Gewalt an sich, der Kaliph ward ihr Sclav; und wenn er ihre unersättliche Habsucht nicht befriedigen konnte, oder wollte, ward gewöhnlich der grausamste und schmählichste Tod sein Loos. Diesen immer unerträglicher werdenden Gewaltthätigkeiten widersetzten sich endlich die Araber, und Statthalter entfernterer Provinzen. Es entstanden blutige Kriege. Eine Folge davon war beinahe eine völlige Zerrüttung des, durch mehrere früher schon entstandene Dynastien, zerstückten arabischen Reiches. Von dem Kaliphate fiel jetzt eine Provinz nach der andern ab, erhob sich zu einem eignen Reiche, und die Stifter derselben waren theils Generäle der türkischen Leibwache, theils eingeborne Statthalter, oder auch Anführer neuer türkischen Horden, die aus dem Norden in die Provinzen des Kaliphats einrückten. Alle diese Gründer neuer Reiche, die sie unter dem Titel: Sultan, Emir, Atabeck rc. völlig unumschränkt beherrschten, erkannten zwar den Kaliphen von Bagdad für ihren Oberherrn, jedoch blos dem Namen nach. Indessen blieb derselbe doch im Besitz der zunächst um Bagdad liegenden Provinzen; bis endlich in dem zehnten-Jahrhundert der Kaliph Al-Radi, in dem Gefühl seiner Unfähigkeit, das so heftig erschütterte, von so vielen Usurpatoren gedrängte Reich

zu regieren, seinem ersten Minister Abu-Becr, unter dem Titel eines Emir-Al-Omra, das heißt eines Emirs aller Emire, eine vollkommen unumschränkte Macht übertrug. Von dieser Zeit an war der Kaliph, aller weltlichen Macht beraubt, nur noch das höchste geistliche Oberhaupt. Sein Geschäft war jetzt blos den Koran und die Ueberlieferungen der Sounitten zu studiren, und unter angehäuften, ungeheuern Schätzen in seinem Harem zu schwelgen. Den Emirs-Al-Omras ging es indessen nicht besser, als es auch bisher den Kaliphen ergangen war. Unaufhörlich hatten sie mit Usurpatoren, Empörungen und Verschwörungen zu kämpfen, und ein gewaltsamer Tod endete nicht selten ihre kurze Regierung. Unter dieser immer wachsenden Verwirrung und Zerrüttung fielen endlich auch alle übrigen Provinzen von dem Kaliphate ab, und nach Al-Radis Tod, den Abul-Feda als den letzten wahren Kaliphen betrachtet, beschränkte sich bald der Abassiden ganzes Reich nur noch auf die einzige Stadt Bagdad. Aber auch in dieser waren sie nichts weniger als Herren, blos Sclaven ihrer Veziere, die oft die größten Mishandlungen sich gegen dieselben erlaubten, nicht einmal alle Verrichtungen ihres höchsten geistlichen Amtes ihnen gestatteten. In den Augen ächter Muselmänner blieben sie indessen doch immer noch die Nachfolger und Stellvertreter des großen Propheten; und diese Ehrfurcht des Volkes war es endlich, die den Kaliphen zuletzt wenigstens über Bagdad die Herrschaft wiederverschaffte. Aber von der ehemaligen Größe und Macht des Kaliphats war auch kein Schatten mehr da, und in diesem völlig gesunkenen, so tief herabgewürdigten Zustande erhielt es sich noch bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, wo die Mongolen Bagdad eroberten, den letzten Kaliphen Mostasem mit Keulen erschlugen, und dem Kaliphate ein Ende machten.

VIII.

1. Al-Amyn. — — Der Kaliph Harun-Al-Raschid hatte zwar, wie man sich aus dem 11. B. erinnern wird, vor seinem Tode das Reich unter seinen drei ältesten Söhnen Al-Amyn, Mamum und Motamem getheilt. Aber die Söhne waren klüger, als der Vater, nach dessen Tode sie ihrem ältesten Bruder Amyn *) huldigten, und ihn zum Kaliphen ausrufen ließen. In den, von dem Vater ihnen zugetheilten Ländern betrachteten sich, wie es scheint, die beiden jüngern Brüder blos als Statthalter, jedoch vermöge väterlicher Verordnung, auf Lebenszeit, und mit einer ungleich mehr erweiterten Gewalt. — Al-Amyn war ein zum Regieren durchaus unfähiger Prinz. Unwissend und jedes Geschäftes unkundig, blos mit seinen Vergnügungen beschäftiget, dabei dem Weine zum Uebermaß ergeben, schloß er sich mit einer Anzahl Verschnittenen in seinem Palaste ein, ward für jedermann unzugänglich, und überließ alle Angelegenheiten des Reiches und der Regierung seinem ersten Vezier Fadl. Ruhig und ungestört hätte jedoch Amyn sein ganzes Leben auf dem Throne vertändeln können, wäre nicht unglücklicher Weise ihm, oder seinem Minister der unglückliche Gedanke in den Kopf gekommen, das, in dem Heiligthum der Nation, nämlich in der Kaba zu Mecca aufgehangene Testament seines Vaters umzustoßen. Harun hatte darin verordnet, daß dem Al-Amyn dessen Bruder Al-Mamun und diesem Motamem in der Regierung folgen sollte. Jetzt wollte Amyn den

*) Haruns ältester Sohn hieß Mohamed; aber sein Vater gab ihm den Beinamen Al-Amyn, das heißt der Treue.

Mamun von der Thronfolge ausschließen, befahl demnach allen Statthaltern, in dem öffentlichen Gebete nicht mehr des Namens seines Bruders, sondern seines eigenen Sohnes Musa zu erwähnen, wodurch dieser nun förmlich, obgleich er noch ein Kind von sehr zartem Alter war, zum Thronerben erklärt ward *). Um seinen Bruder völlig zu entwaffnen, zog Amyn alle Truppen aus Chorasan hinweg, und ließ noch überdieß den Mamun, unter dem Vorwand, daß er bei wichtigen Angelegenheiten seines Rathes bedürfe, einladen, unverzüglich zu ihm nach Bagdad zu kommen. Auch seinen dritten Bruder Motamem rief er aus seiner Statthalterschaft zurück, und dieser, dem Rufe des Kaliphen folgend, kam wirklich sogleich nach Bagdad. — Aber Amyns, oder vielmehr seines Ministers Fadls — denn ersterer war offenbar blos eine Null vor der Ziffer — verrätherische Plane scheiterten an der Geistesüberlegenheit zweier Männer, die Mamun zur Seite standen. Der erstere war der redliche Harthema, der andere der harte, schonungslose Taher. Auf ihren Rath rüstete Mamun sich zum Kriege. An dem Hofe von Bagdad hatte man dies vorausgesehen, und Ali-Ebn-Isa, einer von Amyns Feldherren, marschirte sogleich mit einem Heere von vierzig, andere sagen von sechszigtausend Mann gegen Merou, wo Mamun sich

*) Al-Amyn gab bei dieser Gelegenheit seinem Sohne Musa den Beinamen: Al-Natik Billah; das heißt, der auf Gott gefällige Weise nach der Wahrheit denkt und redet. Da das Kind jedoch noch keine fünf Jahre alt war, so änderten die Muselmänner die Worte Natik Billah in Natha Billa, welches so viel heißt, als Einer, der mit Gottes Gnade erst sprechen lernt.

aufhielt *). Dieser hatte kaum fünftausend Mann unter den Waffen, aber es waren lauter versuchte, abgehärtete Krieger, und ihre beiden Anführer Harthema und Taher ersetzten allein schon durch ihre Person ein ganzes Heer. An den Grenzen von Chorasan, in den weiten Ebenen von Ray, kam es zu einer entscheidenden Schlacht. Amyns Heer ward völlig geschlagen, und Ali-Isa blieb in dem Treffen. Harthema und Taher säumten nicht, den errungenen Sieg zu benutzen. Zwar rückte ein noch ungleich stärkeres Heer des Kaliphen ihnen entgegen. Aber der listige Taher wußte die verschiedenen Anführer desselben durch geheime Emissäre gegen einander zu erregen, und statt den gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen, brauchten sie nun ihre Waffen gegen einander selbst. Die verschiedenen Corps, aus welchen Amyns Heer bestand, trennten sich endlich von einander, und zogen unverrichteter Dinge wieder nach Bagdad. Die Anführer wurden zwar mit dem Tode bestraft; aber Harthema und Taher waren indessen sehr weit vorgedrungen und hatten sich vieler Städte und mehrerer sehr ansehnlichen Festungen bemächtigt. Aber nun entstand zu Bagdad selbst unter den Truppen, wie unter dem Volke, ein furchtbarer Aufruhr. Man schrieb, und gewiß nicht mit Unrecht, alle bisherigen Unfälle blos dem Unverstand und der Sorglosigkeit des Kaliphen zu. Man beschloß also ihn abzusetzen und dem Mamun zu huldigen. Amyn ward aus seinem Palaste gerissen und nebst seiner Mutter Zobeida in ein Gefängniß geworfen. Aber schon nach drei Tagen

*) Merou war, wie man sich erinnern wird, die Hauptstadt der ungemein weitschichtigen und kriegerischen Provinz Chorasan.

reuete die Aufrührer ihr begangener Frevel. Amyn ward aus dem Gefängniß befreiet, und wieder auf den Thron gesetzt, sogar Hasan, der Stifter des Aufruhrs, ihm ausgeliefert. Statt den Verbrecher zu bestrafen, verzieh ihm Amyn nicht nur, sondern ernannte ihn auch noch zum obersten Befehlshaber seiner sämmtlichen Truppen. Diese Großmuth machte keinen Eindruck auf Hasan. Sobald er mit dem Heere jenseits des Tigris war, verließ er heimlich dasselbe, um zu dem Feinde überzugehen. Von den ihm Nachsetzenden ward jedoch der Verräther ereilt und mit dem Tode bestraft. Indessen herrschten bei dem Heere nichts als Uneinigkeit und Verwirrung; und ein zweiter, noch glänzenderer Sieg führte Harthema und Taher vor die Thore von Bagdad.

2. Mamuns Feldherren eilten den Krieg zu beendigen. Bagdad ward von allen Seiten eingeschlossen, und mit einer förmlichen Belagerung sogleich der Anfang gemacht. Der die ungeheuere Stadt durchströmende Tigris theilte sie in zwei Theile, nämlich in die östliche und westliche Stadt; jene belagerte Harthema, diese der kühne Taher. Die Belagerung zog sich jedoch sehr in die Länge. Sie dauerte ein ganzes Jahr. Der östliche Theil ward beinahe in einen Steinhaufen verwandelt, und endlich von Harthema erobert. Amyn ging nun über den Tigris und zog sich in die westliche Stadt zurück. Aber auch hier zwang Mangel an Lebensmitteln ihn nach wenigen Wochen zur Uebergabe. Amyn hatte größeres Zutrauen zu dem sanftern, menschlicher denkenden Harthema, als zu dem wilden und harten Taher. Er schickte also an jenen einige seiner Leute, und ließ ihm sagen, daß er seine Person, sammt der Stadt ihm zu übergeben

bereit sey. Aber dieß wollte Taher, weil er gerade den westlichen Theil der Stadt belagert hatte, nicht zugeben; er glaubte dadurch den Ruhm seiner Eroberung geschmälert. Harthema war indessen darauf bedacht, dem Kaliphen das Leben zu erhalten. Er versprach, ihm ein Schiff zu schicken, das ihn unbemerkt an das östliche Ufer des Flußes bringen würde. Zu größerer Sicherheit bestieg Harthema selbst das Schiff, um den Kaliphen abzuholen. Aber der tückische Taher mußte dieß erfahren haben, denn er bewaffnete mehrere Barken, welche den Strom bewachen, und die Ueberfahrt über denselben verhindern sollten. Amyn und Harthema waren also noch nicht in der Mitte des Flusses, als jene Barken schon von mehrern Seiten herbeieilten, die Galere, auf welcher der Kaliph sich befand, umringten, und eine Menge Steine und brennbare Materien in dieselbe warfen. Das Schiff gerieth augenblicklich in Brand. Die darauf waren, suchten jetzt im Wasser ihr Heil. Alle sprangen in den Strom. Harthema, entweder des Schwimmens unkundig, oder von der Schwere seiner Rüstung unter das Wasser gezogen, wäre beinahe ertrunken, hätte nicht einer von Tahers Leuten ihn bei den Haaren aus den Wellen gezogen. Amyn hatte, bis auf die Beinkleider und eine Kopfbinde, alle seine Kleider von sich geworfen, und schwamm daher glücklich an das jenseitige Ufer. Aber eine feindliche Barke war ihm gefolgt, und Amyn hatte kaum das Ufer erreicht, als Tahers Soldaten aus der Barke an das Land sprangen, sich des unglücklichen Kaliphen bemächtigten, ihn halb nackt und von Wasser triefend in ein nahe gelegenes Haus führten, und in einem Zimmer einsperrten. Ueber das, was ihn hier erwarte, ward Amyn nicht lange in Zweifel gelassen. Gegen Mitternacht traten zwei Perser mit entblößten Schwertern

bei ihm ein. Als er sie erblickte, rief er ihnen zu: „Was wollet ihr Unglücklichen! Wehe euch! Ich bin „ein Enkel des Gesandten Gottes, ein Sohn des „großen Harun=Al=Raschids, und ein Bruder des „Kaliphen Mamun. Ich beschwöre Euch bei Gott, „waget es nicht, mein Blut zu vergießen.“ Statt aller Antwort gab der Eine ihm einen starken Hieb an den Kopf, und der Andere stach ihm das Schwert in die Seite. Amyn stürzte zu Boden, worauf die beiden Mordknechte schnell über den schwer Verwundeten herfielen, ihn vollends erdrosselten, ihm dann den Kopf abhieben, und diesen dem Taher brachten, der ihn unverzüglich durch einen Eilboten dem Mamun nach Merou sandte *).

*) Als Beweise von dieses Kaliphen unbegreiflicher Theilnahmlosigkeit an allem, was sich nicht auf seine Vergnügungen und kindische Spielereien bezog, erzählen die arabischen Geschichtschreiber folgende zwei Anekdoten. Als nach dem ersten unglücklichen Treffen in der Ebene von Ray, in welchem des Kaliphen erster Feldherr Ali=Issa war erschlagen worden, ein Eilbote in Bagdad ankam, und dem Kaliphen die traurige Nachricht von dem Verlust einer Hauptschlacht brachte, fand er denselben gerade mit Fischen beschäftiget. Amyn hörte ihn ganz gelassen an; sagte ihm aber, als er seinen Bericht beendigt hatte, nichts anders, als: „Laß mich jetzt in Ruhe; Du stehst ja, daß mein Freigelassener Cuthar schon zwei Fische gefangen hat, und ich auch noch nicht einen einzigen.“ — Während der Belagerung von Bagdad stürmte eines Tages Harthema ungemein heftig den östlichen Theil der Stadt. Einige der angesehensten Officiere im Heere eilten zu dem Kaliphen, mit der Bitte, daß er, um den Muth seiner Soldaten noch mehr zu entflammen, sich ihnen nur einen Augenblick mit den Waffen in der Hand auf der Mauer zeigen möge. — „Dieß,“ gab Amyn, der gerade am Schachbrett saß, ihnen zur Antwort, „kann jetzt nicht sogleich geschehen; „denn ich stehe im Begriffe, die Parthie diesmal zu

3. Al-Mamun. — Nach Amyns Tod war Al-Mamun alleiniger Beherrscher des arabischen Reiches. Seine Thronbesteigung bezeichnete gleich im Anfange eine dreifache Empörung, nämlich in Syrien, Palästina und Aegypten. In jeder dieser Provinzen ward jedoch der Aufruhr bald wieder gedämpft, und Mamun überall als rechtmäßiger Kaliph anerkannt. Aber nun fing Mamun selbst Neuerungen an, die ihm beinahe Thron und Leben gekostet hätten. Sein erster Minister nämlich, Al-Fadl-Ebn-Sahal, war ein schwärmerischer Alite, und da er das volle Zutrauen des Kaliphen besaß, so gelang es ihm, diesen nach und nach von den gerechten Ansprüchen des Hauses Ali an das Kaliphat zu überzeugen. Um nun den Forderungen seines ihn von jetzt an immer mehr ängstigenden Gewissens Genüge zu leisten, gab er einem aus Ali's Geschlechte entsprossenen jungen Mann, Namens Ali-Ebn-Musa, seine Tochter Habiba zur Gemahlin, und erklärte ihn, mit Hintansetzung seines eigenen Sohnes, wie seiner Brüder, zu seinem Nachfolger in dem Kaliphat. Zu gleicher Zeit befahl er sämmtlichen Truppen seines Heeres, sowohl in Chorasan, wo Mamun sich noch aufhielt, als auch in Bagdad und den übrigen Provinzen, unverzüglich die schwarze Farbe der Abbassiden abzulegen, und in die heilige grüne Farbe der Aliten sich zu kleiden. Den Statthaltern schrieb er, daß sie den Völkern ver-

---

„gewinnen, und meinen Gegner hier schachmatt zu „machen.„ — — Sollten beide Anekdoten auch nicht wahr seyn, so würden sie doch diesen Kaliphen hinreichend charakterisiren, indem ja zu ihrer Erfindung blos eines Kaliphen beispiellose Apathie und völlige Unempfänglichkeit für irgend ein auch noch so ernstes Geschäft die Veranlassung könnte gegeben haben.

kündigen sollten, er habe unter allen Nachkommen des Abbas wie des Ali keinen des Thrones würdigern gefunden, als Ali-Ebn-Musa.

4. Diese ganz unerwarteten Neuerungen erzeugten überall die gefährlichsten Bewegungen. Das Geschlecht der Abbassiden war ungemein zahlreich. Nach einer erst im vorigen Jahre vorgenommenen Zählung belief sich die Zahl sämmtlicher Glieder dieses Hauses auf dreissig tausend Köpfe. Auch in dem Heere, wie in allen großen Städten, besonders in Bagdad, hatte es eine Menge Anhänger. In der letztern Stadt brach demnach bald eine sehr ernste Empörung aus. Die in und um Bagdad einquartirten Truppen schlugen sich zu dem Volke. Mamun ward förmlich abgesetzt, und der Abbasside Ibrahim Al-Mohdi zum Kaliphen ausgerufen. Das Heer in Irak blieb zwar dem Mamun treu; aber Cufa und noch mehrere andere Städte erklärten sich für den neuen Kaliphen. Mamun sah jetzt die Nothwendigkeit ein, mit seinem Heere aus Chorasan nach Bagdad aufzubrechen. Unter Weges ließ er seinen Minister, den Fadl, den Urheber der gegenwärtigen Unruhen heimlich im Bade ermorden, jedoch, um das Gehässige dieser That von sich zu entfernen, die Mörder öffentlich hinrichten *). Bald darauf starb der edle Ali-Musa, wie man sagte, an einer

*) Fadl hatte den Tod verdient, nicht sowohl weil seine schwärmerische Vorliebe für die Sekte der Aliten so große und blutige Verwirrung im Reiche verursacht hatte; sondern vorzüglich deswegen, weil er die Ursache der Hinrichtung des tapfern und redlichen Harthema war, den er bei dem Kaliphen so sehr verleumdet hatte, daß dieser ihn in ein Gefängniß werfen, und bald darauf erdrosseln ließ.

Verkältung, wahrscheinlicher an beigebrachtem Gift. Mamun schien den Tod seines tugendhaften Schwiegersohnes aufrichtig zu betrauern, setzte daher seinen Marsch nicht fort, und hielt sich einige Monate in Thuß auf. Während dieser Zeit empörten sich in Bagdad gegen den Ibrahim Al-Mohdi dieselben Truppen, welche ihn auf den Thron erhoben hatten, jagten ihn aus der Stadt und huldigten wieder dem Mamun. Dieser beschleunigte nun seinen Marsch. Als er mit dem Heere in Bagdad einzog, trug dasselbe zwar noch die grüne Farbe der Aliten; aber Mamun, der jetzt den Einfluß und die Allmacht des Vorurtheils erkannte, und wohl einsah, daß der unter der Asche glimmende Funke der unterdrückten Empörung nur zu bald in noch furchtbarern Flammen wieder auflodern könnte, gab schon nach wenigen Tagen nicht nur seinem Heere, sondern auch allen Einwohnern von Bagdad den Befehl, die grüne Farbe wieder abzulegen und zu der schwarzen des Hauses Abbas zurückzukehren. Diese Verordnung, die zugleich eine stillschweigende Zurücknahme aller früheren, zu Gunsten des Hauses Ali getroffenen Verfügungen war, besänftigte vollkommen die Abbassiden und deren zahlreiche Anhänger; und da noch überdies nun auch der zum Thronfolger erklärte Ali Musa gestorben war; so kehrte jetzt alles wieder in das alte Geleiß der bisherigen Ordnung der Dinge im ganzen Reiche zurück *).

*) Ibrahim Al-Mohdi kam nun auch wieder aus seiner Verborgenheit hervor. Er war ein Sohn des Kaliphen Mahadi, mithin ein Bruder Harun Al-Raschids und folglich Onkel des Mamuns, der ihn sehr gut aufnahm, und statt aller Strafe blos über sein so schnell vorübergegangenes Kaliphat scherzte.

5. Bagdad ward nun Mamuns bleibende Residenz. Die wichtige Statthalterschaft von Chorasan übertrug er demnach, und zwar mit völlig unumschränkter Gewalt dem Taher, theils um dessen ihm geleistete wichtige Dienste gehörig zu belohnen, theils auch um ihn so weit als möglich von seiner Person zu entfernen. Dem Taher war Mamuns zunehmende Abneigung gegen ihn nicht unbemerkt geblieben. So oft er vor dem Kaliphen erschien, rollte über dessen Wange eine Thräne, die das durch Tahers Anblick erneuerte Andenken an seines Bruders schmachvollen Tod seinem Auge entlockte. Taher glaubte deßwegen seine Sicherheit gefährdet, nahm daher das Anerbieten des Kaliphen mit freudigem Danke an, verließ auf immer den Hof, und ward einige Jahre nachher in Chorasan, wie wir in der Folge hören werden, der Gründer einer neuen Dynastie.

6. Mamun machte mehrere Feldzüge, theils gegen Aufrührer in Aegypten, die er alle bezwang; theils gegen die Griechen, und gegen diese größtentheils mit glücklichem Erfolge. Er nahm ihnen mehr als die Hälfte von Cilicien; eroberte die große und wohl befestigte Stadt Tarsus, nebst dem nicht ferne davon gelegenen, nicht minder festen Schlosse Lulloa, und noch vierzehen bis fünfzehen andere Städte. Als er nach seinem letzten Feldzug in Aegypten mit seinem Heere wieder nach Bagdad zurückzog, lagerte er unter Weges an den Ufern des Badandun, nahe an der Quelle desselben. Mit seinem Bruder Motasem ging er eines Tages längs des Flusses spazieren, bewunderte die Klarheit und Kühle des Wassers, und äußerte sich gegen seine Begleiter, daß, wenn man vorher eine gute Portion Datteln, von welchen er ein großer Liebhaber war, gespeißt hätte, dieses unge-

mein klare und helle Wasser trefflich schmecken müsse. Sogleich ward ihm die Anzeige gemacht, daß so eben mehrere Kamele mit einer schweren Tracht Datteln im Lager angekommen wären. Unverzüglich ward jetzt eine große Quantität von dieser, dem Kaliphen so willkommenen Frucht herbeigebracht. Mamun aß mit Uebermaß davon, trank hierauf eben so übermäßig von dem klaren Wasser des Badandun, und zog sich dadurch ein sehr heftiges Fieber zu, das schon nach einigen Tagen seinem Leben ein Ende machte. Als er starb, befand er sich gerade in der vollen Stärke seines männlichen Alters. Er hatte kaum sein sechsundvierzigstes Jahr erreicht, und zwanzig Jahre und fünf Monate eines der größten Weltreiche, jedoch unter immerwährenden Empörungen und Erschütterungen, beherrscht. Ungefähr ein Jahr vor seinem Tode schloß er seinen Bruder Motamen von der Thronfolge aus, und ernannte seinen jüngern Bruder Motasem zu seinem Nachfolger in dem Kaliphate. Wenige Minuten, bevor Mamun verschied, rief er aus: „O, Du, der Du niemals stirbst, erbarme dich „desjenigen, der jetzt stirbt!“

7. Unter dieses Kaliphen Regierung standen Künste und Wissenschaften in Arabien, wie man zu sagen pflegt, in ihrer schönsten Blüthe. Ein Grad der Breite unserer Erde ward zu seiner Zeit in den Ebenen von Sinaar und Kuhu an dem Himmel gemessen. Aus dem griechischen Reiche, aus Aegypten, Persien, Indien, kurz aus allen Weltgegenden wurden berühmte Gelehrte an Mamuns Hof berufen. In Bagdad, Bassora, Samerkand und andern großen Städten hohe Schulen errichtet, ungeheure Bibliotheken angelegt, und von den Griechen eine Menge Bücher gekauft, die der Kaliph alsdann in das

Arabische übersetzen ließ. Da aber die Araber keine andere, als ihre Muttersprache kannten; so wurden diese Uebersetzungen größtentheils von nestorianischen Christen, die von allen von der Kirche getrennten Sekten in Persien die zahlreichsten waren, zuerst in das Syrische und dann von geborenen Syriern in das Arabische übertragen. Der Gewinn war freilich bei dieser äußerst fehlerhaften, verkrüppelten Uebersetzung nicht sehr groß; denn hätten Homer, Plato, Aristoteles ꝛc. sich jetzt in ihrem neuen arabischen Gewande erblickt, würden sie höchst wahrscheinlich sich selbst nicht mehr gekannt haben. Ueberhaupt war nebst der polemischen Theologie, vorzüglich speculative Philosophie die Lieblingswissenschaft der Araber; aber wie dieselbe bei ihnen getrieben ward, war sie offenbar blos eine nutzlose Spielerei eines müßigen, grübelnden Verstandes; und da noch überdies auch Astrologie, Traumdeuterei, nebst allen losen Künsten der Magie ebenfalls wissenschaftlich betrieben wurden, und an dem Hofe, wie bei der Nation, in großer Achtung standen; so möchte alles dieses zusammengenommen nicht gerade geeignet seyn, uns von der wahren Aufklärung und geistigen Cultur der damaligen Araber sehr hohe Begriffe beizubringen. — Nach dem Geschmack der damaligen Zeit liebte auch Mamun das speculative Wissen, und nahm daher lebhaften Antheil an seiner Theologen und Philosophen spitzfindigen Fragen und dialektischen Zungengefechten, denen er oft mit Vergnügen beiwohnte und die Sieger reichlich belohnte. Dies wäre nun unstreitig so ziemlich gleichgültig gewesen, wäre nur der gelehrte, speculative Kaliph nicht dadurch verleitet worden, bald des unerschaffenen, bald des erschaffenen Korans wegen, die Leute hart zu verfolgen, sie haufenweise einkerkern, prügeln und geißeln zu lassen. — Den Gelehrten

erwies Mamun stets große Ehre, unterhielt sich gerne und lange mit ihnen, beschenkte sie fürstlich und gab einer Menge derselben sehr bedeutende jährliche Pensionen. Einem grundgelehrten Grammatikus, mit dem Mamun sich einst sehr lange unterhalten, und der während des Gespräches dem Kaliphen die wahre innere Bedeutung eines Buchstabens sehr umständlich erklärt hatte, schenkte er für diesen vielleicht kaum eine Viertelstunde dauernden Unterricht nicht weniger, als fünfzigtausend silberne Dirhems *). Kein Wunder, daß die arabischen Philosophen, Poeten, Redner, Historiker **) rc. in Mamun das Muster eines großen Regenten erblickten, und ihn über alle Kaliphen himmelweit erhoben. Einer der berühmtesten Philosophen an Mamuns Hofe war Al-Schaffei. So wie die alten Griechen in den Zeiten ihres kindlichen oder jugendlichen Alters die Sprüche ihrer sogenannten sieben Weisen sorgfältig sammelten; eben so haben auch die arabischen Geschichtschreiber die Denksprüche der Weisen ihrer Nation mit vieler Sorgfalt uns aufbewahrt; und unter jenen des so eben erwähnten Schaffei finden sich wirklich einige, die in ihm, wo nicht den großen Denker, doch wenigstens einen sehr verständigen, in dem Verkehr mit der Welt klug

*) Die Dirhems hatten in verschiedenen Zeiten auch verschiedenen Werth; damals mochte er, nach unserm jetzigen Geldfuß, ungefähr einen rheinischen Gulden ausgemacht haben.

**) In der Geschichte waren und blieben die Araber blos Kinder, die nur nach Mährchen, und albern wunderhaften Erzählungen haschten. Derjenigen, die ungefähr so von weitem einige Begriffe von Geschichtkunde und den dazu erforderlichen Hülfswissenschaften hatten, gab es nur äußerst wenige.

gewordenen Mann vermuthen lassen. So z. B. pflegte er, wenn man mit ihm sprach, nur äußerst langsam, und stets erst nach einer ziemlich langen Pause zu antworten. Einst darum befragt, gab er zur Antwort: Ich muß stets vorher reiflich überlegen, ob es nicht besser sey, zu schweigen, als zu antworten.*) Einer seiner Hauptdenksprüche war: „Wer sagt, daß er die Welt, und zugleich auch deren Schöpfer liebe, der ist ein Lügner."

8. Mit Mamuns Philosophie und Gelehrsamkeit bildet jedoch dessen ganz ungemeine Prachtliebe einen seltsamen Contrast. Unter keinem der früheren Kaliphen, selbst nicht unter Harun-Al-Raschid, hatten sowohl am Hofe, als auch unter den Statthaltern und übrigen Großen des Reiches, Verschwendung und Luxus einen so hohen, alle Vorstellung übersteigenden Grad erreicht. Unter mehrern Beispielen hier nur folgendes. Mamun vermählte sich mit der Tochter des Hassan Ebn-Sahal, Statthalters von Chaldäa, eines Bruders des Kaliphen großen Günstlings Fadl-Ebn-Sahal. Nicht nur das zahlreiche Gefolge des Mamuns, sondern

*) Diese Regel mag im Ganzen genommen nicht sehr übel, und besonders einem Philosophen, der an dem Hofe eines Kaliphen lebt, sehr zu rathen seyn. Aber gewiß würden auch auf der andern Seite, wenn man dieselbe Regel überall anwenden, und stets eine halbe Viertelstunde mit der Gegenrede warten wollte, alle wissenschaftlichen wie geselligen Zusammenkünfte, wo gerade der rasche und schnelle Wechsel geistiger Eindrücke, Begriffe und Ansichten das angenehmste ist, und nur zu noch offenerer gegenseitiger Mittheilung begeistert, äußerst schleppend, langwierig und einschläfernd seyn.

auch dessen ganzes Heer bewirthete dieser Hassan acht Tage lang nach einander. Jedem aus der Umgebung des Kaliphen machte er prächtige Geschenke mit mehrern Pfunden des kostbarsten Ambra und den schönsten Sclaven beiderlei Geschlechts. Als der Kaliph seine Braut heimholte, war der ganze Weg von Hassans fürstlicher Wohnung bis zu dem kaiserlichen Palaste mit den kostbarsten, in Gold und Silber gewirkten Teppichen belegt. Die Braut selbst saß am Vermählungstage auf einem Throne von gediegenem Golde. Ein Theil ihres Kopfschmuckes bestand aus tausend Perlen von der Größe eines Taubeneies; und als sie den Thron verließ, schüttete die Großmutter über sie noch andere tausend nicht minder kostbare Perlen, und ließ eine achtzig Pfund schwere Kerze von Ambra anzünden. Der Kopfputz war so prachtvoll und reich, daß der Kaliphe den Wunsch äußerte, man möchte denselben seiner Braut lassen und gleichsam als eine Aussteuer betrachten. Alle Dichter und Redner, und ihre Anzahl war gewiß nicht klein, die die Schönheit und das Glück der Braut, wie die Feier des Tages in Versen und Prosa besangen, wurden mehr als fürstlich belohnt. — Man schließe nun von dieser Pracht eines Statthalters auf jene an dem Hofe des Kaliphen selbst. Aber die Größe der Verschwendung und des Luxus des Fürsten und seines Adels ist der sicherste Höhenmesser der Armuth und des Elendes aller übrigen Volksklassen.

9. Motasem. — Schon in der Regierungsgeschichte des Kaisers Theophilus wurden unsere Leser mit diesem Kaliphen hinreichend bekannt gemacht. Seine Regierung hatte nur die kurze Dauer von acht Jahren. Im Anfange derselben hatte er das allen Kaliphen gemeinschaftliche Schick-

sal, mit Aufrührern kämpfen zu müssen. Der Eine war ein Alite, der sich in einer der östlichen Provinzen den Kaliphentitel beilegte, der Andere ein unbekannter Glücksritter, dem es aber gelang, sich zum Herrn von Taberstan aufzuwerfen, und der Dritte endlich der berüchtigte Babeck, das Haupt einer schon seit zwanzig Jahren in Persien wüthenden Sekte. Durch Motasems Feldherren wurden sämmtliche Aufrührer überwunden und gefangen. Der Alite entwischte, wahrscheinlich mit Motasems Wissen, aus seinem Gefängnisse, und es ward nachher nie mehr Etwas von ihm gehört; die beiden andern wurden hingerichtet und ihre Körper an Galgen aufgehangen. — Gegen die Stadt Bagdad nährte dieser Kaliph längst schon einen geheimen Groll. Die Ursache seiner Abneigung waren die unaufhörlichen Unruhen und aufrührerischen Bewegungen des zahllosen müßigen Pöbels dieser ungeheuer großen Stadt. Er baute daher in dem arabischen Irak die Stadt Samarra und machte diese zu seiner Residenz. — Die im Solde stehenden türkischen Truppen wurden von Motasem unmäßig vermehrt. Er errichtete endlich eine türkische Leibwache, die aus mehrern, stets nur von geborenen Türken befehligten Corps bestand, und bald den Kern des ganzen Heeres bildete. — Von Motasems Feldzügen gegen die Griechen haben wir das Merkwürdigste schon in dem dreizehnten Bande unserer Geschichte erzählt. Er starb achtundvierzig Jahre alt im Jahre 841., mithin ungefähr um dieselbe Zeit, als auch sein mächtiger Gegner und Nebenbuhler, der Kaiser Theophilus, durch den Tod von der Bühne abgerufen ward.

10. Motasem war der erste Kaliph, der seinem Namen, sowohl in Briefen als öffentlichen Urkun-

den, das Wort Billah, das heißt, durch die Gnade Gottes, beifügte. Alle nachherigen Kaliphen folgten diesem Brauch; nur daß einige statt Billah, Beemri'llah, oder Ala'llah wählten; das Eine heißt auf Gottes Befehl, das Andere in Gott. Man sieht, daß dadurch immer der nämliche Sinn oder Begriff ausgedrückt ward *). — Die arabischen Geschichtschreiber loben und preisen sehr die Großmuth dieses Kaliphen. Als Belege dazu erzählen sie, daß, als Motasem eines Tages von seinem Gefolge getrennt einem alten armen Landmann begegnete, der sammt seinem Esel in einen schlammigen Graben gefallen war, er sogleich vom Pferde abstieg, um dem Alten aus dem Schlamm herauszuhelfen. Der Greis, der ihn nicht kannte, rief ihm zu: „Mann Gottes, beschmutze nicht deine Kleider!" aber Motasem störte sich nicht daran, beschmutzte wirklich sein Gewand über und über mit Koth, half aber dem Bauern sammt dessen Lastthier aus dem Koth und ließ, als er zu seinem Gefolge zurückgekehrt war, jenem noch eine sehr bedeutende Summe Geldes reichen. Diese Handlung, wäre sie auch nur Wirkung einer vorübergehenden, jetzt gerade rosenfarbenen Kaliphenlaune gewesen, verdient dennoch immer alles Lob; contrastirt aber gar seltsam mit dem Mord von mehr als vierzigtausend unschuldigen Armorianern, die Motasem, blos um einem übelverstandenen, falschen, sogenannten Point d'Honneur Genüge zu leisten, mit

---

*) Mit andern Worten wollte offenbar dieses gerade eben so viel sagen, als: Motasem von Gottes Gnaden Beherrscher, ꝛc. folglich nicht, wie leider heute zu Tage, kraft einer auf irgend einem schmutzigen Vicinalwege in Frankreich aufgerafften, papiernen Constitution.

kaltem Blute erwürgen ließ. Nicht minder befleckt dieses Kaliphen Leben und Charakter die an seinem eigenen Neffen, dem liebenswürdigen jungen Prinzen Abbas, einem Sohne Mamums, verübte Grausamkeit. Obgleich der edle Jüngling die sprechendsten Beweise treuer Anhänglichkeit seinem Oheim gegeben hatte; so konnte er dennoch dessen bald darauf wieder erwachendem, blutigem Argwohn nicht entgehen. Aber man bewundere hier die Zartheit des Gewissens eines frommen Jüngers Mohameds! Das Blut seines schuldlosen Neffen wollte Motasem um alles in der Welt nicht vergießen. Er sperrte ihn also blos in einem Thurm ein, verbot jedoch bei Todesstrafe, dem Prinzen auch nur einen Tropfen von irgend etwas Flüssigem zu reichen, ließ ihn also vor Durst verschmachten, mithin eines wahrhaft graun- und martervollen Todes sterben. — Die Gelehrten hielt Motasem ebenfalls in großen Ehren; nur mußten sie es nicht mit dem unerschaffenen Koran halten; denn in diesem Falle ließ er sie, welche große Philosophen und Doctoren sie auch seyn mochten, mit Peitschenhieben bis auf das Gebein zerfleischen. — Die Christen wurden von ihm nicht gequält; und hatten sie in irgend einer Sache nicht blos einmal, sondern zehenmal Recht, dann ließen auch die Richter des Kaliphen ihnen Gerechtigkeit wiederfahren.

9. Al-Whatek. — In dem Kaliphate folgte Motasem dessen Sohn Al-Whatek Billah. Auch die Thronbesteigung dieses Kaliphen ward durch einen Aufruhr und zwar diesmal der Kaisarianer in Damaskus gefeiert. Derselbe begann mit Raub und Mord, und endete mit der Enthauptung fünfzehnhundert Aufrührer. Alle gegen die Anhänger des unerschaffenen Korans erlassenen Edikte wurden von Whatek be-

stätiget, und jene noch grausamer, als unter seinem Vater verfolgt. Einem gewissen, sehr berühmten Theologen, der sogar zu jenen gehörte, die den Titel Al-Hafehd, das heißt, Erhalter der prophetischen Ueberlieferung, führten, den der Kaliph selbst bekehren wollte, es aber zu thun nicht vermochte, hieb er mit eigener hoher Hand den Kopf ab. — Whateks Regierung hatte nur eine Dauer von fünf Jahren. Durch Ausschweifungen jeder Art, besonders durch unmäßige Frauenliebe zog er sich eine Wassersucht zu. Als er seinen Zustand bedenklich fand, befragte er seine Astrologen und befahl ihnen, seine Nativität zu stellen. Die Herren versicherten ihn, daß in seinem Gestirne eine Regierungszeit von fünfzig Jahren geschrieben stehe. Diese Zusicherung beruhigte den Kaliphen, der jedoch zehen Tage nach dieser Prophezeihung an einem Schlagfluß starb.

10. Motawakkel. — Eine zahlreiche Parthei, an deren Spitze der Vezier Al-Zyat stand, wollte den Mohtadi, Sohn des verstorbenen Kaliphen, auf den Thron erheben. Aber der Türke Wassif, Befehlshaber einer Abtheilung der türkischen Leibwache, drang darauf, daß, weil Mohtadi noch ein Kind sey, mithin dem Volke nicht predigen könnte, dessen Oheim Dschiafar zum Beherrscher der Gläubigen müsse gewählt werden. Das Wort des einflußreichen Anführers der jetzt schon gefürchteten Leibwache drang durch, und Dschiafar ward unter dem Namen Al-Motawakkel Allalah, in Samarra und bald darauf auch in Bagdad und den andern Städten des Reiches zum Kaliphen ausgerufen. Ein Aufruhr in Armenien ward von einem von Motawakkels Feldherren, dem Türken Boga, wieder gedämpft. Es kostete dabei

blos dreissig tausend Armeniern das Leben, welche in dem Treffen erschlagen wurden; und dann wieder fünfzig tausend andere, welche in dem volkreichen Teflis sammt der Stadt von diesem Türken verbrannt wurden. — Unter dieses Kaliphen Regierung blühete für muselmännische Theologen und Aerzte eine Zeit reicher Erndte. Niemand hatte an seinen Gunstbezeugungen und den vielen tausenden in seinem Schatz aufbewahrten goldenen und silbernen Dirhems mehr Antheil, als diese beiden Klassen von Gelehrten. Motawakkel war jedoch ein strenger Orthodox, er schlug sich also zur Parthei der Sunniten, welche man für die Rechtgläubigen hielt, und die die Ewigkeit des Korans behaupteten. Aber dafür hatte auch die bisher triumphirende Parhei des erschaffnen Korans es desto schlimmer, am schlimmsten die Anhänger des Ali, dessen Andenken er sogar bis auf die letzte Spur zu vertilgen suchte. Diese tolle Verfolgungswuth machte ihn seinen Unterthanen gehässiig. Aber er verließ sich auf seine türkische Leibwache, die er sich ganz eigen gemacht zu haben wähnte. Dem Türken Bagher schenkte er einen Säbel von ungeheuerem Werth. „Diesen Säbel," sagte Motawakkel, als er ihn dem Türken überreichte, „schätze ich „bei weitem nicht so hoch, wie Dich. Nimm ihn „also und gebrauche ihn für meine und meines „Thrones Sicherheit." — Von der Treue und Tapferkeit seiner Leibwache überzeugt, bekümmerte sich Motawakkel nun wenig um seine Feinde, und ließ ohne weiteres alle erdrosseln, köpfen oder aufhängen, die sein Argwohn traf, oder seine Ungnade sich zugezogen hatten. Er selbst fröhnte sammt seinem Vezier Fatah ungestört seinen Lüsten, ergab sich allen Ausschweifungen, verschwendete ungeheure Summen theils an seine lieben Türken, theils an pracht-

volle unnütze Gebäude und überließ sich jeden Tag des Abends froh und sorgenlos den Freuden einer reich besetzten Tafel, zu welcher er seine Günstlinge einlud, und, weil gewöhnlich heiterer Laune, mit ihnen nicht selten recht kaliphenartig scherzte *).

12. So ging es lange Zeit fort. Endlich wollte Motawakkel seine Residenz von Samarra nach Damaskus verlegen. Die türkische Leibwache machte jedoch Gegenvorstellungen, und der Kaliph fand es nicht für rathsam, dieselben unbeachtet zu lassen. Aber eben dadurch ward nun auch sein Argwohn gegen verschiedene der Befehlshaber seiner Leibwache geweckt. Nun sollte auch diese ebenfalls das, schon so vielen Andern zu Theil gewordene Loos treffen. Aber Argwohn gebärt Argwohn. Die Türken erriethen das Vorhaben des Kaliphen, und eilten, demselben zuvorzukommen. Es entspann sich eine Verschwörung, an deren Spitze die vornehmsten türkischen Anführer Wasif, Boga und Bagher standen. Man beschloß, den Kaliphen des Abends an der Tafel zu ermorden. An dem zur Ausführung des Mordes bestimmten Tage wußten Wasif und seine Genossen es so einzurichten, daß sämmtliche

*) Einer seiner Späße war es z. B. daß mitten unter dem fröhlichen Mahle plötzlich ein grimmiger Löwe in den Saal kam. Zwar war er zahm; aber man wußte dieß nicht; und bei seinem furchtbaren Gebrülle erstarrten den Gästen alle Glieder. Ein andersmal ließ er Schlangen unter die Teppiche und Kissen legen, oder ganz unvermuthet ein mit Scorpionen angefülltes Gefäß zerbrechen. Keiner der Gäste durfte seinen Platz, vielweniger den Saal verlassen. Aber in dem letztern Falle hatte er stets einen kostbaren Theriak in Bereitschaft, mit welchem sogleich jeder Scorpionenstich, den einer der Gäste erhalten haben konnte, unschädlich und völlig gefahrlos gemacht ward.

Wachtposten in dem Palaste nur von Leuten, die in die Verschwörung eingeweiht waren, besetzt wurden. Als endlich für den Kaliphen die verhängnißvolle Stunde schlug, traten sämmtliche Verschwornen mit entblößten Schwertern mitten unter dem Mahle plötzlich in den Speisesaal. Bei der geräuschvollen Fröhlichkeit, die wie gewöhnlich wieder an der Tafel herrschte, und unter der Menge der herumstehenden Sclaven hatte Motawakkel die Eintretenden nicht bemerkt; nur einer der Gäste sah sie, und in der Meinung, daß es, um sie zu schrecken, wieder ein Scherz des Kaliphen sey, rief er aus: „Heute ist „es weder ein Tag des Löwen, noch der Schlangen, „noch der Scorpionen, sondern der entblößten „Schwerter." Dieser Ruf machte erst den Kaliphen aufmerksam. Aber in demselben Augenblick ging Bagher auf ihn zu. „Was willst du," rief der Kaliph, „laß mich in Ruhe, ich bin der Beherrscher „der Gläubigen; Gott haut Dir die Hand ab." — Ein derber Hieb über den Kopf war die einzige Antwort, die Motawakkel erhielt. Der Vezir Fatah warf sich jetzt auf seinen Herrn, um mit seinem Körper ihn gegen die Streiche seiner Feinde zu schützen. Aber des Vezirs Angstgeschrei zog keine Hülfe herbei. Der Kaliph ward sammt seinem Vezir ermordet, und ersterer von Bagher mit dem nämlichen Säbel, den ihm Motawakkel selbst vor einiger Zeit geschenkt hatte, in sieben Stücken gehauen *). (860).

---

*) Die Zeugnisse der arabischen Schriftsteller in Ansehung des Charakters des Kaliphen Motawakkel sind sehr verschieden. Einige zeichnen ihn als einen im höchsten Grade ausschweifenden, nur seinen Vergnügungen nachjagenden Herrn, und beschuldigen ihn überdieß einer ganz besondern, oft wahrhaft raffinirten Grausam-

keit. Den Vezir seines Vorfahren, den Al-Zyat nämlich ließ er in das Gefängniß werfen, und befahl, daß man ihn mehrere Tage und Nächte auch nicht einen Augenblick sollte schlafen lassen. Endlich ließ man ihn einen Tag und Nacht hindurch ungestört ruhen, jedoch blos um ihn zu neuer Qual zu stärken. Er ward nämlich jetzt in einen, auf allen Seiten mit eisernen Spitzen versehenen Ofen eingesperrt, und dieser zwar langsam, aber immer stärker geheizt, so daß Zyat mehrere Tage unausstehliche Qual dulden mußte, bis endlich der Tod seiner Marter ein Ende machte. — Dieß ist freilich eine unerhörte Grausamkeit; aber man darf dabei nicht übersehen, daß derselbe Vezir, als noch alle Gewalt in seinen Händen lag, gerade der Erfinder dieser graunvollen Todesstrafe war, und seinen unglücklichen Schlachtopfern, wenn sie um Gnade und Erbarmung flehten, gewöhnlich zur Antwort zu geben pflegte: „Erbarmung und Mitleiden sind Schwachheiten". — Andere arabische Geschichtschreiber, wie Al-Tabari sprechen nur mit dem größten Lobe von diesem Kaliphen, als von einem höchst großmüthigen, leutseligen und freigebigen Herrn. Dergleichen Zeugnisse haben jedoch kein sehr großes Gewicht; denn da unter Motawakkel die Gelehrten, besonders die Büchermacher auf ungemein fetten Triften waideten; so versteht es sich von selbst, daß sie von Dem, der sie dahin geführt, auch nichts als nur Gutes und Herrliches sagen konnten; so wie es anderer Seits ebenfalls sehr begreiflich ist, daß jene, welche der Sekte des Ali, oder des erschaffenen Korans angehörten, nichts als Böses und Arges von ihm sagen wollten.

13. Montaser. — Sobald die That verübt war, begaben sich sämmtliche Verschworenen zu des Ermordeten ältestem Sohne, und begrüßten ihn als Beherrscher der Gläubigen, worauf derselbe gleich am folgenden Morgen, unter dem Namen Al-Montaser Billah zum Kaliphen ausgerufen ward. Ob derselbe an der Ermordung seines Vaters un-

mittelbaren Antheil gehabt, oder blos dazu einzuwilligen gezwungen ward, oder auch ob die Greulthat ohne sein Wissen und Willen geschehen war; darüber läßt sich nichts mit Bestimmtheit sagen. Im höchsten Grade unwahrscheinlich ist wenigstens das Erstere. Indessen fiel Montaser gleich nach seiner Thronbesteigung in eine tiefe Schwermuth, die immer zunahm, und schon nach wenigen Monaten seinem Leben und seiner Regierung ein Ende machte *). Er starb in dem sechs und zwanzigsten Jahre seines Alters, am Ende des sechsten Monates seiner Regierung. — Während der kurzen Zeit seines Kali-

*) Nicht alle arabischen Geschichtschreiber wissen etwas von jener Schwermuth, welche endlich den Tod dieses Kaliphen herbei geführt haben soll. Einige sagen, er sey an der Bräune, Andere an einem Fieber, und wieder Andere an Gift gestorben. Die persischen Geschichtschreiber, die, wie Mirkohnd, in abentheuerlichen Erzählungen die arabischen, wo möglich noch zu übertreffen suchen, berichten, Montaser habe eines Tages in der Garderobe seines Vaters eine sehr schöne Tapete gesehen, auf welcher ein Jüngling zu Pferde, mit dem Diadem um die Stirne, vorgestellt war. Oben an der Tapete sey eine Ueberschrift in persischer Sprache gestanden. Der Kaliph, dieser Sprache unkundig, habe einen Perser herbeirufen lassen, der nach mancherlei Ausflüchten und Entschuldigungen endlich die Schrift erklärte. Der Inhalt sey folgender gewesen: „Ich bin Schirujeh, der Sohn des Kosruh Parwiz; habe meinen Vater erschlagen, und doch nur sechs Monate geherrscht". Diese Worte hätten auf Montaser einen so tiefen Eindruck gemacht, und ihn so sehr erschüttert, daß er noch am Abend desselben Tages in ein hitziges Fieber gefallen, und drei Tage darauf gestorben sey. — Man sieht dies Geschichtchen gründet sich auf die Voraussetzung, daß Motawakkel auf Anstiften seines Sohnes ermordet worden; wozu es jedoch durchaus an hinreichenden Beweisen gebricht.

phats schloß er seine beiden Brüder Motaz und Mowajad von der Thronfolge aus; jedoch ganz gegen seinen Willen, blos hiezu gezwungen durch die Zudringlichkeiten der Anführer seiner türkischen Leibwache, nämlich des Wassif, Boga und Bagher, welche befürchteten, daß die beiden Brüder einst den an ihrem Vater begangenen Mord an den Mördern rächen würden *). —

14. Al-Mostain. — Nach Montasers Tod versammelten sich die türkischen Feldobersten, wovon Wassif, Bagher, Boga der ältere, Boga der Jüngere und Ahmeth die vornehmsten waren, und nachdem sie sich gegenseitig verbindlich gemacht hatten, nie einen der Söhne Motawakkels auf dem Throne zu dulden, wählten sie den Ahmed, einen Enkel des Motasem, huldigten ihm, und riefen ihn unter dem Namen Al-Mostain Billah zum Kaliphen aus. Aber das gewaltsame Verfahren der Türken, die nach Willkühr Kaliphen einsetzten, absetzten und mordeten, empörte jetzt die Nationaltruppen und das Volk zu Bagdad. Ein furchtbarer

*) Montaser selbst gestand dieß ganz unumwunden seinen Brüdern, und zwar in Gegenwart der Türken. Als nämlich Motaz und Mowajad zu ihm gekommen waren, um wenigstens dem Scheine nach freiwillig auf die Thronfolge zu verzichten, sagte er zu ihnen: „Ihr „werdet doch nicht glauben, ich sey so thöricht zu hof„fen, daß ich so lange leben werde, bis mein Sohn „das, zum Regieren nöthige Alter erreicht haben „wird. Nein, dazu habe ich keine Hoffnung, und „ich mußte blos deswegen Euch von der Thronfolge „ausschließen, weil diese da — (auf die herumstehenden Türken zeigend) es durchaus so gewollt haben." — Man sieht hieraus, welche schweren und schmählichen Fesseln diese türkischen Prätorianer den Kaliphen damals schon angelegt hatten. —

Aufruhr brach in dieser Stadt aus. Leider stand kein bedeutender Mann an der Spitze der Aufrührer. Der zahl- und zügellose Pöbel in Bagdad erlaubte sich die schrecklichsten Ausschweifungen, plünderte und zerstörte die Häuser der Reichen, brannte endlich auch eine der schönsten Brücken über den Tigris ab. Der Versuch, den Uebermuth der türkischen Garden zu zügeln, schlug demnach fehl und der ganze Aufstand ward durch einige tausend Türken, nachdem sie ein schreckliches Blutbad in Bagdad angerichtet hatten, bald wieder gedämpft. Aber nun entzweiten sich untereinander die türkischen Anführer selbst. Wassif und Boga beschuldigten den Bagher eines mörderischen Anschlages gegen das Leben des Kaliphen. Auf Anrathen Wassifs und Boga ließ Al-Mostain den Bagher, als solcher zu ihm in den Palast kam, sogleich verhaften und hinrichten. Als die türkische Leibwache, bei welcher Bagher ungemein beliebt war, dieses erfuhr, stürmte sie den Palast und drohete, denselben mit allen seinen Bewohnern zu verbrennen, wenn man nicht auf der Stelle ihr den Wassif und Boga ausliefere. In dieser Noth entfloh Al-Mostain mit den beiden türkischen Anführern nach Bagdad. Kaum hatte der Kaliph sich entfernt, als den Türken ihr aufrührerisches Betragen reuete. Sie ordneten also an ihn einige ihrer Leute nach Bagdad, mit der Bitte, wieder nach Samarra zurückzugehen. Aber der Statthalter von Bagdad, ein Glied des Hauses der Taheriden, der, in der Hoffnung sein Ansehen und seinen Einfluß zu vermehren, nichts sehnlicher wünschte, als daß Al-Mostain Bagdad wieder zu seiner Residenz machen möchte, ließ die türkischen Abgeordneten gar nicht vor. Als diese unverrichteter Dinge nach Samarra zurückkamen, brach der Aufruhr auf das neue aus. Die Türken sprengten

das Gefängniß des Motaz, Montasers ältesten Bruders *), schoren ihm den Kopf, huldigten ihm und riefen ihn zum Kaliphen aus. Motaz sandte unverzüglich ein Heer gegen Bagdad. Aber die Stadt leistete tapfern Widerstand, und Al-Mostain würde sich im Kaliphat behauptet haben, hätte der Statthalter von Bagdad ihn nicht seinen Feinden verrathen. Der treulose Taheride schloß in Geheim mit Motaz einen Vergleich, dem zu Folge er ihm den Kaliphen auslieferte; jedoch unter der Bedingung, daß, wenn Al-Mostain freiwillig abgedankt haben würde, seines Lebens geschont, und ihm ein Palast in Bagdad angewiesen werden sollte. Nun verglichen auch Wassif und Boga sich mit Motaz, und von allen bisherigen aufrührerischen Bewegungen war blos der unglückliche Al-Mostain das einzige Opfer. Auch in dem ihm angewiesenen Palaste zu Bagdad blieb er nicht lange in Ruhe. Auf Motaz Befehl ward er zuerst nach Bassora, dann nach Waset gebracht und dort im Gefängniß erdrosselt.

15. Al-Motaz Billah. — Dieser Kaliph strebte, die gegen einen Beherrscher der Gläubigen, besonders im Westen beinahe völlig erloschene Ehrfurcht wieder zu wecken. Er befleißigte sich daher sehr strenger Sitten, ließ alle Gegenstände des Luxus aus dem Palaste hinwegschaffen, lebte äußerst mäßig, enthielt sich des Weines, saß öfters selbst zu Gericht, gab jeden Montag öffentlich Audienz, und lehrte das Volk jeden Freitag in der Moschee. Aber bei

*) Al-Mostain hatte gleich nach seiner Thronbesteigung deu Motaz, wie auch dessen Bruder Mowajad einsperren lassen.

aller dieser strengen Moralität, und muselmännischer Pünktlichkeit in Erfüllung des Gesetzes und der Traditionen, ließ er dennoch seinen Bruder Mowajad, blos weil er bei den Türken in großem Ansehen stand, gefangen nehmen und bald darauf in dem Gefängniß ermorden. Die Türken selbst waren Schuld an dem Tode ihres Lieblings; denn, als sie hörten, Mowajad sey verhaftet, droheten sie das Gefängniß zu stürmen; und den Prinzen mit Gewalt zu befreien. Um einem solchen Aufstand und dessen vielleicht noch gefährlichern Folgen zuvorzukommen, befahl Motaz, seinen Bruder so hinzurichten, daß keine Spur einer äußern Verletzung an dem Körper bemerkt werden könnte *). Sobald dieses geschehen war, ward der entseelte Körper dem Kadi und den Ulehmas gezeigt, und als diese nach genauer Untersuchung erklärten, der Prinz sey eines natürlichen Todes gestorben, gaben auch die Türken sich wieder zu Ruhe. — Die, den bisherigen Kaliphen und ihm selbst von der türkischen Leibwache angelegten, schmählichen Fesseln suchte nun Motaz ebenfalls nach und nach zu zerbrechen. Es gelang ihm, durch schlau unter den Anführern erregten Zwist, sie von einander zu trennen. Wassif ward von seinen eigenen Leuten in Stücken gehauen, der ältere Boga, der aus Unzufriedenheit den Hof verlassen und von Samarra sich entfernt hatte, ward von Walid, einem Magrebier, das heißt, einem abendländischen Araber, gefangen genommen und enthauptet, worauf der Kaliph nun bald auch den jüngern Boga hinrichten ließ. Aber Saleh Ebn

*) Man wickelte den Prinzen in einen Zobelpelz ein, und zog die Zipfel immer und enger zusammen, bis dem Unglücklichen endlich die Respiration völlig genommen ward, und derselbe ersticken mußte.

Wassik, das heißt, Wassiks Sohn suchte den Tod seines ermordeten Vaters zu rächen. Man war der türkischen Leibwache einen viermonatlichen Sold schuldig. Diesen Umstand benutzte Saleh, um die Gemüther gegen den Kaliphen zu erbittern. Unter tumultuarischem Geschrei zogen die Türken vor den Palast, um mit den Waffen in der Hand die Auszahlung ihres Soldes zu erzwingen. Der Kaliph schützte Geldmangel vor. Die Türken versprachen, sich mit einer abschlägigen Zahlung von funfzig tausend Golddinars zu begnügen. Aber selbst diese unbedeutende Summe fand sich jetzt nicht in der Kasse des Kaliphen. In seiner Bedrängniß wandte Motaz sich fruchtlos an seine Mutter Kadihah, die unter der Regierung seines Vaters unermeßliche Schätze gesammelt, und in einem Gewölbe vergraben hatte. Aber die von Saleh immer noch mehr gegen den Kaliphen aufgehetzten Türken, in der Meinung, daß der Kaliph nicht aus Armuth, sondern blos aus Geiz ihnen ihren Sold verweigere, drangen jetzt wüthend in den Palast, rissen den Kaliphen zu Boden, schleiften ihn bei den Füßen in den Schloßhof, schlugen ihn mit Fäusten und Knitteln, setzten ihn den glühenden Strahlen der gerade im Mittagskreise stehenden Sonne aus, und marterten ihn auf mancherlei Weise so lange, bis er endlich vor Richtern und Zeugen dem Kaliphat entsagte. Aber selbst diese Entsagung konnte ihn nicht gegen einen schmälichen Tod schützen; denn sobald die Abdankungsurkunde ausgefertiget war, warfen die Türken den unglücklichen Motaz in ein Loch, mauerten es zu, und ließen ihn den Hungertod sterben. (869.) Als er starb, war er acht und dreisig Jahre alt, und hatte keine volle fünf Jahre geherrscht *).

---

*) Motaz unnatürliche Mutter erhielt nun ebenfalls ihren

16. Al-Mohtadi Billah. — Auf den erledigten Kaliphenstuhl ward jetzt Al-Mohtadi, ein Sohn des Kaliphen Whateck, mithin Enkel des Motasem erhoben. Gleich im Anfange seiner Regierung kam Musa Ebn Boga von seinem Feldzuge gegen den Al-Hassan zurück. Als er, bei Bagdad angekommen, allda hörte, daß Saleh der Vezir des neuen Kaliphen sey, brach er mit seinem Heere sogleich nach Samarra auf, öffentlich erklärend, daß er komme, den Urheber der letzten Empörung zu bestrafen. Diese Erklärung war offenbar gegen den Saleh gerichtet. Da derselbe dem Musa keine hinreichende Macht entgegen setzen konnte; so verließ er seinen Palast, und suchte sich in der Stadt zu verbergen, ward jedoch, weil man einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatte, bald entdeckt, vor Musa gebracht, und auf dessen Befehl enthauptet. Den Kopf ließ Musa auf eine Lanze stecken, in allen Straßen von Samarra herumtragen, und ein Herold mußte dabei ausrufen: „Dieß ist der Kopf „eines Verräthers, der seine Hände mit dem Blute „seines Herrn befleckt hatte.“ — Aber über die Hinrichtung seines Vezirs, des Saleh, ward der Kaliph auf das höchste entrüstet; und nun faßte er den festen Entschluß, es möge kosten was es wolle, der unerträglichen Frechheit der Türken endlich ein

---

verdienten Lohn. Sie besaß ungeheuere Schätze, in baarem Gelde eine Million Goldstücke, und ganze Scheffel voll Diamanten und edeln Steinen jeder Art. Mit der, im Verhältniß mit ihrem Reichthum, ganz unbedeutenden Summe von fünfzig tausend Dinars hätte sie ihrem Sohne Thron und Leben erhalten können. Nach dem Tode desselben ward sie aller ihrer Schätze beraubt, und aus Bagdad vertrieben. Sie ging nach Mecca, sank dort in tiefe Armuth, und starb endlich eines kummervollen elenden Todes.

Ende zu machen. Einen Theil der in seinem Heere befindlichen macrebischen und ägyptischen Schaaren zog er daher in seine Residenz. Als er sich im Stande glaubte, den Türken die Spitze bieten zu können, befahl er dem Baikal, einem der türkischen Anführer, den Musa verhaften und hinrichten zu lassen. Aber Baikal zeigte den erhaltenen schriftlichen Befehl dem Musa, und beide verschworen sich gegen das Leben des Mohtadi. Die Verschwörung ward jedoch sogleich entdeckt, und Baikal in dem Palaste des Kaliphen verhaftet. Als die Türken dies hörten, griffen ihre sämmtlichen Cohorten zu den Waffen, und zogen unter fürchterlichen Drohungen nach dem Palaste, um den Baikal mit Gewalt aus seinem Gefängniß zu befreien. Um die Aufrührer zu schrecken, ließ der Kaliph seinem Gefangenen auf der Stelle den Kopf abschlagen, und diesen über die Mauern des Palastes den Stürmenden entgegen schleudern. Leider ward der Zweck verfehlt. Des Baikals blutendes Haupt entflammte nur noch mehr die Wuth der Türken. Aber jetzt zeigte Mohtadi sich eines bessern Schicksals würdig. In der einen Hand den Koran, und in der andern das Schwert, warf er sich an der Spitze seiner macrebischen und ägyptischen Schaaren den Aufrührern entgegen. Eine förmliche Schlacht ward geliefert. Die Türken wurden anfänglich zurückgetrieben, ihrer viele erschlagen, und schon neigte sich der Sieg anf die Seite des Kaliphen, als ihm plötzlich ein türkischer Reiterhaufen von tausend Pferden in den Rücken fiel. Dies entschied den Sieg. Die Macrebier wurden geschlagen und zerstreut. Der Kaliph ward gefangen, und von den erbitterten, durch den Kampf noch mehr erhitzten Türken so lange grausam mit Füßen getreten, bis er endlich seinen Geist aufgab. Mohtadi hatte nur eilf Monate und einige Tage regiert.

17. Al-Motamen Ala'llah. — Auf den, mit dem Blute einer ganzen Reihe von Kaliphen befleckten Thron riefen nun die Türken den Ahmed, einen Sohn Motawakkels, als Kaliph bekannt unter dem Namen Al-Motamen Ala'llah. Er war ein ganz in Trägheit und Wohlleben versunkener Prinz, jedoch klug genug, um seinem ungleich fähigern Bruder Mowaffek nicht nur die Thronfolge zuzusichern, sondern gleich jetzt schon die ganze Regierung zu überlassen. Nur dem Namen nach war Motamen Kaliph; ihn und das ganze Reich beherrschte unumschränkt sein Bruder Mowaffek. Für den erstern hatte der Thron keinen andern Reiz, als auf demselben sich allen Vergnügungen und kindischen Phantasien überlassen zu können, mit dem kleinlichen Detail seines Harems sich zu beschäftigen, mit schönen Frauen zu tändeln, und an einer reichbesetzten Tafel halbe Nächte hindurch zu schwelgen. Mit diesem Kaliphen-Prärogativ sich vollkommen begnügend, zuckte in Motamens Adern auch nur höchst selten ein Strahl der Eifersucht über die Macht und den Ruhm seines Bruders. Dieser verdiente indessen in jeder Hinsicht zu herrschen; denn er verstand das Regiment und erwarb sich unläugbare Verdienste um das Kaliphat. Mowaffek zerstörte die furchtbare Sekte der Zengier *). Schon gegen das Ende der Regierung des Kaliphen Motaz waren die Zengier, ein in Nubien wohnen-

*) Die Zengier bekannten sich weder zum Mohamedanismus, noch zum Judenthum, oder irgend einer andern bekannten Religion. Ihr Aberglaube, den sie Religion nannten, machte ihnen Rauben und Morden zur Pflicht, und war ganz dazu geeignet, einen grenzenlos frechen, schonungslosen, wilden Räuberhaufen zu bilden.

Ende zu machen. Einen Theil der in seinem Heere befindlichen macrebischen und ägyptischen Schaaren zog er daher in seine Residenz. Als er sich im Stande glaubte, den Türken die Spitze bieten zu können, befahl er dem Baikal, einem der türkischen Anführer, den Musa verhaften und hinrichten zu lassen. Aber Baikal zeigte den erhaltenen schriftlichen Befehl dem Musa, und beide verschworen sich gegen das Leben des Mohtadi. Die Verschwörung ward jedoch sogleich entdeckt, und Baikal in dem Palaste des Kaliphen verhaftet. Als die Türken dies hörten, griffen ihre sämmtlichen Cohorten zu den Waffen, und zogen unter fürchterlichen Drohungen nach dem Palaste, um den Baikal mit Gewalt aus seinem Gefängniß zu befreien. Um die Aufrührer zu schrecken, ließ der Kaliph seinem Gefangenen auf der Stelle den Kopf abschlagen, und diesen über die Mauern des Palastes den Stürmenden entgegen schleudern. Leider ward der Zweck verfehlt. Des Baikals blutendes Haupt entflammte nur noch mehr die Wuth der Türken. Aber jetzt zeigte Mohtadi sich eines bessern Schicksals würdig. In der einen Hand den Koran, und in der andern das Schwert, warf er sich an der Spitze seiner macrebischen und ägyptischen Schaaren den Aufrührern entgegen. Eine förmliche Schlacht ward geliefert. Die Türken wurden anfänglich zurückgetrieben, ihrer viele erschlagen, und schon neigte sich der Sieg auf die Seite des Kaliphen, als ihm plötzlich ein türkischer Reiterhaufen von tausend Pferden in den Rücken fiel. Dies entschied den Sieg. Die Macrebier wurden geschlagen und zerstreut. Der Kaliph ward gefangen, und von den erbitterten, durch den Kampf noch mehr erhitzten Türken so lange grausam mit Füßen getreten, bis er endlich seinen Geist aufgab. Mohtadi hatte nur eilf Monate und einige Tage regiert.

17. Al-Motamen Ala'llah. — Auf den, mit dem Blute einer ganzen Reihe von Kaliphen befleckten Thron riefen nun die Türken den Ahmed, einen Sohn Motawakkels, als Kaliph bekannt unter dem Namen Al-Motamen Ala'llah. Er war ein ganz in Trägheit und Wohlleben versunkener Prinz, jedoch klug genug, um seinem ungleich fähigern Bruder Mowaffek nicht nur die Thronfolge zuzusichern, sondern gleich jetzt schon die ganze Regierung zu überlassen. Nur dem Namen nach war Motamen Kaliph; ihn und das ganze Reich beherrschte unumschränkt sein Bruder Mowaffek. Für den erstern hatte der Thron keinen andern Reiz, als auf demselben sich allen Vergnügungen und kindischen Phantasien überlassen zu können, mit dem kleinlichen Detail seines Harems sich zu beschäftigen, mit schönen Frauen zu tändeln, und an einer reichbesetzten Tafel halbe Nächte hindurch zu schwelgen. Mit diesem Kaliphen-Prärogativ sich vollkommen begnügend, zuckte in Motamens Adern auch nur höchst selten ein Strahl der Eifersucht über die Macht und den Ruhm seines Bruders. Dieser verdiente indessen in jeder Hinsicht zu herrschen; denn er verstand das Regiment und erwarb sich unläugbare Verdienste um das Kaliphat. Mowaffek zerstörte die furchtbare Sekte der Zengier *). Schon gegen das Ende der Regierung des Kaliphen Motaz waren die Zengier, ein in Nubien wohnen-

*) Die Zengier bekannten sich weder zum Mohamedanismus, noch zum Judenthum, oder irgend einer andern bekannten Religion. Ihr Aberglaube, den sie Religion nannten, machte ihnen Rauben und Morden zur Pflicht, und war ganz dazu geeignet, einen grenzenlos frechen, schonungslosen, wilden Räuberhaufen zu bilden.

des Volk in Arabien eingerückt. Sie drangen hierauf bis Bassora und Cufa vor. Ihr Anführer Ali, oder Al-Habib, wie er gewöhnlich genannt wird, gab sich für einen Nachkommen Ali's aus. Von allen Seiten strömten daher die Schiitten zu seinen Fahnen. In kurzer Zeit hatte er ein eben so zahlreiches, als furchtbares Heer auf den Beinen. Al-Habib, der jetzt den Titel eines Fürsten der Zengier annahm, ging über den Tigris, eroberte einen Theil von Arabien und Persien, schlug die Heere der Kaliphen aus dem Felde, und streifte endlich bis selbst vor die Thore von Bagdad. Wo Habib hinkam, gingen Schrecken und Verwüstung seinen Fahnen voran. Er verbrannte eine Menge Städte, ermordete deren Einwohner, und ließ blos in Bassora, nach Eroberung dieser Stadt, zwanzig tausend Bürgern mit kaltem Blute die Köpfe abschlagen. Nach den Berichten arabischer Geschichtschreiber betrugen sich Habib und seine Zengier, wie wüthende, wilde Bestien, an denen man nicht einen einzigen Zug von Menschlichkeit mehr entdeckte. Auch Mowaffek und dessen Feldherren fochten anfänglich nicht mit Glück gegen diese furchtbaren Räuber. Erst nach mehreren Feldzügen und manchem verlornen blutigen Treffen gelang es Mowaffek endlich, in einer entscheidenden Schlacht sie vollkommen zu besiegen, ein schreckliches Blutbad unter ihnen anzurichten, die sehr feste Stadt Mokhtara, die Hauptniederlage ihrer Räubereien, zu erobern, und bald darauf den Habib selbst in seine Gewalt zu bekommen. Mit dem Tode ihres Anführers erlosch nun auch die Sekte, die unter Strömen von Blut, und den schrecklichsten Grausamkeiten sich über vierzehen Jahre gegen die gesammte Macht zweier Kaliphen behauptet hatte. — Nicht mindern Ruhm erwarb sich Mowaffeck auch in dem schweren

Kampfe mit den Soffariden *). Er war es jetzt, der ganz allein das schon so tief gesunkene Ansehen des Kaliphats auf das neue wieder hob. Ueberall erschien und handelte er selbst; und durch schlau eingeleitete Unterhandlungen, und staatskluge Einrichtungen erwarb er sich unstreitig eben so große Ehre, wie durch seine, über Räuber, Sekten, Aufrührer und Soffariden errungenen Siege. Aber das glänzendste seiner Verdienste war unstreitig, daß er die Macht der frechen, den Kaliphen so gefährlich gewordenen türkischen Leibwache endlich zerbrach. Mehrere ihrer vornehmsten und kühnsten Anführer waren, wie der Leser weiß, schon früher gefallen. In den Feldzügen gegen die Zengier hatten die Türken ebenfalls großen Verlust erlitten, und als endlich auch der unternehmende Musa Ebn Boga starb, wußte Mowaffeck diesen Zusammenfluß günstiger Zeitumstände trefflich zu benutzen. Er würde alle Türken vom Hofe und den Armeen fortgeschickt haben, hätte man nicht noch ihres Armes bedurft. Indessen löste er doch gewissermaßen die türkische, ein kleines Heer bildende Leibwache auf, indem er sie in mehrere kleinere Corps zertheilte, diese von einander trennte, und überhaupt solche Einrichtungen traf, daß die Türken, völlig unschädlich gemacht, in Zukunft gleich wahren Sclaven, was sie auch im Grunde waren, den Kaliphen willig gehorchen mußten. — Mowaffek starb vor seinem Bruder, dem Kaliphen. Nach seinem Tode trat an seine Stelle sein, schon zum Thronfolger ernannte Sohn Ahmed Abul Abbas, der, bevor er noch unter dem Namen Al Motad Billah den Thron bestieg,

*) Von diesen wird sogleich, etwas weiter unten nähere Rede seyn.

Araber war; so waren bei ihnen auch Theologie und Jurisprudenz innigst mit einander verschwistert, und beide trübe Gewässer verloren sich in einem und demselben stehenden Sumpf. — In der Mathematik blieben die Araber blos die ewigen Schüler der Griechen, und es ist ein offenbarer Irrthum, wenn man ihnen die Erfindung der Algebra zuschreibt; eine Ehre, die selbst nach dem Zeugniß arabischer Geschichtschreiber den Griechen gebührt *). Nach der Araber theologischen Schriften, ist unstreitig die Anzahl der astronomischen bei weitem die größte. Unter dem beinahe ewig unumwölkten Himmel von Chaldäa stand in den weiten Ebenen dieses Landes bekanntlich die Wiege der Sternkunde. Von den urältesten Zeiten an beobachteten dort die Menschen den Lauf der Gestirne. Nichts natürlicher, als daß die Araber, nachdem sie die Herren des Landes geworden, nun ebenfalls dieselben beobachteten; aber ohne Gläser und Fernröhre, deren Erfindung man weder den Griechen noch Arabern, sondern blos dem christlichen Mittelalter zu danken hat **). Unstreitig hatte das astronomische Studium einen ganz vorzüglichen Reiz für den Araber; aber blos deßwegen, weil Astronomie einem, der ganzen Nation, von dem Kaliphen bis zum letzten Lastträger, eigenen groben Aberglauben dienen sollte. Nur

---

*) Der Erfinder der Algebra war Diophantes aus Alexandrien. Man weiß jedoch die Zeit nicht, in welcher dieser Gelehrte blühete.

**) Baco, ein englischer Mönch aus dem dreizehnten Jahrhundert erfand die ersten Ferngläser. Daß man dieselben in der Folge immer mehr und mehr, und besonders in unsern Zeiten ganz ungemein vervollkommnete, dies benimmt dem Baco nichts an der Ehre der Erfindung.

Astrologie in Verbindung mit Zeichen- und Traumdeuterei war es, was der Astronomie einen Werth gab *), und zugleich den Adepten in dieser Wissenschaft von Seite der Kaliphen reiche Besoldungen, mitunter jedoch auch, wenn ihre Prophezeiungen nicht eintrafen, einige hundert Peitschenhiebe eintrug. Uebrigens wußten die Araber von der Astronomie nichts, was nicht die Griechen ihnen gelehrt hatten, oder ihnen hatten lehren wollen; und troß der mehr als sechszigtausend, in der Bibliothek zu Bagdad aufbewahrten Bände astronomischer Schriften, machten sie doch keine einzige neue Entdeckung und blieben fest, und wie eingewurzelt dastehen, wo vor Jahrhunderten auch schon Ptolomäus mit seinem System gestanden hatte. — Da dem müßigen Araber ein vorherrschender Hang zu spitzfindigen Grübeleien eigen war, so mußte auch speculative Philosophie bei ihnen in ziemlich großem Ansehen stehen; und sicher würden sie es in dem, von den Griechen längst schon getriebenen Spiele mit Worten und Begriffen weit gebracht, wahrscheinlich auch ihre Lehrmeister noch an Spitzfindigkeiten übertroffen haben; hätten den muselmännischen Philosophen nicht die muselmännischen Theologen sich mit aller Macht widersetzt. Diese fanden die Lehren des Korans unverträglich mit den mancherlei Resultaten so genannter philosophischer Forschungen. Sie haßten demnach die Philosophen und

*) Dem Abulfaradsch zu Folge waren es gerade die berühmtesten arabischen Astronomen, welche die Astrologie am heftigsten vertheidigten; und wie sehr sie diesem Wahn ergeben waren, sieht man schon daraus, daß sie ganz ernsthaft behaupteten, daß die sichersten Vorhersagungen weder aus der Venus, noch dem Merkur, sondern aus dem Jupiter und der Sonne müßten hergenommen werden.

deren Philosopheme, und wenn unter irgend einem Kaliphen der Wind ihnen günstig wehete; so erlaubten sie sich auch bisweilen gegen Manchen der Erstern sehr harte, und bald möchte man sagen, ziemlich grausame Verfolgungen. Ob übrigens der in das Arabische übersetzte, mit einem Kafftan bekleidete und einem Turban geschmückte Aristoteles mit seinen zehen Prädicamenten die Araber richtiger und logischer denken gelehrt hatte, oder nicht; dies wollen wir auf sich beruhen lassen; aber gewiß und historisch erwiesen ist es, daß weder die Philosophie der Stoa, noch jene der Academie sie zur Einsicht gebracht, daß ihre Kaliphen größtentheils tolle, alle Menschenwürde mit Füßen tretende Despoten, ihr sogenannter großer Prophet ein Schwärmer und Betrüger, und ihre Gesetzlehrer und Koranserklärer abgeschmackte Phantasten waren. — Nur in der Medicin haben die Araber sich wahrhaft Ehre erworben. Diese war bei ihnen mehr Kunst als Wissenschaft; es war eine, auf Kenntniß der Kräuter und deren heilenden Kräfte gegründete, und vorzüglich durch mündliche Tradition fortgepflanzte Empirik, deren Grenzen, da der tropische Himmel an allen Arten der Produktion ungemein reich, üppig und prachtvoll ist, durch fleißige, dort angestellte Kräutersammlungen immer noch mehr und mehr erweitert wurden. Daß die Menschheit dabei nichts verlor, im Gegentheil nicht wenig dabei gewann, daran kann kein Vernünftiger zweifeln. Aber noch heilsamer für die Erhaltung des menschlichen Lebens hätte der Araber medicinische Empirik werden müssen, als sie mit dem Studium der Botanik auch jenes der Chemie verbanden. Aber leider nahm nur gar zu bald ihr chemisches Studium eine nicht nur falsche, sondern höchst verderbliche Richtung. Statt die Substanzen der verschiedenen Naturreiche

immer sorgfältiger zu zergliedern, selbst in dem, der menschlichen Natur völlig heterogenen Mineralien noch heilende Stoffe aufzusuchen und sie zu scheiden, forschten sie nach dem Steine der Weisen, das heißt, Metall in Gold zu verwandeln, und endlich noch überdies nach dem, die Menschen in ewiger Jugendkraft erhaltenden Lebensbalsam. Zwei Thorheiten, die selbst, wie wir wissen, auch aufgeklärtern Zeiten nicht fremd blieben. Der beste Arzt ist unstreitig die, von ihrem allweisen, gütigen Schöpfer mit allen Gaben, Kräften und Heilmitteln ausgestattete Mutter Erde. Was diese den arabischen Aerzten lehrte, ist größtentheils verloren gegangen; aber deren alchemistische Träume sind, ungefähr in der Periode der Kreuzzüge leider auch in unser christliches Abendland hinüber gewandert, und wie oft hat bis auf den heutigen Tag nicht schon dieser beinahe unheilbare Wahn das ganze Vermögen einer Menge Thoren durch den Kamin des Schmelzofens in die Lüfte fortgeführt? — Uebrigens waren Theologie und Medicin, besonders am Hofe von Bagdad, die bei weitem am meisten begünstigten wissenschaftlichen Zweige. Alle Kaliphen waren hierin einander gleich; die Theologen und Doktoren überschütteten sie mit Wohlthaten, die Erstern, damit sie ihnen, wenn die Erde ihnen nichts mehr zu bieten haben würde, alsogleich alle Thore und Thüre des Paradieses aufschlössen; und die Aerzte, damit sie ihnen, so lange nur immer möglich, das Paradies entbehrlich machen möchten. — — Von Geschichtskunde unter den Arabern kann gar keine Rede seyn. Diese war ihnen eine wahre terra incognita. Alles, was auf der Welt, vor Mohamed, sich zugetragen hatte, war ihnen höchst gleichgültig. Ihre Geschichtbücher verbreiten sich daher, und zwar nur höchst dürftig und armselig, blos über die Zeiten

der Patriarchen, über die Könige von Israel, Chaldäa und Persien; alles recht buntscheckig untereinander gewürfelt; Namen und Zeiten verwirrend, stets nur compendiarisch, ohne alles Interesse und nicht einmal die Neugierde eines Knaben befriedigend. Um sich davon zu überzeugen, darf man nur des Abulfaradsch kurze Geschichte der Dynastien, oder Auszug aus der allgemeinen Weltgeschichte in die Hand nehmen. Erst von dem Augenblick an, als ihr großer Prophet erschienen war, hat die Welt für sie ein historisches Interesse. Aber nun sind jedoch die Araber das einzige, auserwählte Volk Gottes, und nur was sich auf dasselbe bezieht, hat für sie eine gewisse historische Wichtigkeit. Das Kaliphat ist der einzige Mittelpunkt, um den ihre ganze Welt- und Völkergeschichte, und zwar so matt und schleppend, als nur immer möglich, sich herumwindet, und in welcher gewöhnlich die, unter der Regierung jedes Kaliphen lebenden oder gestorbenen Schriftgelehrten und Aerzte, mit ihren sämmtlichen Ellenlangen Vor- und Zunamen, nebst allen sich auf dieselben beziehenden, größtentheils höchst faden Histörchen und Anekdoten, die erste und vorzüglichste Stelle einnehmen. Ueber arabische Dichtkunst haben wir schon im eilften Bande unsere Ansicht ausgesprochen, in so weit nämlich als Mangel an arabischer Sprachkunde uns dieses gestattete. Das Urtheil, das wir damals fällten, und auch jetzt noch fällen, gründet sich jedoch nicht blos auf Uebersetzungen arabischer Gedichte, sondern vorzüglich — wenn es sich so auszudrücken erlaubt ist — auf gewisse Untersuchungen a priori; und nur noch mehr giebt uns nun auch die Geschichte die volle Ueberzeugung, daß unerachtet der, unter einer brennenden Zone, leicht erglühenden Einbildungskraft des Arabers, dennoch dem Leben

seiner Phantasie nie, wie in dem christlichen Mittelalter, jener herrliche Frühling ächt dichterischen Geistes aufblühete, oder vielmehr jemals aufblühen konnte.

18. Wenn der Geist einer Religion nicht blos in dem todten Buchstaben des Dogma und der Disciplin sich kund gibt, sondern vorzüglich auch aus der Verfassung, Verwaltung, Gesetzgebung, kurz aus dem ganzen Charakter des öffentlichen, wie häuslichen Lebens der Völker, die zu eben dieser Religion sich bekennen, anschaulich hervorgeht; so wird die durchaus in blutigen Schriftzügen geschriebene Geschichte des Kaliphats die Leser nun vollkommen von jener, schon an einem andern Orte von uns aufgestellten Behauptung überzeugen, daß nämlich, seit Entstehung der Welt, keinem abgöttischen Wahne je so zahllos viele Menschenopfer bluten mußten, als dem mohamedanischen Götzenthum. Mit gutem Vorbedacht nennen wir den Islamismus, trotz seiner öden, unfruchtbaren, erstarrenden Einheitslehre, ein Götzenthum. Selbst nach dem Ausspruch verschiedener, erleuchteten Kirchenväter besteht ja das Wesen und der Charakter des Götzenthums nicht blos in der Anbetung mehrerer, oder gar vieler Götter, sondern überhaupt in der Verehrung und Anbetung einer falschen Gottheit; und dies ist Mohameds Gott; denn er ist ja nicht der Dreieinige, mithin allein wahre, von dem, aus dem Schoße des ewigen Vaters von Ewigkeit her hervorgegangenen Sohne seinen Menschen verkündete, und bekannt gemachte Gott.

Da die Geschichte des Kaliphats nun immer mehr und mehr in dem widerlichen Detail des Harems, und der Intriguen einer verschnittenen Famulistick sich verliert; so werden wir in der Folge nur

ein allzufriedliebender Prinz war. Er ward von dem Soffariden Jacoub überrascht und überwunden. Als dieser an der Spitze eines Heeres in Chorasan eindrang, sandte Mohamed einen Abgeordneten an ihn, und ließ ihn fragen, mit welchem Recht er in Chorasan eindringe, und ob er allenfalls von dem Kaliphen die Belehnung darüber erhalten habe. Jacoub zog sein Schwert, und sagte: "Dieß ist mein Bestallungsbrief". Er eroberte hierauf Nischaburg, die Hauptstadt von Chorasan, nahm den Mohamed, sammt allen Angehörigen des taherischen Hauses, hundert und zwei an der Zahl gefangen, und führte sie nach Sedschestan. Nach drei oder vierjähriger Gefangenschaft ward Mohamed wieder frei, kam nach Bagdad, erhielt von dem Kaliphen, der ihn sehr wohlwollend aufnahm, eine ansehnliche Pension, und beschloß endlich sein Leben als Privatmann an dem Hofe seines Wohlthäters. Mit Mohamed erlosch die Dynastie der Taheriten (890) nach einer Dauer von 52, oder zu Folge einer andern Zeitberechnung von 62 Jahren.

2. b.) Soffariden. Der Stifter dieser Dynastie war Leith, ein Mann aus der niedersten Volksklasse in Sedschestan. In seiner Jugend ein Kupferschmidt, vertauschte er in reifern Jahren dieses Handwerk gegen das weit einträglichere eines Räubers. Dem Beispiele des Vaters folgten nun zu seiner Zeit dessen drei Söhne Jacoub, Ali und Amru. Das Geschäft ging nun trefflich, besonders ward der älteste der drei Brüder, Jacoub ganz vorzüglich von dem Glücke begünstiget. Auf einem seiner nächtlichen Raubzüge wollte er in die Schatzkammer des Emirs von Sedschestan einbrechen, verirrte sich aber, und brach in das fürstliche Vorrathsgewölbe ein. Nun wollte Jacoubs günstiges Geschick, daß er stol-

perte, über einen Klumpen Salz fiel, und diesen zufällig mit der Zunge kostete. Aber Salz ist bei allen Orientalen, und besonders den Arabern, das Symbol und Unterpfand der Gastfreiheit. Diese wollte der gewissenhafte Räuber nicht verletzen. Ohne Etwas auch nur zu berühren, verließ Jacoub nicht nur alsogleich das Gewölbe, sondern verzichtete auch auf jeden Gedanken an Beute in der fürstlichen Schatzkammer. Ein Zufall entdeckte dem Emir des frommen Räubers gewissenhaftes Betragen. Alle frühere Räubereien Jacoubs waren nun vergessen; er erhielt nicht nur Verzeihung, sondern bald auch das ganze Zutrauen des Emirs, der ihn und dessen Brüder unter seine Truppen aufnahm, und in kurzer Zeit zu den ersten Stellen im Heere beförderte. Bei allen Gelegenheiten gab Jacoub Beweise von Einsicht, Kühnheit und Tapferkeit. Darham, so hieß der Emir, ernannte ihn endlich zum obersten Feldherrn seines Heeres. Dieses machte Jacoub, durch seine Freigebigkeit, sich in kurzer Zeit völlig eigen. Die Herzen aller Soldaten hingen an ihm, und als Darham starb, jagte Jacoub die Söhne des verstorbenen Emirs aus dem Lande, und machte sich zum unumschränkten Herrn von Sedschestan. An der Spitze eines Heeres trieb Jacoub nun sein früheres Räuber-Handwerk im Großen, eroberte Herat auf der Grenze von Chorasan, drang in die persischen Provinzen ein, machte sich Meister von Schiras, der Hauptstadt von Persien, und schlug den, damals in förmlicher Empörung gegen den Kaliphen begriffenen Statthalter von Fars. Hiedurch glaubte er sich bei dem Hofe von Bagdad ein Verdienst erworben zu haben, und bat also den Kaliphen um die Belehnung über die eroberten Provinzen. Er erhielt sie, jedoch nicht über Fars, obgleich der Statthalter dieser Provinz sich dem Kaliphen noch nicht unter-

mals unerhört war — in seinem Heere herrschte stets die strengste Mannszucht.

4. In der Regierung folgte dem Jacoub dessen Bruder Amru. Dieser nahm die vom Kaliphen gemachten Vorschläge an, und ward von demselben mit allen von Jacoub eroberten Ländern belehnt. Aber das zwischen beiden bestehende gute Vernehmen war von kurzer Dauer. Amru zog auf das neue mit einem Heere gegen Bagdad. Mowaffek ging ihm mit der ganzen Macht des Kaliphen entgegen. Es kam sogleich zur Schlacht, welche jedoch nichts entschied. Demungeachtet war Amru zu schleuniger Rückkehr gezwungen. Mohamed, ein Alite, hatte sich indessen zum Kaliphen ausrufen lassen, in Chorasan, wo ohnehin beinahe niemand die Rechte des Hauses Abbas an das Kaliphat anerkannte, zahllose Anhänger gefunden, und ein furchtbares Heer unter seinen Fahnen versammelt. Dieser Aufstand war für den Kaliphen weit gefährlicher, als für Amru; denn hätte dieser sich zur Parthei des Aliten schlagen wollen; so würde derselbe, froh einen so mächtigen Bundesgenossen gefunden zu haben, ihm gewiß sehr gerne die Belehnung über alle Länder, in deren Besitz er war, ebenfalls ertheilt haben. Aber Amru erkannte den Mohamed nicht an, rückte im Gegentheil in Eilmärschen ihm entgegen, schlug ihn in einer entscheidenden Schlacht auf das Haupt, nahm ihn sogar gefangen und schickte ihn in Fesseln dem Kaliphen nach Bagdad. Dieser ausgezeichnete Dienst söhnte den Motamen wieder mit Amru aus, und ruhig beherrschte dieser nun mehrere Jahre die ihm abgetretenen Länder. Wie es scheint, brach zwischen Motamens Nachfolger, dem Al-Motaded, gegen das Ende seiner Regierung, wieder neuer Zwist zwischen ihm und Amru aus. Sich

zu schwach fühlend, mit dem schon so mächtig gewordenen Soffariden förmlich zu brechen, rief der Kaliph ganz in Geheim ein, im Norden Chorasans wohnendes, kriegerisches Volk zu Hülfe. Aufgefodert von Motaded ging nun Ismaël der Samanide, der über Transoxiana und die darin wohnenden, nicht sehr zahlreichen, türkischen oder tartarischen Volksstämme herrschte, und in Bokhera residirte, mit zwölftausend Reitern über den Oxus; so arm, daß sie nur hölzerne Sättel und Steigbügel hatten, aber eben daher desto gieriger nach Beute und Amrus ungeheuern Schätzen. An der Spitze seiner gesammten Macht zog Amru dem Feinde sogleich entgegen. Sein Heer war ungleich zahlreicher, als das feindliche, an Tapferkeit gab es demselben nichts nach, und alle Wahrscheinlichkeit des Sieges war auf seiner Seite. Als beide Heere einander zu Gesicht bekamen, wollte Amru die feindliche Stellung recognosciren; aber plötzlich ward sein Pferd scheu, riß aus, ließ sich von dem Reiter nicht mehr meistern, und führte denselben mitten in das tartarische Lager. Amru ward jetzt umringt und zum Gefangenen gemacht. Als die Chorasaner und Perser sich ihres Anführers beraubt sahen, wurden sie von panischem Schrecken ergriffen. In wilder Flucht lößte ihr ganzes Heer sich auf, und Ismaël hatte nur die leichte Mühe, die nach allen Richtungen fliehenden und nirgends Widerstand leistenden Feinde zu verfolgen und noch völlig zu zerstreuen. Ismaël, weniger bescheiden nach dem Siege, als kühn und tapfer in der Schlacht, begnügte sich jetzt nicht mit Chorasan, sondern foderte und erhielt zur Belohnung seiner geleisteten Dienste die Belehnung mit allen den Soffariden abgenommenen Ländern. Nur ein kleiner Theil von Persien kehrte wieder unter die Herrschaft der Kaliphen zurück. — Zum Zeichen seiner

Ergebenheit schickte Ismaël den Amru dem Kaliphen nach Bagdad, der, obgleich er die, von Motamed dem Amru ertheilte Belehnung bestätigt hatte, ihn dennoch wie einen Gefangenen behandelte, zwar anfänglich dessen Lebens schonte, aber nachher, als er sich selbst dem Tode nahe fühlte, vielleicht in der letzten Stunde seines Lebens, den Befehl gab, ihn zu tödten *). Mit Amru erlosch die Dynastie der

*) Als Beweis der wahrhaft seltenen, und von nicht gewöhnlicher Charakterstärke zeugenden Gleichmüthigkeit dieses Sultans in dem Augenblick des furchtbarsten und unerhörtesten Glückwechsels, mag folgende Anekdote dienen. Als Amru, der vor einer Stunde noch einer der mächtigsten Monarchen Asiens war, durch einen einzigen, und eben daher völlig betäubenden Schlag des Schicksals, sich als einen Gefangenen in einem gemeinen tatarischen oder türkischen Zelt bewacht sah, saß er in Betrachtungen versenkt einige Stunden stumm und sprachlos da. Aber bald legte sich der Sturm wieder in seiner Brust; Ruhe kehrte in seine Seele zurück, und nun fühlte er ein dringendes Bedürfniß nach Speise. Einem der ihn bewachenden Soldaten gab er also den Auftrag, ihm ein Stück Fleisch zuzubereiten. Der Soldat hatte kein anderes Geschirr, als den eisernen Kessel, aus welchem er sein Pferd tränkte. Diesen füllte er mit Wasser, warf ein großes Stück Fleisch hinein, zündete vor dem Eingang des Zeltes Feuer an, und hing über demselben den Kessel an dem Storzen eines, nahe an der Erde abgehauenen Baumes auf. Als das Wasser zu sieden anfing, kam einer von den vielen, im Lager herumlaufenden großen Hunden zufällig herbei, witterte das Fleisch, steckte, um es zu erhaschen, den Kopf in den Kessel, fuhr aber, als er die Gluth des siedenden Wassers schmerzhaft fühlte, eben so schnell wieder zurück, hob durch diese heftige Bewegung den Kessel aus seinem Gehänge, und rannte mit demselben heulend davon. Der Sultan, der dem Eingange des Zeltes gegen über saß, hatte dieß gesehen, und brach nun in ein ganz ungewöhnliches Gelächter aus. Da

Soffariden, ähnlich einem, aus umwölktem Himmel plötzlich hervorbrechenden Meteor, das einen Augenblick einen blendenden Schimmer von sich wirft, und dann eben so schnell auf immer wieder an dem politischen Horizont verschwindet (905).

5. c.) Dynastie der Samaniden. — Der Stammbaum dieser Herrscher-Familie beginnt mit einem Kameltreiber aus Chorasan, Namens Saman, der, weil er sein Geschäft nicht sehr einträglich fand, ein Räuber ward, dieses ehrenvolle Handwerk viele Jahre unter großem Segen trieb, und bei seinem Tode ein zusammen geraubtes, ungemein ansehnliches Vermögen seinem Sohne Assad hinterließ. Dieser trat nicht in die Fußtapfen seines Vaters, begnügte sich mit dem väterlichen Erbe, und gab seinen beiden Söhnen Naser und Ismaël eine treffliche Erziehung. Beide Jünglinge hatten ausgezeichnete Geistesgaben, und besonders stande bei Ismaël ein guter Kopf mit einem nicht minder gutem Herzen in der schönsten, seinen Charakter immer mehr veredelnden Wechselwirkung. Als der Kaliph Al-Ma-

er beinahe gar nicht zu lachen aufhören wollte, glaubte die Wache, sein Unglück habe ihm den Verstand verrückt. Auf wiederholtes ängstliches Fragen sagte endlich Amru: „Habe ich nicht Ursache zu lachen, da „noch diesen Morgen der Oberaufseher über mein Ge- „päcke mir meldete, daß zur Transportirung der zu „meiner Küche und Tafel nöthigen Geräthschaften hun- „dert Kamele nicht mehr hinreichten, und ich doch „jetzt sehe, daß ein einziger Hund meine ganze Küche „an seinem Hals davon trägt". — Ein anderes Stück Fleisch ward nun herbei geholt, in der Eile zubereitet, und von dem Sultan mit demselben Appetit gespeißt, mit welchem er gestern an einer Tafel gespeißt hatte, zu deren Fortschaffung hundert Kamele nicht mehr hinreichen wollten.

nun noch in Chorasan sich aufhielt, wurden beide Brüder demselben bekannt, und da ihre glücklichen Anlagen ihm nicht entgingen, auch frühzeitig zu verschiedenen Aemtern und Ehrenstellen befördert. Aber noch weit höher stiegen Nasser und Ismaël unter der Herrschaft der Taheriden, die ihnen zuletzt sogar erbliche Statthalterschaften in den Ländern jenseits des Oxus ertheilten. Diese Lehnsabhängigkeit hörte jedoch auf, als die Dynastie der Taheriden erlosch, oder vielmehr von jener der Soffariden verschlungen ward; denn da Nasser und Ismaël nur den Taheriden gehuldigt hatten, so glaubten sie sich jetzt jeder Lehnsverbindlichkeit sowohl gegen Chorasan, als das Kaliphat selbst gänzlich entbunden, und von jetzt an herrschten beide Brüder als völlig unabhängige, souveraine Herren, der Eine in Samarkand, der Andere in Bokhara. Bei einem zwischen den Brüdern, durch die Eifersucht des ältesten, entstandenen Krieg gab Ismaël ein seltenes Beispiel von Milde und frommer Bruderliebe *). Bald darauf starb Nasser, und Ismaël war nun Herr des ganzen Landes zwischen dem Oxus und Jaxartes. Nach Besiegung und Gefan-

*) Ohne alle gegründete Ursache war Nasser in die Länder seines Bruders eingefallen. Ismaël ging lange Zeit blos vertheidigungsweise zu Werke, wollte durchaus das Heer des feindlichen Bruders nicht angreifen. Diesem gelang es endlich, ihn zu einer Hauptschlacht zu zwingen, ward jedoch völlig geschlagen, und auf der Flucht von Ismaëls Leuten zum Gefangenen gemacht. Als er seinem Bruder vorgeführt ward, stieg dieser sogleich vom Pferde, begrüßte ihn mit der nämlichen Ehrerbietung, die er ihm bisher als dem ältern Bruder zu erzeigen pflegte, umarmte ihn hierauf mit unverstellter Zärtlichkeit, und schickte ihn ohne Lösegeld, und ohne irgend eine Bedingung ihm zu setzen, wieder in seine Staaten zurück.

gennehmung des Amru, erhielt Ismaël die Länder Chorasan, Fars und Kerman, nebst dem Titel eines Padischa (Selbstherrscher), erkannte jedoch den Kaliphen für seinen Oberherrn *). Er eroberte hierauf noch Tabarstan und Turkestan; und so war nun das Reich der Samaniden eben so mächtig, als einst Persien unter seinen Königen aus dem Hause der Sassaniden. — Ismaël war ein trefflicher Regent, leutselig und gerecht gegen seine Unterthanen, an der Spitze seines Heeres jedem Feinde furchtbar und stets gewissenhaft treu in Erfüllung aller, gegen den Kaliphen übernommenen Verpflichtungen. Die von ihm gegründete Dynastie hatte unter neun Sultanen eine Dauer von mehr als hundert Jahren, und ward erst im Anfange des eilften Jahrhunderts von den Türken zerstört. — Unter Nasser ben Ahmed, dem dritten Sultan dieser Dynastie, entstand der erste muselmännische religiöse Orden der Derwische.

6. d) Dynastie der Tholouniden. — Ereignisse, die einen Sclaven oder Räuber plötzlich auf irgend einen Thron erheben, waren und sind auch jetzt noch in den Annalen des Orients nichts weniger als etwas sehr seltenes. Auch die Familie Tholouns schwang sich aus dem Sclavenstande zur Herrschaft beinahe über den größten Theil von ganz Westasien empor. Tholoun war einer von des Kaliphen Mamun begünstigsten Sclaven in der türkischen Leibwache. Schon durch die Auszeichnung, welche ihm von Seite des Kaliphen ward, stand

*) Der That nach war aber Ismaël vielmehr der Schutzherr des Kaliphen; denn wir finden ihn bald darauf nicht sehr ferne von Bagdad, wohin er mit einem Heere dem Kaliphen zu Hülfe geeilet war.

er bei eben dieser Garde in ungemein großem Ansehen. Aber nun suchte Tholoun auch die Herzen der türkischen Soldaten an sich zu fesseln, und dies gelang ihm so trefflich, daß er deren Liebe und Anhänglichkeit sogar seinem Sohne Ahmed Ebn Tholoun gleichsam als ein väterliches Erbe hinterlassen konnte. Wirklich erhielt auch Ahmed, als er kaum das dreißigste Jahr erreicht hatte, unter dem Kaliphen Al-Motaz, blos durch den damals beinahe schon gebietend gewordenen Einfluß der Türken, die wichtige und einträgliche Statthalterschaft von Aegypten. Gleich allen Statthaltern ordnete man auch ihm einen Generaleinnehmer an die Seite. Dieser war nach dem Statthalter die erste obrigkeitliche Person, führte über die Verwaltung des Erstern eine Art von Controlle und hing ganz allein von dem Kaliphen ab. Dem herrschsüchtigen Ahmed war dieser Wächter natürlicher Weise sehr zur Last; er schickte ihn demnach wieder nach Bagdad, und besetzte die wichtige Stelle eines Generaleinnehmers mit einer von seinen, ihm völlig ergebenen Creaturen. Sobald Ahmed ein hinreichendes und wohl geübtes Heer beisammen hatte, empörte er sich förmlich gegen den Kaliphen, und verbot in allen Moscheen Aegyptens des Namens desselben in dem öffentlichen Gebete zu erwähnen. Mit seinem Heere brach er jetzt sogleich in Syrien ein, nahm des Kaliphen Statthalter von Syrien in Antiochien gefangen, ließ ihm den Kopf abschlagen, rückte vor Damaskus und Aleppo, die ihm freiwillig ihre Thore öffneten, eroberte hierauf alle Städte an der östlichen Seite des Euphrats, vereinigte Syrien mit Aegypten und warf sich zum unbeschränkten Beherrscher über beide Reiche auf. Diesen mächtigen und glücklichen Usurpator vermochte nun der, von Zengiern und Soffariden damals gleich hart be-

drängte Kaliph Motamed, oder vielmehr dessen Bruder Mowaffeck mit keinen andern Waffen zu bekämpfen, als daß er ihn in den Moscheen von Bagdad und Mekka verfluchen ließ; ein leeres Ceremonienspiel, das, wie es sich leicht denken läßt, nun von jenem auf vollkommen ähnliche Weise in allen Moscheen Syriens und Aegyptens erwiedert ward. Indessen befestigte Ahmed immer mehr seinen neu errichteten Thron. Zweimal eroberte er Barka, das sich empört hatte, bald darauf auch die ungemein feste und wichtige Stadt Racca, und sein Reich erstreckte sich nun von den Ufern des Euphrats bis an die Grenzen von Nubien und Aethiopien. Er herrschte mit vieler Weisheit. Unter ihm blüheten Griechenlands Sprache und Genie in Alexandrien wieder auf. Aus allen Ländern strömten Fremde herbei; Künstler und Gelehrte empfanden die Wirkungen seiner Freigebigkeit; Aegyptens Handel und Schifffahrt erhielten einen neuen, seit vielen Jahren nicht mehr gekannten Aufschwung, und die sämmtlichen Einkünfte seines Reiches beliefen sich jährlich auf dreihundert Millionen Dinars. Alle Geschichtschreiber vereinigen sich in dem Lobe der Großmuth und Freigebigkeit dieses Sultans, besonders seiner, sich nie ermüdenden Sorgfalt für alle Armen und Nothleidenden in seinem Reiche. Jeden Monat wurden dreimalhunderttausend Dinars blos zu Almosen verwendet; und da Ahmed täglich tausend Dinars für seine Tafel brauchte; so ließ er auch jeden Tag dieselbe Summe unter dürftige, aber in gutem Rufe stehende Geistlichen austheilen und zwar ohne Rücksicht auf den Glauben, zu dem sie sich bekannten, oder die Kirche, der sie angehörten. Ahmed würde das Muster eines trefflichen Regenten gewesen seyn, hätte nicht die bisweilen an Grausamkeit grenzende Strenge seiner Gerechtigkeit seinen

Ruhm in etwas befleckt. Furchtbar jedem Verbrecher, fand keiner derselben jemals Gnade vor seinen Augen, und man behauptet, daß er während seiner Regierung achtzehntausend Menschen theils hinrichten, theils in Gefängnissen den Hungertod sterben ließ. Al-Makin erzählt, daß, als Ahmed sich dem Tode nahe fühlte, er die Hände gegen den Himmel ausstreckte und ausrief: **Gott erbarme dich des Sünders, der hier auf Erden die Grenzen seiner Macht nicht kannte, und sey ihm gnädig in der Stunde seines Todes!** — Trotz seiner verschwenderischen Freigebigkeit und des ungeheuern Aufwands für seine Hofhaltung, wie auch eines zahlreichen, stehenden, stets richtig besoldeten Heeres, fand man nach Ahmeds Tod dennoch zehen Millionen baaren Geldes in dem Schatze. Von den siebenzehen Söhnen, die er hinterließ, folgte ihm **Koumaroujah** in der Herrschaft.

7. Den Antritt seiner Regierung bezeichnete Koumaroujah mit dem Blute seines Bruders Abbas. Schon der Vater hatte denselben in das Gefängniß legen lassen, und auf den Rath des verrätherischen Abu Abdallah, Statthalters von Palästina, ließ Koumaroujah ihn hinrichten. Aber bald bereuete der Sultan den begangenen Brudermord. Sein ganzer Unwille traf nun den boshaften Rathgeber. Aber diesem entging es nicht, daß, so oft er sich seinem Gebieter nähere, dessen Auge stets zürnend und drohend auf ihm ruhe. Abu Abdallah verließ also eiligst den Hof, und begab sich in seine Statthalterschaft nach Palästina. Hier von der Residenz des Sultans entfernt, knüpfte er einen geheimen Briefwechsel mit dem Kaliphen in Bagdad an, schilderte ihm den Koumaroujah als einen unerfahrenen,

blos seinen Lüsten ergebenen Prinzen und lud ihn ein, diesen Augenblick zu benutzen, um den Tholouniden wieder alle ihre Eroberungen zu entreissen. Motamed, oder vielmehr Mowaffeck folgte diesem Rathe, und brach in Begleitung seines Sohnes, des nachherigen Kaliphen Motaded mit einem zahlreichen Heer in Syrien ein. Mowaffeck und sein Sohn fochten anfänglich mit vielem Erfolge, besonders da durch die Umtriebe des Abu Abdallah nun auch die Städte Damaskus, Aleppo und Emesa sich empörten. Mehrere Feldherren des Koumaroujah wurden geschlagen; nur einem derselben, nämlich dem Salah, Statthalter von einem Theile Syriens, gelang es, einige Vortheile über die Feinde zu gewinnen. Aber diese errungenen Vortheile machten den Salah so schwindelnd, daß er nun ebenfalls die Fahne des Aufruhrs erhob, und sich zum Herrn von Syrien aufwarf. Jetzt eilte Koumaroujah selbst an der Spitze eines auserlesenen Heeres dem Aufrührer entgegen, schlug ihn in einer entscheidenden Schlacht und tödtete ihn mit eigner Hand. Mit demselben Glücke griff er bald darauf auch das Heer des Kaliphen unter Motadeds Anführung an, schlug es auf das Haupt, und verfolgte die Fliehenden sogar bis in das Herz von Irac. Dieser glänzende Sieg stellte Koumaroujah's beinahe schon völlig gesunkenes Ansehen wieder her, befestigte auf das neue die bisher nur zu sehr schwankende Treue seiner Statthalter, und erleichterte die Abschließung eines Friedensvertrages mit dem Kaliphen. Ahmeds Sohne ward der ruhige Besitz aller von seinem Vater eroberten Länder auf dreisig Jahre zugesichert, wofür nun aber auch Koumaroujah erlaubte, daß man in allen Moscheen seines Reiches jeden Freitag für den Kaliphen und dessen Bruder ungestört beten durfte. Um den jetzt zwischen ihm und

dem Kaliphen bestehenden freundlichen Verhältnissen eine desto längere und festere Dauer zu geben, hatte Koumaroujah nun keinen sehnlichern Wunsch, als das Haus der Tholouniden durch ein enges Familienband mit jenem der Abassiden zu vereinigen. Er hatte eine, durch ungemeine Wohlgestalt ausgezeichnete Tochter, Namens Cotrelnada, und da bald nach geschlossenem Frieden Motamed gestorben war, und Al-Motaded den Thron bestiegen hatte, so wünschte jetzt Koumaroujah seine schöne Tochter mit Ali, dem Sohne des Motaded und dessen vermuthlichem Thronerben zu vermählen. Zu diesem Ende schickte er eine feierliche Gesandtschaft mit einer Menge der prächtigsten Geschenke nach Bagdad. Aber wie angenehm überrascht wurden nicht die Gesandten, als der Kaliph, der von der bezaubernden Schönheit der Prinzessin schon vieles gehört hatte, sie jetzt selbst zu seiner Gemahlin begehrte. Der Heirathscontract war demnach bald geschlossen, und der über diese Verbindung ungemein erfreute Koumaroujah machte sich verbindlich, nebst dem ungeheuern Brautschatz, den er seiner Tochter mitgab, seinem Schwiegersohne noch jedes Jahr zweimal hundert tausend Goldstücke zu schicken. Cotrelnada trat nun unverzüglich die Reise nach Bagdad an. Diese war ein ununterbrochener Triumphzug, und der Aufwand, den Koumaroujah dabei machte, entsprach vollkommen der, wie es scheint, allen Tholouniden eigenen Prachtliebe und Verschwendungssucht *). Der Kaliph ging mit seinem ganzen

*) Man sagt sogar, der Kaliph habe hauptsächlich deswegen zu dieser Verbindung seine Einwilligung gegeben, weil er hoffte, durch den ungeheuern Aufwand, welchen, wie es vorauszusehen war, Koumaroujah bei dieser Gelegenheit machen würde, dessen Schatz völlig zu erschöpfen.

Hof seiner neuen Gemahlin bis vor die Thore von Bagdad entgegen, empfing sie mit aller Galanterie, der nur immer ein Kaliph fähig seyn kann, und führte sie unter dem Jübel und Glückwünschungen der Einwohner von Bagdad in seinen Palast. — Der Freude über das vermeintliche Glück seiner Tochter genoß Koumaroujah nicht lange. Einige seiner Frauen unterhielten mit Sklaven des Palastes ein geheimes Liebesverständniß. Koumaroujah erfuhr es, und um der verdienten Strafe zu entgehen, ermordeten die schändlichen Weiber mit Hilfe ihrer Buhlen den Sultan des Nachts in seinem Bette. Die Mörder wurden zwar sogleich ergriffen und lebendig verbrannt; aber Koumaroujah's Tod, in Verbindung mit dem Gedanken an eine jetzt eintretende minderjährige Regierung, verbreitete Schrecken und Bestürzung über ganz Syrien und Aegypten *).

*) Was die morgenländischen Geschichtschreiber von Koumaroujahs Reichthümern, und der an seinem Hofe herrschenden Pracht berichten, gleicht eher einem arabischen Feenmärchen, als einer ernsthaften Erzählung. In dem zweiten Band von Hr. Desguignes **Histoire des Huns. etc.** findet man ein, bald möchte man sagen, mit romantischem Zauber blendendes Gemälde von Koumaroujah's mehr als prachtvollen, nicht von Menschenhänden errichteten, sondern von irgend einer Feenkönigin hervorgezauberten Palästen. Wenn diese aber wirklich existirten; so können sie uns doch wahrhaftig keine sehr hohe Begriffe von dem Geschmack der Orientalen geben, so wohl in Ansehung ihrer Architektur, als auch ihrer Gartenanlagen, wo z. B. die Blumen, in Form arabischer Buchstaben, nebst ihrem süßen Duft dem darin Lustwandelnden auch ganze Sprüche aus dem Koran entgegen hauchten. An Pracht und maßlosem Kostenaufwand übertrafen Koumarouhjah's Gebäude bei weitem noch die ehema-

8. Die versammelten Emirs wählten Dgisch, einen Sohn Koumaroujah's, zum Sultan. Der Erhebung desselben widersetzte sich eine Parthei, die durchaus einen Onkel des Dgisch zu ihrem Herrscher verlangte. Aber diese Parthei war bei weitem die schwächere, und als man ihr den abgeschlagenen Kopf jenes Onkels entgegen schleuderte, zerstreute sie sich sogleich wieder von selbst. Dgist begab sich nun von Damaskus nach Mesre, der Hauptstadt Aegyptens, konnte jedoch dadurch seinem Schicksal nicht entgehen. Thoudge, Statthalter von Damaskus, empörte sich gegen denselben. Unter der türkischen Miliz entstand ein Tumult. Dgisch ward nebst seiner Mutter ermordet, Mesre zur Hälfte verbrannt und der zehnjährige Haroun, ebenfalls ein Sohn Koumaroujah's auf den Thron erhoben. Der Kaliph bestätigte dem Haroun den Besitz aller Länder seines Vaters, jedoch unter der Bedingung eines jährlichen Tributs von einer Million und dreimal hundert tausend Goldstücken, welche auch Haroun, oder vielmehr dessen Räthe zu zahlen versprachen. Aber dieses eingegangenen Vergleiches ungeachtet, machte bald darauf Moctase, Motadeds Nachfolger, einen neuen Versuch, den Tholouniden alle ihre Eroberungen wieder zu entreißen. Ein Heer, unter der Anführung Mohameds, eines der besten Feldherren des Kaliphen, drang durch Palästina vor, während eine zahlreiche arabische Flotte, befehligt von einem Griechen, Namens Damianes nach den Küsten von Aegypten steuerte. Obgleich von zwei Seiten angegriffen, that Harouns Heer

---

ligen, sogenannten sieben Wunder der Welt, aber bei allem dem würde höchst wahrscheinlich ihr Anblick einem Griechen aus dem Zeitalter des Pericles blos ein sehr zweideutiges Lächeln entlockt haben.

doch ungemein tapfern Widerstand, und unverrichteter Dinge und nur mit desto größerer Schmach bedeckt, würde Mohamed mit seinem Heere nach Bagdad zurückgekehrt, und Damianes mit seiner Flotte in die Häfen des arabischen Meerbusens wieder eingelaufen seyn, hätte nicht ein verrätherischer, nach Harouns Krone strebender Tholounide den jungen Sultan meuchelmörderisch getödtet. Aber der Verräther genoß nicht die Früchte seines Frevels. Das ganze Heer verabscheute den Mörder und erkannte ihn nicht für seinen Herrn. Anarchische Verwirrung und Gesetzlosigkeit traten nun an die Stelle bisheriger Ordnung. Unter dem Tumult wilder und roher Leidenschaften hatte Niemand mehr Sinn für das Gesammtwohl des Reiches; jeder sorgte nur, so gut als der Augenblick es ihm erlaubte, für sein eigenes Interesse. Diesen Augenblick allgemeiner Zerstörung wußte Mohamed, des Kaliphen Feldherr, trefflich zu benutzen. Mit jedem einzeln Emir ließ er sich in Unterhandlungen ein, und jeder eilte jetzt, durch zuvorkommende Bereitwilligkeit so viele Vortheile, als nur möglich für sich selbst zu erhaschen. Die Folge davon war, daß das unlängst noch so kampflustige und entschlossene Heer des ermordeten Harouns sich von selbst auflößte, alle Städte in Syrien und Aegypten ihre Thore den Truppen des Moctase öffneten, und die Völker beider Reiche wieder unter die Botmäßigkeit des Kaliphen von Bagdad zurückkehrten. Sämmtliche Glieder des Hauses Tholoun, zehen an der Zahl und unter diesen auch Siban, Harouns Mörder, wurden gefangen nach Bagdad geführt. Allen zehen Prinzen ließ Moctase die Köpfe abschlagen, und mit ihrem Tode erlosch die mächtige Dynastie der Tholouniden, nachdem sie etwas mehr als vierzig Jahre über einen kleinen Theil von Afrika, ganz Aegypten, Syrien und Pa-

lästina geherrscht hatte. (905). Damit die, in der Hand eines einzigen Statthalters vereinte Macht von ganz Aegypten dem Kaliphate nicht mehr gefährlich werden könnte, theilte es der Kaliph Moctaf in mehrere Statthalterschaften, welche von eben so vielen, von einander völlig unabhängigen Emirs sollten verwaltet werden. Diese Maßregel zeuget, wo nicht gerade von sehr tiefer Staatsklugheit, doch wenigstens von gewöhnlichem gesunden Menschenverstand, der jedoch jetzt lange nicht mehr hinreichte, dem völlig entnervten Kaliphate wieder die ihm fehlende, stärkende Nahrung zu verschaffen. Seine äußern Theile vermochte der dahin siegende Körper nicht mehr zu beleben; sie waren jetzt schon so gut wie völlig von ihm getrennt; und so erhoben sich nun schon nach wenigen Jahren auch wieder in Aegypten, das, um das Geheimniß der Fülle seiner innern Kräfte zu enträthseln, stets nur eines kräftigen Beherrschers bedurfte, neue Dynastien, die es auf immer von dem Kaliphate losrissen, bis endlich, als dieses in Bagdad völlig erloschen war, die Fatemiten ein neues Kaliphat in Cairo errichteten; womit wir jedoch, um uns nicht dem Vorwurf eines allzugroßen Vorgriffes in der Geschichte auszusetzen, unsere Leser erst in der folgenden Periode beschäftigen werden.

X.

1. Spanische Geschichte*). — Auch in dieser Periode fahren die Könige des christlichen

*) Quellen und Hülfsschriften sind: Roderich von Toledo; Lucas Tudensis; die Chronik des Königes Alphons; jene des Mönchen Silos in Espanna sagrada

Spaniens fort, die Grenzen ihres, nun bald nicht mehr blos zwischen Asturiens und Galliciens Gebirgen eingeschlossenen Reiches immer mehr zu erweitern; und noch weit bedeutender würden schon in diesem Zeitraum ihre Eroberungen gewesen seyn, hätten nicht so oft Verschwörungen und Empörungen im eigenen Lande den Lauf ihrer gegen die Araber stets siegreichen Waffen gehemmt. Acht hundert Jahre wurden erfordert, um die Sarazenen wieder völlig aus Spanien zu vertreiben. Aber offenbar

---

bei Florez, des Don Pedro Salazar **Monarquia de Espanna**; Mariana; Ferreras; auch Guthries; und Gray's allgemeine Weltgeschichte. Für jeden, der sich mit diesen hier angeführten Schriften beschäftigen will, möchte es rathsam seyn, auch die historisch-kritischen Schriften gelehrter Spanier, wie z. B. des Marquis von Mondejar **Advertencias**, oder des Antonio **Censura de Historias fabulosas etc.** mit zur Hand zu nehmen. Man muß sich wundern, daß der französische Uebersetzer des Ferreras dieselben gar nicht, und die allgemeine Weltgeschichte nur selten zu benutzen für gut gefunden haben. — Ueber das sarazenische Spanien sind die vorzüglichsten Quellen und Hülfsschriften. Mogrebit und besonders Novairi **hist. Omiyahd. qui in Hisp. regn.** ferner Schlosser, und die allgem. Weltgeschichte; dann auch **Cardonne** in seiner, leider immer nur einer sehr großen Berichtigung bedürftigen **Hist. de l'Afrique et de l'Espagne**, und endlich **James Murphy History of the Mahometan Empire in Spain.** Dieses Werk kann als eine Quellenschrift betrachtet werden, indem es, wie der Verfasser selbst in seiner Vorrede sagt, größtentheils eine Uebersetzung arabischer Geschichtschreiber ist. Was Murphy aus seinem Eigenen hinzufügte, ist gerade nicht immer das beste; aber doch bisweilen auch wieder eben so belehrend, als unterhaltend. Was den Werth und die Zuverlässigkeit der arabischen Geschichtschreiber betrifft; so haben wir unsern Lesern schon an einem andern Ort unsere Ansichten mitgetheilt.

war es blos die unselige, auch in Spanien lange Zeit eingeführte Erbtheilung des Landes in mehrere kleine Königreiche, und die dadurch unaufhörlich veranlaßten inneren Kriege, welche Spaniens gänzliche Befreiung von dem eingedrungenen Sarazenenvolke um mehrere Jahrhunderte verzögerten. — Aber noch merkwürdiger ist es, daß dieselben syrischen und afrikanischen Araber, welche unter Musa's Anführung, schon nach zwei Feldzügen, die gesammte, vereinte westgothische Nation überwunden und unterjocht hatten, nun gleich darauf den schwachen, in in die cantabrischen Gebirge geflüchteten Trümmern eben dieser Nation nicht mehr zu widerstehen vermögen, deren Streben, ihre Grenzen immer weiter auszudehnen, sich fruchtlos widersetzen, und endlich gar, von dem spanischen Boden gänzlich vertrieben, über das Meer auf die afrikanischen Küsten wieder zurückgeworfen werden. Zwar trugen des Grafen Julians Verrätherei, und die Faktion der, die spanische Krone in Anspruch nehmenden Familie des Witiza zur schnellen Eroberung des Landes durch die Sarazenen nicht wenig bei. Aber als die Ramiros, die Aliphonse und deren Nachfolger den Sarazenen eine Stadt nach der andern, eine Provinz nach der andern entrissen, war das noch in enge Grenzen eingeschlossene christliche Spanien ebenfalls schon wieder in mehrere kleine, mit einander in unaufhörlicher Fehde begriffene, und nicht selten sogar, im Bunde mit den Sarazenen, und mit afrikanischen Hülfstruppen sich gegenseitig bekämpfende Königreiche zerspalten. Es ist gewiß eine nicht wenig merkwürdige historische Erscheinung, wenn eine Handvoll Christen, die schwachen Ueberreste eines völlig überwundenen und unterjochten Volkes, nun plötzlich die zahlreichsten Heere seiner stolzen Ueberwinder wie den Sand am Meere zerstiebt, nach einigen Jahren schon

wieder kühn aus seinen Gebirgen hervortritt, und obgleich blos noch auf seine eigenen schwachen Kräfte beschränkt; und nicht selten in sich selbst getheilt, dennoch die, das ganze damals so volkreiche Spanien beherrschenden Sarazenen, denen noch überdieß ihre afrikanischen Brüder oft zu hundert Tausenden über die See her zu Hülfe eilten, immer weiter zurückdrängte, ihre festesten Burgen erstürmte und zerbrach, und von Sieg zu Sieg, von Eroberung zu Eroberung fortschreitend, Spaniens Boden endlich auf immer von Mohameds Schülern befreite *). Auf

*) Es ist sonderbar, daß man die vielen Siege der Christen, und zwar gerade die glänzendsten Siege derselben vorzüglich blos deßwegen in Zweifel zieht, weil die arabischen Geschichtschreiber ihrer nicht erwähnen, oder sogar nicht selten auf die Rechnung ihrer eigenen Landsleute setzen. — Wenn durch die, allen Völkern eigene Nationaleitelkeit, bisweilen jede der beiden mit einander Krieg führenden Nationen den Gewinn einer und derselben Schlacht sich zuschreibt; so darf man, um zu entscheiden, nur auf die Folgen des von beiden Theilen in Anspruch genommenen Sieges den Blick werfen. Sind jedoch davon keine Spuren mehr zu finden; dann muß freilich die Sache unentschieden bleiben. Wenn aber die, auf einen ganz kleinen Flächenraum zusammengedrängten Reste der westgothischen Nation beinahe mit jedem Jahrzehend vorrücken, bald diese, bald jene Stadt, Burg oder gar Provinz in Besitz nehmen, frühzeitig sogar mehrere über halb Spanien sich verbreitende kleine Königreiche errichten, und endlich Meister des ganzen spanischen Reiches werden; so müssen doch wahrhaftig, da ja die Araber ihre blühenden und reichen Städte nicht freiwillig abgetreten haben werden, auch alle von den Geschichtschreibern der Nation aufgezählten und, wie die Folge es bewies, stets sehr glänzenden und entscheidenden Siege auf der Seite der Christen gewesen seyn. Wäre es anders; so würde es gar nicht zu begreifen seyn, wie die Siege der Sarazenen für sie immer nur sehr bedeutenden Länderverlust hätten zur Folge haben können.

gewöhnlichem materiellen Wege, nämlich durch Vergleichung der, beiden Theilen zu Gebote stehenden materiellen Mittel und Streitkräfte, so wie überhaupt auch aller ihrer übrigen äußern Verhältnisse, möchte diese seltsame Erscheinung schwerlich zu erklären seyn. — Nach dem einstimmigen Zeugniß aller alten und neuern Geschichtschreiber Spaniens, war es blos die, das kleine spanische Christenhäuflein sichtbar schirmende und schützende Hand der Allmacht, welche alle feindliche Heere zerstäubte. Der Herr der Heerscharen sandte gewöhnlich seine Schrecken dem schwachen Christenheer voran, und nicht dieses, sondern jene waren es, welche die zahllosen, gleich schwarzen Gewitterwolken heranziehenden Sarazenenhaufen in wenigen Augenblicken zerstreuten; und als endlich das christliche Spanien schon in stolzer Sicherheit sich zu wiegen anfing, und in mehrere kleine Reiche sich zerspaltete, sandte Gott ebenfalls unter die Sarazenen den Geist der Zwietracht, und indem dieser nun einen schwachen Ommajaden von dem Throne von Cordova stürzte, und das arabische Reich in Spanien in mehrere mindermächtige Königreiche zersplitterte, gab Gott eben dadurch die nun vereinzelten geschwächten mohamedanischen Staaten in die Hände der Christen. — Wohl wissen wir, daß die Aufklärung des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, und eine jetzt größtentheils vorherrschende Philosophie jedes unmittelbare Eingreifen der Vorsehung in das Schicksal einzelner Menschen oder ganzer Völker, wie überhaupt alle Wunder, in das Gebiet der Träume oder gar des frommen Betrugs hinüber weist. Aber was vermag gegen das übereinstimmende Zeugniß der Geschichte, wo selbst dann, wenn diese schweiget, sogar die Steine sprechen, das bodenlose, auf willkührlichen Prämissen beruhende Raisonnement einer

Philosophie, und zwar einer Philosophie obiter libata, das heißt, einer oberflächlichen, seichten, blos stolzen, weil jedem Lichte der Religion und Offenbarung alle Zugänge hermetisch schließenden Philosophie? Bloses Raisonnement vermag nichts, wo Thatsachen laut und vernehmlich sprechen; und auf geschichtlichem Boden mit festem Fuße fortwandelnd, bleibt auch hier wieder ein gläubiger Blick in die Fügungen der unerforschlichen Rathschlüsse Gottes der einzige wahre, die beiden um Spaniens Besitz kämpfenden Völker, nach ihrem innern Werth, wie nach allen ihren übrigen Verhältnissen richtig vergleichende historische Standpunkt.

2. Nach einer zwei und fünfzigjährigen Regierung starb, wie man sich erinnern wird, König Alphons der Keusche, in dem Jahre 844 *). Kurz vor seinem Tode hatte er den Don Ramiro, Sohn des edeln Varamundus, zu seinem Nachfolger erklärt, und von den versammelten Ständen ihm huldigen lassen. Als Alphons starb, war unglücklicher Weise Ramiro abwesend. Er befand sich in der Landschaft Alava in Biscayen, als er die Nachricht von dem Tode des Königes, und zugleich auch von einer förmlichen, in Gallicien ausgebrochenen Empörung erhielt. Der spanische Adel hatte nämlich nicht vergessen, daß das ehemalige westgothische Reich ein Wahlreich war. Ihm mißfiel daher das Streben der Nachfolger des Pelajo, die Krone in ihrem Hause erblich zu machen; und als jetzt ein gewisser Graf Nepotian, einer der angesehensten Großen, auftrat, sich der Thronbesteigung des Don Ramiro widersetzte, und auf eine gesetzliche Wahl sich berief,

*) Man sehe den 11. Band d. Forts. d. G. d. R. J. Abschnitt 8. §. 13.

fand er augenblicklich eine Menge Anhänger, von denen er nun selbst gleich in den ersten Tagen förmlich zum Könige erwählt ward. Don Ramiro ging nach Lugo, versammelte dort in der Eile eine kleine Anzahl treuer Vasallen, und rückte dann seinem Gegner entgegen. An den Grenzen Asturiens und Biscayas stießen beide Heere auf einander. Jenes des Nepotians war zwar dem des Don Ramiro weit überlegen; aber bald sollte der aufrührerische Graf erfahren, daß das, was an numerischer Streitkraft dem Heere seines königlichen Gegners fehlte, durch dessen Gegenwart und die Gerechtigkeit seiner Sache zehnfach ersetzt ward; denn sobald Nepotians Soldaten ihren rechtmäßigen König und dessen bisher stets siegreiches königliches Panier erblickten, verließen sie schaarenweise ihre Fahnen, und gingen zu Don Ramiro über. Durch schleunige Flucht hätte Nepotian sich retten können; aber die beiden Grafen Scipio und Sona, vor einigen Tagen noch Nepotians eifrigste Anhänger, waren jetzt, als sie sahen, daß alles verloren war, blos darauf bedacht, was ihre eigene Selbsterhaltung ihnen gebot. Um also von Don Ramiro desto leichter Gnade und Verzeihung zu erhalten, bemächtigten sie sich der Person des Nepotians, und führten ihn gebunden vor den König. Der des Hochverraths schuldige, und mit den Waffen in der Hand gegen seinen König ergriffene Nepotian ward zum Tode verurtheilt, aber von Don Ramir begnadiget, der ihn jedoch, um für die Zukunft ihn unschädlich zu machen, beider Augen berauben, und für den Rest seiner Tage ihm ein, in den Bergen Asturiens gelegenes Kloster zu seinem Aufenthalt anweisen ließ.

3. In den beiden ersten Jahren seiner Regierung beschäftigte sich Don Ramir ausschließlich blos

mit der innern Verwaltung und bessern Einrichtung seines kleinen Reiches. Ganz besonders ließ er sich die Ausrottung der zahllosen Räuberbanden, und des eben so zahlreichen Gesindels von Zaubern und Wahrsagern, wovon das Land überschwemmt war, angelegen seyn; und seine Unterthanen von diesen beiden Landplagen auf immer befreit zu haben, gehört gewiß nicht zu den geringsten Verdiensten dieses Monarchen. — Auch die Normänner, damals der Schrekken aller südlichen und westlichen Küstenländer von Europa, machten unter seiner Regierung Spanien ihren Besuch. Zuerst erschienen sie auf der Höhe von Gijon, fanden aber da keinen bequemen Landungsplatz, steuerten daher längs der Küste weiter westwärts, und stiegen bei Corogna, der nördlichen Spitze von Gallicien an das Land. Wie in Frankreich glaubten sie auch in Spanien gewonnenes Spiel zu haben. Aber kaum hatten sie gelandet, und zu plündern und zu rauben angefangen, als schon zahlreiche Schaaren gallizischer Truppen herbeieilten, in einem hitzigen Gefechte den größten Theil der Normänner niederhieben, und die übrigen, weil man ihnen den Rückweg zu ihren Schiffen abgeschnitten hatte, gefangen nahmen. Auch ein großer Theil ihrer nahe am Strande vor Anker liegenden Fahrzeuge fiel den Spaniern in die Hände und ward verbrannt. Nur die Hälfte der Schiffe, sammt den wenigen, zu ihrer Bewachung von den Normännern bei ihrer Landung darin zurückgelassenen Leuten entrannen den Siegern, und kehrten mit leeren Händen und trauriger Botschaft wieder nach Hause. Diese Niederlage benahm auf lange Zeit den Normännern die Lust zu ähnlichen Versuchen. Mehrere Jahre hindurch erschienen ihre Flotten nicht mehr in den biscayischen und gallicischen Gewässern; und so lange Don Ramir regierte, wurden Spa-

niens nördliche Küsten von den Räubern nicht mehr beunruhiget. Aber dafür suchten die Normänner sich auf den Küsten des sarazenischen Spaniens zu entschädigen. Zwar wurden sie auch hier bisweilen von den Truppen des Kaliphen geschlagen, und auf ihre Schiffe wieder zurückgejagt; fanden jedoch gewöhnlich bald wieder in andern nicht minder blühenden sarazenischen Seestädten desto größere und reichere Beute. Im ganzen genommen waren die Vortheile auf Seite der Normänner, daher sie auch von jetzt an jedes Jahr ihre Besuche bei den Sarazenen erneuerten.

4. Aber diese öfteren Einfälle der Normänner wurden nun auch die Veranlassung zu einem blutigen Kriege zwischen Don Ramiro und dem Kaliphen von Cordova. Dieser glaubte nämlich, der christliche König stehe mit jenen Barbaren des Nordens in geheimem Einverständniß, und die von ihnen in seinen Seeprovinzen angerichteten Verwüstungen seyen blos Don Ramiros Werk. Abd-er-Rhaman II. damaliger Kaliph von Cordova, schickte also eine Gesandtschaft nach Oviedo, und verlangte die Ablieferung des, dem Könige Mauregat auferlegten Tributs von fünfzig edeln und fünfzig bürgerlichen Jungfrauen *). Dieser schmähliche, den Präcepten

*) Der Fortſ. B. 11. Abſch. 8. §. 9. — Diesem Tribut wird zwar von verschiedenen spanischen Geschichtschreiber, als nie auferlegt, widersprochen. Nach dem Gemälde jedoch zu urtheilen, welches Geschichtschreiber von dem Charakter des Königs Mauregat entwerfen, muß man doch wenigstens glauben, daß er wirklich fähig war, in einem Augenblick, wo er seine Krone in Gefahr sah, eine solche schmähliche Verpflichtung einzugehen, obgleich er derselben Genüge zu leisten nie im Stande gewesen seyn würde.

des Christenthums zuwider laufende Tribut war nie entrichtet worden; und blos um einen Vorwand zum Krieg zu haben, brachte der Kaliphe ihn jetzt wieder in Anregung. Auf die trotzige Antwort, welche der König den Gesandten ertheilte, fiel Abd-er-Rhaman sogleich mit einem zahlreichen Heere in Gallicien ein, ward aber von Ramiro und dessen Sohne Ordogno in einer mörderischen Schlacht völlig besiegt. Don Ramiros Sohn hatte durch Klugheit und Tapferkeit sich in diesem Treffen so sehr ausgezeichnet, daß der Vater ihn auf dem Schlachtfelde zum Mitregenten und zu seinem Nachfolger ernannte. Aber Ordognos Erhebung mißfiel wieder einem Theile des spanischen Adels. Aus seinem süßen Traume von einem Wahlreiche war derselbe noch nicht erwacht; und Graf Piniola, des Königs Majordomus, verschwor sich mit noch einigen andern Gleichgesinnten gegen das Leben seines Herrn. Auf der Jagd, wenn der König sich wie gewöhnlich von seinem Gefolge getrennt haben würde, sollte er von den Verschworenen plötzlich überfallen, und der Königsmord vollbracht werden. Zum Glücke ward die Verschwörung noch bei Zeiten entdeckt. Dem Hochverräther wollte der König nicht selbst das Urtheil sprechen. Er überließ seinen Ständen die Untersuchung und Bestrafung des Verbrechers. Graf Piniola ward sammt seinen sieben Söhnen, welche ebenfalls an der Verschwörung Theil genommen hatten, zum Tode verurtheilt, und das Urtheil von dem Könige bestätiget.

5. Abd-er-Rhaman hatte indessen die von den Christen vor zwei Jahren erlittene Niederlage noch nicht verschmerzt. Er sann auf nichts geringeres, als den Christen alle ihre gemachten Eroberungen zu entreissen. Furchtbar waren die Zurüstungen,

die er machte, und ganz Spanien war voll von dem Geräusch seiner Waffen. Für den wachsamen Don Ramiro konnte der Zweck dieser Kriegsrüstungen nicht lange ein Geheimniß bleiben. Den Feind wollte er jedoch nicht in seinem Lande erwarten; zog daher eilig seine ganze, obgleich mit jener der Sarazenen auch nicht von weitem verhältnißmäßige Macht zusammen, und fiel damit in die Landschaft Rioja in Alt-Castilien ein. Bei Logronno stießen beide Heere auf einander (848). Die Sarazenen thaten sogleich einen wüthenden Angriff, vermochten aber nicht die dicht geschlossenen Reihen der Christen zu durchbrechen. Mit gleicher Tapferkeit ward von beiden Seiten mit der größten Erbitterung den ganzen Tag über gefochten, und als die Nacht einbrach, war der Sieg noch nicht entschieden. Aber von der Ueberzahl der Feinde gedrängt, zog sich das christliche Heer von dem Schlachtfelde zurück auf eine nahe gelegene Anhöhe. Jetzt erst verkündeten den Christen die zahllosen, sie von allen Seiten umgebenden feindlichen Wachtfeuer die ungeheure Menge und ganz unverhältnißmäßige Ueberzahl der Feinde. Von Furcht und Schrecken ergriffen, brachten sie die ganze Nacht im Gebete zu. Don Ramir, ermüdet von der blutigen Arbeit des Tages, und von schweren Sorgen gedrängt, fiel endlich in Schlaf. In einem Traumgesicht sah er nun eine ungemein ehrwürdige, himmlische Gestalt in blendend weißem Gewand sich ihm nähern; freundlich blickte sie ihn an, und ergriff tröstend seine Hand. „Mir, sprach sie hierauf zu dem Könige, „ist von Christus der „Schutz Spaniens übertragen. Sey getrost und „fasse Muth. Ich bin Jacob der Apostel, und „komme dich aus den Händen deiner Feinde zu be„freien. Trotz ihres zahllosen Heeres wirst du mor„gen einen glänzenden Sieg über die Sarazenen er

„fechten; zwar werden auch viele der Deinigen fal„len; aber diesen wird dann zum Lohn ihrer Ver„dienste ein nie verwelkender Siegeskranz zu Theil „werden. Zweifle nicht an dem, was ich dir jetzt „sage; und zum Zeichen sollst du wachend mich „morgen auf einem weißen Pferde mit einer weißen „Fahne vor der Fronte deines Heeres erblicken.“ — Plötzlich erwachte jetzt wieder der König. An Körper und Geist fühlte er sich gestärkt; alle ängstliche Sorge war aus seiner Brust verschwunden, und die Zuversicht eines nahen und gewissen Sieges stralte aus jedem seiner Gesichtszüge. Unverzüglich ließ er alle bei dem Heere befindlichen Bischöfe und Aebte, wie auch sämmtliche Feldobersten zu sich rufen, und erzählte ihnen den wunderbaren, glänzenden Sieg ihm verheißenden Traum. Der Muth und die hohe Zuversicht des Monarchen ließen keinem Zweifel Raum; und überhaupt war damals noch heilig das Wort eines Königs oder Ritters. Die dem Könige gewordene wunderbare Erscheinung ward nun auch sogleich dem ganzen Heere bekannt gemacht; und statt des bisherigen, zum Himmel gerichteten, flehentlichen Angstgeschreies hörte man nun im ganzen Lager nur jubelnden Dank zu Gott, und dem, das Christenheer schützenden heiligen Apostel. Aber jeder von Don Ramiro's Soldaten wünschte jetzt zu denen zu gehören, welche mit ihrem Blute auf dem Schlachtfelde eine unsterbliche Krone erringen sollten, und durch den Empfang des heiligen Sacramentes weiheten sie sich alle zu dem bevorstehenden glorreichen, Märtyrertod ein. — Bevor noch der Tag grauete, stellte Don Ramir sein Heer in Schlachtordnung. Die Losung war: „Komm heiliger Jacob uns „zu Hülfe!“ Ohne länger zu zaudern, rückte der König mit seinem Heere die Anhöhe herab. Aber auf einmal sah nun das ganze Heer, oder glaubte

wenigstens einen fremden Ritter in weißem Harnisch mit einer weißen Fahne nicht sehr fern vor der Front zu erblicken. „Komm heiliger Jacob „uns zu Hülfe!“ erscholl es jetzt plötzlich durch sämmtliche Schlachtreihen; und wie von einem und demselben christlichen Heldensinne begeistert, stürzen sich Reiterei und Fußvolk unaufhaltsam auf den Feind. Schon das vermeintliche Siegesgeschrei der Christen hatte Schrecken unter den Sarazenen verbreitet; nur in hastiger Eile und mit sichtbarer Verwirrung bildeten sie ihre Schlachtordnung, und ihr Muth war schon halb gebrochen, bevor noch die Schlacht begann. Nirgends leisteten sie also den gewohnten tapfern Widerstand; aber desto heftiger und stürmischer drangen die Christen und mit ihnen Tod und Verderben in die feindlichen Haufen. Immer mörderischer ward das Gewühl der Schlacht. Endlich wurden die Sarazenen in ihrem Centrum gesprengt. Sobald dieses floh, rissen die Fliehenden auch die noch Stehenden zu ähnlicher Flucht mit sich fort, und als die Sonne aufgieng, begrüßten ihre ersten Stralen schon die Christen als Sieger. Vollständig war auch wirklich ihr Sieg. Das ganze feindliche Lager sammt allem Gepäcke fiel ihnen in die Hände. Zwar waren auch viele der Ihrigen in dem Treffen gefallen; aber sechzig bis siebenzig Tausend Leichen der Feinde bedeckten das Schlachtfeld. — Nicht zu einem Eroberungskrieg, sondern blos zur Vertheidigung seines eigenen Reiches war Don Ramiro ausgezogen. Er verfolgte daher auch jetzt nicht sehr heftig den, nach seiner furchtbaren Niederlage nach allen Richtungen fliehenden Feind, sondern begnügte sich nur, die verschiedenen, die Einfälle der Sarazenen in sein Gebiet erleichternden und begünstigenden festen Schlösser in der ganzen Gegend zu zerstören, und zog hierauf, nachdem er ein feierliches Dankfest in seinem

Lager hatte halten lassen, mit reicher Beute und mit Lorbern gekrönt wieder nach Oviedo zurück *).

---

*) Daß diejenigen, welche, wie es jetzt Sitte und Brauch geworden, alles historisch Objective, sobald es keine für ihre philosophische Bude brauchbare Waare ist, sogleich ohne alle weitere Umstände blos für ein abgeschmacktes Erzeugniß dunkler und finsterer Jahrhunderte erklären, daher auch gewöhnlich sich eine eigene Geschichte machen, und dann in stolzer Selbstbethörung der ehrwürdigen grauen Vergangenheit überall das Gepräge gegenwärtiger, geschwätziger Kleingeisterei aufzudrücken suchen: daß diese und alle, die zu ihrer Partei gehören, gegen oben erzählte Thatsache, obgleich von einer ganzen Wolke einheimischer Geschichtschreiber bestätiget, aber weil auf einem offenbaren Wunder gegründet, stets große Widersprüche erhoben und besonders jetzt noch größere erheben werden; dies versteht und erklärt sich von selbst. Aber diesen Widersprüchen gegenüber steht ein sehr ehrwürdiger, laut sprechender und nicht leicht zu recusirender Zeuge, nämlich eine von Don Ramiro, eben dieser wunderbar erhaltenen Hülfsleistung wegen, an die Kirche von Compostella gemachte Schenkung eines gewissen Maßes Früchte von jedem Acker in ganz Spanien, und zwar, wie die Urkunde sich ausdrückt, nicht blos von dem damaligen christlichen Spanien, sondern von allem spanischen Lande, was die Christen auch in der Zukunft noch den Sarazenen abgewinnen würden. Uebrigens wird es schwerlich irgend einem Katholiken, der, wie unsere Kirche es lehrt, und ununterbrochene Erfahrung es längst schon bewährt hat, an die oft wunderbar wirkungsvolle Fürbitte verklärter heiliger Freunde Gottes glaubt, je noch eingefallen seyn, einen Kreis zu ziehen, innerhalb dessen es allein Gott und seinen Heiligen gegönnt ist, dem Erstern die Wirkungen seiner erbarmenden Allmacht, den Andern, jene ihrer bei Gott alles vermögenden Fürsprache, dem Gläubigen fühlen zu lassen. Zudem wissen wir aus den heiligen historischen Büchern des alten Bundes, daß es damals nicht sel-

ten ein Engel des Herrn war, der zahlreiche Heere zerstäubte, und dem kleinen, den Namen des Herrn anrufenden und im Vertrauen auf Gott starken Häuflein den Sieg verlieh. Aber der Allmacht Arm wird nie verkürzt; auch ist Gott nicht von heute oder gestern; sondern weil er allein ist, indem alle Wesen nur in Ihm ihr Daseyn haben, auch ewig unwandelbar und stets sich selbst gleich. — Feldherren und Offizieren, wie jene, die in der Zeit der Revolution und auch noch ziemlich lange nachher, die französischen Heere führten, könnte freilich in ihrer äußerst beschränkten Richtung nach Oben, eine auf wunderbare Weise gewonnene Schlacht, wie die bei Logronne, ein Gegenstand witzelnden Spottes seyn. Aber dies möchte auch wohl vorzüglich daher rühren, weil man ein sehr wichtiges Kapitel der, wie man sagt, auf das höchste getriebenen Kriegskunst bis jetzt noch völlig unbeachtet gelassen hat. Alle zur Zerstörung mitwirkende Kräfte hat man genau erforscht, und dieselben im Kriege sich dienstbar zu machen gewußt. Man hat die Mittel des Angriffes und der Vertheidigung genau erwogen und miteinander verglichen, auch alle strategischen Bewegungen und deren mannichfaltige Combinationen auf das scharfsinnigste berechnet; nur Eines hat man bisher übersehen, nämlich eine Erwägung und aproximative Schätzung der, einem Heere inwohnenden und zum Siegen durchaus nothwendigen moralischen Kraft, das heißt, des in einem Heere und dessen Anführern vorfindlichen religiösen Stoffes. An und für sich wird schon der religiöse Feldherr alles freier, unbefangener und klarer überschauen, mithin auch schneller entscheiden; und da noch überdies, wie unser großer, christlicher Philosoph Franz von Bader sagt, der Mensch oft einen Gedanken gedacht zu haben glaubt, den doch ein ganzer anderer in ihm erzeugt hat, und welchem jener nur nach der von ihm angenommenen geistigen Richtung sich hingibt; so möchte wohl bei einem religiösen Feldherrn, auch oft dessen religiöser Genius eine Wirkung hervorbringen, die vielleicht selbst in einem auch noch so klug und schlau, berechneten Plane nicht zu finden gewesen wäre. Aus der

Kriegsgeschichte der neuern oder neuesten Zeit lassen sich freilich diesfalls keine Erfahrungen abstrahiren, oder Belege herbeibringen, weil da gewöhnlich nur Irreligiöse gegen Irreligiöse kämpften; aber demungeachtet würde dennoch ein sehr geistiger, mit Sach- und Menschenkenntniß ausgerüsteter Beobachter die Ueberzeugung gewonnen haben, daß, wenn auch nicht der Gewinn einer Schlacht oder eines Feldzuges, doch das Gesammtresultat aller Feldzüge sich stets zu Gunsten desjenigen Theils auswies, auf dessen Seite — wenn auch noch so wenig — doch immer der größte Theil religiösen Stoffes sich befand. In der Geschichte, wie in der ganzen Natur bewährt es sich, daß die geistige Kraft stets ungleich mächtiger ist, als die blos materielle. Nun aber ist gerade in den höchsten geistigen Regionen der Irreligiöse durchaus unheimisch. Er ist gewöhnlich ein, in einem engen Kreis materieller Begriffe gebannter ideenarmer Mensch, der, weil bei fortdauernder Irreligiosität sein Geist immer mehr vertrocknet, mithin auch jener Kreis sich immer mehr verengt, endlich blos auf sich als den einzigen Mittelpunkt (?) zurückgedrängt wird, daher alsdann auch unaufhörlich sich nur um sich selbst bewegt, aber in seiner bedauernswerthen Verblendung wähnt, daß die Welt sammt allen ihren Erscheinungen sich ganz allein um ihn herumdrehe. — Wenn Geschichtschreiber, besonders jene, welche zu ihrer Aufgabe die geschichtliche Darstellung solcher Kriege machten, in deren Laufe oder durch deren Folgen die politische wie moralische Gestaltung oft eines ganzen Welttheils umgewandelt ward, sich mit obigen und ähnlichen Betrachtungen mehr und sinniger beschäftiget hätten; so würden sie nicht so viele ganz unrichtige und dabei völlig geist- und gemüthlose Urtheile niedergeschrieben und z. B. Carl den Großen einer rohen Eroberungssucht da beschuldiget haben, wo derselbe, begeistert von der Erhabenheit des Christenthums und der Heiligkeit der Kirche Gottes, das Erstere über den ganzen Erdkreis zu verbreiten, alle Völker in die Andere einzuführen, und so ein wahrhaft christlich politisches Weltreich ganz in dem Geiste und Sinne des Evangeliums zu gründen suchte. Eben so würde

man auch in den Kreuzzügen, die glänzendste und schönste Periode des Mittelalters, wo eine hohe geistige Idee einen ganzen Welttheil begeisternd durchdrang und in Bewegung setzte, etwas Höheres, als blos einen, einem finstern Zeitalter eigenen, frommen Wahnsinn gefunden haben. — Ein geistvoller Schriftsteller, der, obgleich von seiner warmen, stets beflügelten Phantasie irregeleitet, sich oft in einem ausgangslosen Labirinth von Illusionen verliert, jedoch hin und wieder auch sehr große Wahrheiten ausspricht, sagt an einem Orte: ein irreligiöser Feldherr, der im Begriffe stehe, sich an die Spitze eines Heeres zu stellen, gleiche einem Atheisten, der sich anschicke, Messe zu lesen: und wir möchten hinzusetzen ein irreligiöser Geschichtschreiber gleiche einem geschickten Anstreicher, der gerade Raphaels größtes und höchstes Meisterstück zu copiren einen Versuch machen will.

6. Nach einer nicht sehr langen, aber desto thatenvollern Regierung von sieben Jahren starb endlich Don Ramiro im Jahre 850. Auf dem Thron folgte ihm sein, eines solchen Vaters vollkommen würdiger Sohn Ordogno I. Wie sein edler Vater, und nachher sein noch größerer Sohn, kämpfte auch Ordogno, vielleicht sich selbst unbewußt, sein ganzes Leben hindurch, im Dienste einer, bald sichtbar bald unsichtbar über Spanien waltenden Vorsehung, für die Befreiung der spanischen Christenheit. Ueberall folgte daher auch stets der Sieg seinen Fahnen. Aufgereizt durch die Umtriebe einiger Großen in Biscaya, deren Stolz sich immer noch gegen die Erblichkeit der Krone in dem Hause des Pelayo sträubte, empörten sich gleich bei seiner Thronbesteigung die Basken in der Landschaft Alava. Aber Ordogno fiel mit seinen Getreuen den Aufrührern schnell auf den Hals, schlug und zerstreute ihre Haufen; und bestrafte nach Gebühr die Ur-

heber des Aufruhrs. Als die Navarrer nun Ordognos siegreiches Heer an ihren Grenzen sahen, ordneten sie Abgesandte an König Carl II. in Frankreich und erkannten ihn für ihren Oberherrn. Aber nicht der Drang kleinlicher Eroberungssucht trieb den König in das Schlachtgewühl. Die Navarrer hatten also nichts von ihm zu befürchten; denn eine höhere Idee, nämlich die Befreiung des, von den Ungläubigen nun schon so lange entweihten spanischen Bodens begeisterte ihn zum Kampfe gegen die Sarazenen. Da gegen das Ende der Regierung Abd-er-Rhamans II. und noch mehr unter seinem Sohne und Nachfolger Mohamed große Unruhen in dem sarazenischen Andalusien *) herrschten; benutzte Ordogno diesen ihm günstigen Augenblick, bemächtigte sich mehrerer Städte, unter andern auch Leon's und Astorga's, ließ sie ungemein stark befestigen, bevölkerte sie durch eine dahin geschickte zahlreiche Schaar Colonisten und erweiterte so die Grenzen seines Reiches. Auch den in voller Empörung gegen ihren Kaliphen begriffenen Einwohnern von Toledo sandte Ordogno ein Hülfscorps von zehentausend Mann. Aber dieses Unternehmen ward den Christen verderblich, ist jedoch das einzige, das während der ganzen Regierung des Ordogno nicht von dessen stetem Kriegsglück gekrönt ward. Die zehntausend spanischen Christen wurden von dem ungleich zahlreichern Sarazenenheer in einen Hinterhalt gelockt und größtentheils zusammengehauen. Die, welche jedoch dem Schwert der Muselmänner noch entrannen, warfen sich in die Stadt und leisteten so tapfern Widerstand, daß die Sarazenen unverrichteter Dinge vor den Mauern von Toledo wieder

*) Die Araber nannten ganz Spanien Andalusien, d. i. das Land gegen Abend.

abziehen mußten. Der ganze Vortheil, den der Kaliph von diesem, nach ungeheuern Kriegsrüstungen unternommenen Feldzug hatte, bestand blos darin, daß er zwölfhundert abgeschlagene Christenköpfe, als eben so viele Trophäen seines Sieges, in die Häfen Andalusiens, und selbst in jene von Afrika schickte.

7. Der Krieg mit den Sarazenen hatte nun, so lange Ordogno lebte, einen beinahe ununterbrochenen Fortgang. Durch Portugal drang ein sarazenisches Heer in Gallicien ein, ward aber von Ordogno auf das Haupt geschlagen und mit ungeheuerm Verlust wieder aus dem Land gejagt. Der König fiel nun selbst in die sarazenischen Provinzen ein, drang bis Salamanca vor, erstürmte die stark befestigte Stadt, eroberte auch Coria nebst noch mehrern andern festen Schlössern, und erweiterte auf das neue wieder die Grenzen seines Reiches. In allen Schlachten mit den Heeren des Kaliphen blieb Ordogno stets Sieger; und die ungeheure Beute, die er bei Brandschatzung und Plünderung sarazenischer Gebiete gewann, ward für seine eigenen Staaten eine reichfließende Quelle immer mehr zunehmenden Wohlstandes. Aber der glänzendste seiner Siege war jener, den er über den Renegaten Muza, Beherrscher von Saragossa und der ganzen weit umliegenden Gegend, erfocht.

8. Dieser Muza war ein geborner Gothe, hatte einige Zeit an dem Hofe von Cordova gelebt und endlich, um die Gunst des Kaliphen Abd-er-Rhaman zu gewinnen, dem Christenthum entsagt und zur Lehre Mohameds sich bekannt. Zum Lohn seines Abfalles erhielt er die Statthalterschaft von Saragossa. So lange Abd-er-Rhaman lebte, leistete er ihm wesentliche Dienste, glaubte aber nach

dem Tode desselben gegen dessen Sohn und Nachfolger Mohamed nicht gleiche Verbindlichkeit zu haben. Er kündigte ihm also den Gehorsam auf, bemächtigte sich durch List der Städte Huesca und Toledo, setzte in der letztern seinen Sohn Lupus zum Statthalter, und warf sich zum unabhängigen Herrn von ganz Celtiberien auf. Ein wohl geübtes Heer stand dem Muza zu Gebote, und nun suchte er seine Macht auch noch durch eine wohl berechnete Familienverbindung zu verstärken. Das unruhige navarrische Gebirgsvolk, der französischen Oberherrschaft bald überdrüssig, hatte sich so eben von Frankreich wieder losgerissen, und den Grafen Don Garcias zu seinen Fürsten gewählt. Diesem gab Muza seine Tochter zur Ehe, und vereint fochten von jetzt an unter Muza's Fahnen Sarazenen und navarrische Christen. Zwei Heere schickte der Kaliph nacheinander gegen den Rebellen; aber beide wurden geschlagen und beinahe völlig vernichtet. Da Muza von dem Kaliphen nach dem Verlust zweier Armeen auf einige Zeit nichts mehr zu befürchten hatte, unternahm er, seinem Schwiegersohn zu Gefallen, sogar einen feindlichen Einfall in die französischen Provinzen, ging über die Pyrenäen, durchstreifte raubend und verheerend einen Theil von Aquitanien, und kam mit unermeßlicher Beute wieder nach Saragossa zurück. Ein drittes Heer, das endlich Mohamed wieder gegen ihn sandte, hatte gleiches Schicksal mit den erstern. Es ward geschlagen, und des Kaliphen erster Feldherr ein Gefangener des Muza. Von seinem Glücke berauscht, nahm er nun königliche Würde und den Titel eines dritten Königs von Spanien an *). Wie es scheint,

*) **Tantum in superbia intumuit, ut se a suis tertium Regem in Hispania appellari praeceperit.** (Chronik Alphons des Großen.) Ein Beweis, daß

sann Muza jetzt darauf, sein Gebiet auch auf Seite des christlichen Spaniens zu erweitern. Um für seine künftigen Einfälle in Ordogno's Reich eine feste Basis und sichere Stützungspunkte zu haben, umgab er die auf der Grenze liegende Stadt Ablayda mit ungewöhnlich starken Festungswerken. Aber Ordogno, dessen Wachsamkeit die Absicht des so mächtig gewordenen Renegaten nicht entging, betrachtete dieß als eine Kriegserklärung, und an der Tapferkeit des christlichen Königs scheiterte nun auf einmal Muza's ganzes, bisher ununterbrochenes Glück. Ordogna zog seine Truppen zusammen und rückte vor Ablayda. Zum Entsatz eilte Muza herbei, und lagerte sich der Stadt gegenüber auf einer, die ganze Gegend beherrschenden Anhöhe. Ordogna ließ einen Theil seines kleinen Heeres vor der Festung, und griff mit dem andern den Feind, trotz seiner trefflich gewählten Stellung, sogleich mit der größten Entschlossenheit an. Muza und seine Truppen thaten Wunder der Tapferkeit. Ersterer wußte sich zu vervielfältigen; Feldherr und Soldat zugleich, erblickte man ihn überall, wo die Gefahr am größten, das Schlachtgewühl am blutigsten war. Aber mit Ordogno war die Hand des Herrn. Das dreimal stärkere feindliche Heer ward geschlagen. Don Garcias fiel in der Schlacht, und nur mit genauer Noth und Wunden bedeckt, entrann Muza selbst der Gefangenschaft. Ordogno setzte nun ungestört die Belagerung von Ablayda fort, eroberte endlich die Stadt mit Sturm, und ließ sämmtliche Festungswerke schleifen.

---

damals (853) Navarra noch nicht zu einem Königreiche erhoben war.

9. Bald darauf starb Muza an den in der Schlacht erhaltenen Wunden. Saragossa und die übrigen Städte kehrten nun wieder unter die Herrschaft des Kaliphen zurück. Nur Lupus suchte sich in Toledo zu behaupten; ordnete daher Gesandten an Ordogno, erkannte ihn für seinen Schutzherrn, und bat um Beistand gegen den gemeinschaftlichen Feind. Ein starkes Hülfscorps eilte unverzüglich nach Toledo. Das feindliche Heer war schon im Anmarsch. Lupus, ermuthigt durch die Gegenwart der Christen, ging dem Feinde sogleich entgegen, schlug ihn in einer entscheidenden Schlacht, und bekam sogar den Feldherrn des Kaliphen gefangen. Aber nach mehreren Jahren erschien jetzt wieder ganz unvermuthet eine normännische Räuberflotte von hundert Fahrzeugen in den cantabrischen Gewässern. Ein Theil derselben, nämlich sechzig Schiffe, steuerten nach Süden, die andern landeten auf der Küste von Gallizien: Don Pedro, Ordogno's Statthalter in dieser Gegend, war nicht im Stande, dem zahlreichen Räuberschwarm zu widerstehen. Die ganze Küstenstrecke mußte er also mehrere Tage den Verheerungen der Barbaren preisgeben. Aber Ordogno hatte eine treffliche Reiterei *) stets im marschfertigen Stande. Er sandte demnach eine starke Reiterabtheilung nach der Küste, und sobald Don Pedro diese Verstärkung erhalten hatte, griff er die zerstreuten Normänner überall an, hieb den größten Theil derselben zusammen, und nahm ihnen

*) Die spanische Cavallerie war damals in ganz Europa so berühmt, daß bald nachher Pabst Johann VIII. in einem Schreiben an Alphons den Großen, diesen Monarchen um spanische Pferde und spanische Cavallerie-Officiere bat, welche die Italiener zu Cavalleristen bilden und zum Gefecht mit den Sarazenen geschickt machen sollten.

alle schon gemachte Beute wieder ab. Viele der nahe am Gestade ankernden Schiffe fielen ebenfalls den Christen in die Hände und wurden von ihnen verbrannt. Die übrigen normännischen Schiffe suchten, indem sie alle Segel aufzogen, in schleuniger Flucht ihr Heil, vereinigten sich jedoch nach einigen Tagen mit dem nach Süden segelnden Theile ihrer Flotte. Die darauf befindliche Mannschaft stieg bei Algesiras in Andalusien an das Land, verheerte mit Feuer und Schwerdt die ganze Küste bis nach Aladra, und wüthete noch ungleich ärger gegen die Moscheen, als gegen die Kirchen in den christlichen Ländern. Von keiner Moschee blieb auch nur ein Stein auf dem andern.

10. Mohamed, der nicht glaubte, daß Ordogno sobald und so guten Kaufes mit den Normännern fertig werden würde, hatte diesen Augenblick zu benutzen gesucht, und abermals ein furchtbares Heer gegen Toledo gesandt. Lupus vermochte nicht, eine so unverhältnißmäßige Uebermacht zu bekämpfen. Er verließ also die Stadt, die nun den Truppen des Kaliphen freiwillig ihre Thore öffnete. Aber es dauerte nicht lange, so wurden die Toledaner durch Mohameds drückende Herrschaft zu neuer Empörung gereizt. Sie riefen den Lupus zurück, und entzogen sich auf das neue der Herrschaft des Kaliphen. Mohamed, mehr als je den rebellischen Toledanern zürnend, zog zwei der zahlreichsten Heere, die er jemals unter seinen Fahnen versammelt hatte, zusammen. Mit dem einen rückte er vor Toledo, und um den Ordogno zu verhindern, den Rebellen Hülfe zu senden, fiel er mit dem andern durch Portugal in Gallizien ein. Aber in der vollen Bedeutung des Wortes flog jetzt Ordogno von Sieg zu Sieg. Durch eine schreckliche, den Sarazenen

beigebrachte Niederlage zwang er dieselben zuerst, Gallizien, mit Zurücklassung alles ihres Gepäckes unverzüglich zu räumen; zog hierauf in Eilmärschen nach Toledo, schlug das Sarazenenheer vor den Mauern der Stadt zurück, verstärkte seine Armee mit den Schaaren des Lupus, drang hierauf plündernd und verheerend in das Herz der sarazenischen Staaten, und schlug zwei Heere des Kaliphen so total, daß dieser nun jeden Gedanken an die Bezwingung Toledo's aufzugeben gezwungen war. Nach diesem glorreichen Feldzuge ernannte Ordogno mit Bewilligung der Stände seinen Sohn Alphons den Großen zu seinem Nachfolger, und erklärte ihn bald darauf zum Mitregenten und Genossen in der Herrschaft. Auch Lupus herrschte nun unter Ordogno's mächtigem Schutze ruhig und unangefochten in Toledo und der dazu gehörigen Landschaft.

11. Mohamed konnte jedoch den Verlust des Toledanischen sobald noch nicht verschmerzen. Ueberzeugt, daß blos Ordogno's tapferer Arm ihm bisher Toledo unbezwingbar gemacht habe, sann er also auf Mittel, jenen wenigstens auf so lange zu lähmen, bis er Toledo sich wieder unterworfen haben würde. Daß ein abermaliger Feldzug erfolgreicher als die früheren seyn würde, dazu benahmen ihm Ordogno's bisherige Siege auch den mattesten Schein von Hoffnung. Nur durch List und Treulosigkeit konnte er allenfalls noch sich schmeicheln, seinen Zweck zu erreichen. Um den König in falsche Sicherheit einzuwiegen, ordnete er also Gesandten nach Oviedo, welche dem König den Antrag, wo nicht eines immerwährenden Friedens, doch wenigstens eines, auf mehrere Jahre abzuschließenden Waffenstillstandes machen sollten. Ordogno ahnete keinen Verrath, nahm den Antrag an, und sandte jetzt

seiner Seits ebenfalls einen Abgeordneten an den Kaliphen nach Cordova. Die Unterhandlungen nahmen einen raschen Gang, und versprachen ein baldiges, beiden Theilen erwünschtes Resultat. Aber gerade, als Ordogno mit jedem Tage die Nachricht von dem förmlichen Abschlusse des Vertrages erwartete, erschien auf einmal ganz unvermuthet eine sarazenische Flotte von mehr als hundert und fünfzig Segeln auf der Höhe von Corogna. Hätte das darauf eingeschiffte Heer gelandet, so würde unstreitig Ordogno, weil getäuscht und unvorbereitet überfallen, einen schweren Kampf zu bestehen gehabt haben. Aber sichtbar zeigte sich jetzt wieder die über dem christlichen Spanien waltende Hand der Vorsehung. Als die feindliche Flotte sich der Küste näherte, erhob sich plötzlich ein so furchtbarer Sturm, als selbst die ältesten und erfahrensten Seeleute dergleichen noch nie erlebt hatten. In wenigen Augenblicken war die ganze Flotte zerstreut. Fruchtlos kämpften die seegeübten Andalusier gegen den furchtbaren Orkan. Die entmasteten, von Wind und Wellen umhergeworfenen Schiffe wurden größtentheils von der tobenden Fluth verschlungen, oder an Felsen geschleudert und zertrümmert. Mehrere Befehlshaber der Schiffe ließen vorsätzlich ihre Fahrzeuge stranden, und ergaben sich an die Leute des Ordogno. Kurz, die ganze Flotte ward vernichtet, und nur äußerst wenig Schiffe langten, höchst übel zugerichtet, wieder in den Häfen Andalusiens an. Bei der Nachricht von dieser beispiellosen Niederlage entsank dem Kaliphen sein bisheriger Muth. Ernstlich dachte er jetzt selbst an die Abschließung eines Waffenstillstandes, der nun auch, da die abgebrochenen Unterhandlungen sogleich wieder angeknüpft wurden, in kurzer Zeit glücklich zu Stande kam.

12. Mit Lorbern jeder Art gekrönt, aber durch seine vielen Feldzüge und rastlose Thätigkeit auch an Körperkraft erschöpft, starb endlich Ordogno nach einer sechzehnjährigen glorreichen Regierung, im Jahre 866 (17. Mai). Die Leiche ward in der königlichen Gruft zu Oviedo beigesetzt. Das ganze christliche Spanien trauerte am Grabe des Helden, und noch zu Ferreras Zeiten las man in der Domkirche zu Oviedo eine, das Andenken dieses trefflichen Monarchen ehrende Grabschrift. — Der vorherrschende Zug in dem Charakter dieses Königs, oder vielmehr das Element seiner Kraft, war eine ungeheuchelte, sich stets gleich bleibende Frömmigkeit. So wie der äußere Mensch aus dem innern hervorgeht, eben so gehen aus der ununterbrochenen Richtung zu Gott stets Muth und Kraft hervor, wahrhaft Großes und Edles auszuführen. Eine wahre Schule der Helden ist und bleibt also blos das Christenthum *). — Ordogno gründete zwei Bisthümer, nämlich in Leon und Astorga. Er ehrte und liebte die Kirche wie seine Mutter, erwieß ebenfalls ihren Dienern stets geziemende Ehre, foderte aber auch von ihnen strengen und tadellosen heiligen Wandel. Vier Knechte der Kirche von Compostella klagten den Bischof derselben bei dem König schrecklicher unnatürlicher Laster

*) Der wahre Held trägt keine Art von Sklavenfesseln. Aber alle jene Helden, mit denen das Heidenthum prangt, und die unsere neueren Plutarche unaufhörlich noch mehr zu verherrlichen suchen, waren Knechte ihrer Leidenschaften, ihres Stolzes, ihres Ehrgeitzes, ihrer Herrschsucht, eine halbe Welt wußten sie oft zu bezwingen, nie aber sich selbst zu beherrschen, Dieß vermag nur die Kraft, die der christliche Held aus dem Evangelium schöpft.

an. Die boshaften Verläumder wußten ihrer Anklage einen solchen Schein von Wahrheit zu geben, daß der König ihren Worten glaubte, und sein Herz nun um so mehr gegen den, wie er wähnte, schändlichen Heuchler sich empörte, da derselbe längst schon in dem allgemeinen Ruf der Heiligkeit stand. In der ersten Aufwallung seines Unwillens fiel er auf den, wahrhaft vermessenen Gedanken, durch ein unmittelbares Gericht Gottes entweder den Frevler seines Verbrechens zu überführen und zugleich zu bestrafen, oder dessen Unschuld vollkommen zu erhärten. Er gab also den Befehl, daß man gegen den Bischof, wenn er ihn jetzt rufen lassen und derselbe in den Schloßhof treten würde, sogleich einen ungemein wilden, wüthenden Stier loslassen sollte. Der Befehl des Königs ward vollzogen. Aber wie erstaunte jetzt Ordogno, und welcher heilige Schrekken überfiel ihn und alle, die bei ihm waren, als sie sahen, daß die wilde, auf den Bischof rennende Bestie plötzlich still stand, sich dann ganz langsam und demüthig ihm näherte, zu seinen Füßen sich schmiegte und, ihn liebkosend, seine Hörner in die Hände desselben legte. Der König erkannte jetzt die Unschuld des Heiligen, gestand selbst ihm seine sträfliche Uebereilung, bat ihn um Verzeihung, bestrafte, wie sie es verdienten, die gottlosen Ankläger, und entließ auf höchst ehrenvolle Weise den Bischof wieder nach seiner Kirche. Aber Ataulf, so hieß der heilige Mann, eingedenk, was er sich und seiner hohen Würde schuldig sey, resignirte nach diesem Ereigniß sogleich sein Bisthum, und ging in ein einsames, in den asturischen Gebirgen liegendes Kloster, wo er noch einige Jahre lebte, und endlich sein heiliges Leben mit einem nicht minder heiligen, Gott gefälligen Tod beschloß.

13. Durch einen Zeitraum von drei hundert und zwanzig Jahren, nämlich von dem tapfern Pelayo an bis zur Erlöschung des Recaredschen Mannsstammes (1077) *), schmückte eine beinahe ununterbrochene Heldenreihe den Thron Galliziens und Leons. Aber weit überstralt sie Alle Ordogno's des Ersten edler Sohn Alphons III. Er war ein Fürst, wie nur selten ein Thron ihn sieht; gleich groß durch Geist und Gemüth. Der Erbe aller Heldeneigenschaften seines Vaters, besaß er dieselben nur in einem noch höhern Grade. Mit der Weisheit eines Regenten verband er die Kühnheit und den kriegerischen Ueberblick eines Helden. Staatsmann, Feldherr, Gesetzgeber, der Vater seines Volkes, und eben so sehr, wie für das Beste seines Staates, auch für das Wohl der Kirche besorgt, war er der größte und treueste ihrer damals gekrönten Söhne, und indem ihr alles belebender Strahl ihm bei jedem seiner Schritte leuchtete, ward er ein Monarch nach dem Herzen Gottes und dem Sinne eines großherzigen christlichen Volkes. — Als sein Vater starb, zählte Alphons erst achtzehn Jahre; aber alle Kraft und Begeisterung des Jünglings mit der Besonnenheit und Reife des männlichen Alters vereinigend, betrat er mit freudiger Zuversicht und festem Tritt die vor ihm offen liegende, eben so gefahrvolle als glänzende Regenten- und Heldenbahn. Seine ganze lange und thatenvolle Regierung hindurch lag Alphons in unaufhörlichem, nur bisweilen durch Waffenstillstände unterbrochenen Kampfe mit den Feinden Spaniens und des christlichen Namens. Aber in jedem Feldzuge blüheten

*) Man wird sich erinnern, daß Pelayo ein Sprosse des recaredischen königlichen Hauses war.

ihm jedesmal neue Lorbern, und aus vier und zwanzig blutigen Schlachten ging er stets ruhmvoll und als Sieger hervor. Mehr als irgend einer seiner Vorfahren verdient Alphons den Namen eines christlichen Eroberers; denn indem er die Grenzen seines Reiches immer weiter ausdehnte, erweiterte er auch zugleich jene der spanischen Christenheit. Den Sarazenen entriß er in Portugal die beiden Provinzen Tralos Montes und Entre Minho et Duero; verjagte sie gänzlich aus der Pierra de Campos, wie auch aus der Gegend von Simencas, Toro und Zamora, und machte endlich den Duero zur bleibenden Grenze seines Reiches. Auf einem seiner eben so ruhmvollen als beutereichen Streifzügen eroberte er Coimbra und Leiria in den Provinzen Beyra und Estremadura, ging dann sogar über den Tajo, schlug alle feindlichen Heerhaufen in die Flucht, und drang bis Merida vor, wo dann erst die stark strömenden Gewässer des Guadiana dem Laufe seiner Siege eine Grenze setzten.

14. Jeden, durch seine und seines Heeres Tapferkeit von den Sarazenen stets unter den vortheilhaftesten Bedingungen erzwungenen Waffenstillstand benutzte er jedesmal sehr weise zur Vermehrung der innern Stärke des Reiches und des Wohlstandes der Provinzen. Alle, sowohl in seinen Staaten gelegene, als auch die neuerdings den Sarazenen abgenommenen Städte ließ er auf das neue wieder aufbauen, bevölkerte sie durch zahlreich dahin gesandte Colonisten, denen er Häuser erbauete, Aecker und andere Grundstücke ertheilte; und um die Grenzen seines Reiches gegen die Einfälle der Sarazenen wie Normänner zu schützen, ließ er sowohl an den Küsten von Gallizien, als auch längs dem

Duero mehrere Städte, als Toro, Samora, Simencas 2c. mit doppelten, hohen Mauern, tiefen Gräben, Pallisaden und festen Thürmen umgeben. Nicht nur ward dadurch das Eindringen der Feinde ungemein erschwert, sondern auch seine künftigen Einfälle in das Mohamedanische wurden durch diese beinahe unbezwingbaren Waffenplätze nicht wenig erleichtert, besonders da er in seinen Feldzügen schon die meisten, jenseits des Duero gelegenen festen Städte, als Visee, Lamego, Coimbra 2c. zerstört, und deren Werke hatte schleifen lassen. — Durch weise, den Handel seiner Seeprovinzen belebende Verordnungen schwang sich Gallizien während seiner milden und kraftvollen Regierung zu einem ungewöhnlichen Grade von Flor und Wohlhabenheit empor. Diese Provinz ward gleichsam die schönste Perle in seiner Krone. Aber auch die ärmere Klasse seiner Unterthanen war stets ein Hauptgegenstand seiner väterlichen Fürsorge. Gleich nach dem Antritt seiner Regierung ließ er alle von seinem Vater hinterlassenen Schätze unter die Armen, besonders unter die, durch den Krieg zu Grunde gerichteten Landleute vertheilen; und wenn er von seinen glorreichen Feldzügen zurückkam, ward von der errungenen, größtentheils ungeheuern Beute jedesmal ein sehr bedeutender Theil zum Besten der leidenden Menschheit verwandt Eben so sprechende Zeugen von Alphonsus des Großen ächt christlicher Frömmigkeit sind auch nicht blos die vielen, von ihm gestifteten Klöster, erbauten Kirchen und die herrlichen Tempelgaben *), mit denen er sie schmück-

*) So z. B. schenkte er unter andern auch der S. Salvatorskirche in Oviedo ein ungemein großes, goldenes, über und über mit den edelsten und kostbarsten

te; sondern vorzüglich auch seine fortgesetzten Bemühungen, die überall ziemlich verfallene Kirchenzucht wieder herzustellen, und dann auf die bischöflichen Stühle nur würdige Männer zu erheben. Wirklich hatten sich auch manche Mißbräuche in den Kirchen eingeschlichen. Man folgte nicht überall einer und derselben Richtschnur; und durch die, nicht selten unter den Bischöfen sich erhebenden, und nicht leicht wieder beizulegenden Streitigkeiten wurden oft der Friede und die Einigkeit in den Kirchen auf lange Zeit gestört. Die Grundursache dieses Uebels war offenbar, weil die Bischöfe in dem Reiche des Alphonsus keinen Metropolitanbischof hatten. Alle Metropolitansitze in Spanien waren entweder zerstört, oder schmachteten unter dem Druck der Sarazenen. Diesem drückenden Mangel und dessen immer fühlbarer werdenden Folgen machte Alphons der Große ein Ende. Er ordnete eine Gesandtschaft nach Rom, setzte den römischen Stuhl von dem Zustande der Kirchen in dem christlichen Spanien in Kenntniß, und bat um die päbstliche Genehmigung zu Errichtung eines Metropolitansitzes in seinem Reiche. Dazu gab nun Pabst Johann VIII. gerne seine Zustimmung, schickte auch mit den rückkehrenden königlichen Gesandten ebenfalls einen Legaten nach Spanien. Derselbe war Ueberbringer dreier päbstlichen Breven; zwei davon waren an den König, das dritte an die Bischöfe. Der Pabst ertheilt ihnen darin die Erlaubniß, zu einem Con-

---

Steinen besetztes Kreuz, — In der auf demselben angebrachten Inschrift heißt es unter anderen:
Salvatori Ovetensis sedis: Hoc signo tuetur pius, hoc signo vincitur inimicus. Quisquis auferre haec donnaria nostra praesumserit, fulmine divino intereat ipse.

cilium zusammen zu treten, und einen Metropolitanbischof aus ihrer Mitte zu wählen. Das Concilium kam wirklich im folgenden Jahre (900) zusammen. Die erste Sitzung hatte am ersten Sontag nach Ostern statt. Der König selbst eröffnete dieselbe mit einer Rede, in welcher er die anwesenden Väter mit dem Zwecke ihrer Versammlung, den Befehlen des Pabstes, und seinen eigenen königlichen Wünschen bekannt machte. Nicht blos einen Metropolitan sollten sie wählen, sondern vorzüglich auch die, beinahe ganz in Vergessenheit gerathene Kirchenzucht wieder herstellen; Einheit und Gleichförmigkeit des Ritus in allen Kirchen wieder einführen, durch weise Verordnungen den, unter dem Volke herrschenden Lastern kräftig entgegen kommen, und überhaupt eben so sehr über der Reinheit der Sitten unter den Laien, als einem tadellosen, heiligen Wandel unter der Geistlichkeit wachen. — Das Concilium schritt zuerst zur Wahl eines Metropoliten, und einstimmig ward die Kirche zu Oviedo zur Metropolitankirche erhoben. Die Beschlüsse des Conciliums von Toledo dienten den versammelten Bischöfen zur Grundlage ihrer Verhandlungen. Viele sehr zweckmäßige Verordnungen, wie nämlich die Bedürfnisse der Zeit sie erfoderten, wurden nunmehr gemacht, und damit allen fernern Mißbräuchen der Eingang auf immer geschlossen, und allen Abweichungen von den Satzungen der Kirche bei Zeiten vorgebeugt würde, ward durch einen besondern Canon festgesetzt, daß sämmtliche Bischöfe in den Staaten des Königs Alphonsus sich jedes Jahr zweimal in einem Concilium versammeln sollten *).

*) Wie unbedeutend an sich auch manche dergleichen Mißbräuche scheinen mögen, besonders gewisse Frei-

Der König genehmigte, in so weit es nämlich seines Amtes war, die auf dem Concilium gefaßten Beschlüsse, und mit einer, in jedem seiner Gesichtszüge glänzenden Zufriedenheit dankte er den Bischöfen für ihre wohlthätigen Bemühungen, und ihren dabei gezeigten Eifer. Ueberhaupt verdient es bemerkt zu werden, daß Alphons der Große nur mit einer Art heiliger Scheu in kirchliche Angelegenheiten sich mischte; ohne Zustimmung der Bischöfe und des heiligen Stuhles in Rom nicht das mindeste unternahm, und nie sich beigehen ließ, da befehlen zu wollen, wo höchstens blos fromme und wohlmeinende Wünsche zu äußern es ihm gegönnt seyn konnte. Alphonsens Ehrfurcht und Gehorsam gegen den römischen Stuhl gingen gar so weit, daß, als er die vorher blos aus Backsteinen erbaute Kirche des heiligen Apostels Jakobus zu Compostella aus prächtigen Quader- und Marmorsteinen wieder ganz neu hatte aufbauen lassen, er nach vollendetem Bau der neuen Kirche, zu deren Einweihung durch die

---

heiten, die hie und da die Geistlichen sich bisweilen erlauben, wie z. B. die gänzliche Vernachlässigung der Tonsur oder auch der von der Kirche vorgeschriebenen Clericalkleidung rc., so haben sie doch immer einen nicht wenig verderblichen Einfluß vielleicht nicht sowohl auf den Geist des Clerus selbst, als vielmehr auf das Volk, das den Geistlichen stets sehr scharf beobachtet, von dem Geringen gerne auf das Größere schließet, und in dergleichen Dingen für sich selbst einen Freibrief eigner Lauheit und Vernachlässigung gefunden zu haben glaubt; wovon alsdann bald, trotz allen öffentlichen Andachtsübungen, soviel ihrer auch seyn mögen, und besonders, wenn nicht ächter Priestergeist in dieselben hineinleuchtet, doch nur ein halb erstorbener Glaube und ein halb versteinertes Christenthum die Folgen seyn werden.

beiden, von ihm nach Rom gesandten Priester Severus und Sinderedus, erst um die päbstliche Erlaubniß nachsuchen ließ. Sehr gerne und willig ertheilte abermals der Pabst Johann VIII. auch diese Erlaubniß dem treuesten und geliebtesten seiner gekrönten Söhne, und nun erst ward die Kirche von dem Bischofe von Oviedo unter der Assistenz sämmtlicher Bischöfe des Reiches, in Gegenwart des Königs, der ganzen königlichen Familie und aller Großen aus den Reichen Gallizien, Asturien, Leon rc. mit feierlichem Ernste und der größten Pracht zum Dienste des lebendigen Gottes eingeweiht. — Es ist eine, von der Geschichte aller Jahrhunderte hindurch bewährte Thatsache, daß gerade die größten, weisesten, von Gott mit Sieg und Macht gekrönten Monarchen die, zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt liegende Grenzscheide am deutlichsten erkannten, dieselbe zu keiner Zeit überschritten, und nie anders als nur mit dem Geheiße der Kirche, und auch dann noch gleichsam nur zitternd und zagend ihre Hand an das Haus Gottes legten: während allen jenen, welche hierin das Gegentheil befolgten, wie grenzenlos auch ihre irdische Macht seyn mochte, dennoch am Ende das Schicksal des, das Allerheiligste des Tempels profanirenden Königs Ozias zu Theil ward. Welch eine Reihe warnender Beispiele könnten wir nicht blos aus der Geschichte der letztern Decennien des verflossenen und den erstern des gegenwärtigen Jahrhunderts hier anführen!

15. Aber wie sehr auch mit diesem großen König und allen seinen Unternehmungen oft sichtbar die Hand des Herrn war; so ließ dieser es dennoch nicht selten zu, daß auch eine Menge der trübsten und traurigsten Bilder sich in die Erfah-

rungen seines Lebens mischen sollte. Alphons hatte nicht blos unaufhörlich mit den Sarazenen, sondern auch, und zwar bis an das Ende seiner Regierung mit innern Feinden zu kämpfen. Schon gleich bei seiner Thronbesteigung schwang Graf Froila, Statthalter von Gallicien, die Fahne des Aufruhrs. Der Plan der Empörung, wie es scheint, war längst schon entworfen, alle Mittel daher zu dessen schneller Ausführung auch schon in Bereitschaft, und die Begräbnißfeierlichkeiten des verstorbenen Königs waren kaum vorüber, als Froila mit einem zahlreichen Heerhaufen in Eilmärschen gegen Oviedo heranrückte. Alphons, überrascht und unvorbereitet, war gezwungen, seine Residenz zu verlassen, und mit einigen seiner Getreuen nach Castilien zu entfliehen. Bald darauf zog Froila in Oviedo ein, und ließ sich gleich am andern Tage als König ausrufen. Aber oft schon ersetzte die Treue der Unterthanen den Abgang eines Heeres. Auch jetzt erhoben sich die Einwohner von Oviedo gegen den Thronräuber. Froila ward in einem Aufruhr ermordet, und in dem Blute des Usurpators, der unter vielen Dolchstichen als ein Opfer seines frevelhaften Ehrgeitzes fiel, die ganze Empörung schnell wieder erstickt. Nach Froilas Tode zerstreuten sich dessen zahlreiche Anhänger von selbst, und Alphons kam unter dem Jubel und den Segenswünschen seiner Unterthanen wieder nach Oviedo zurück. — Zwei Jahre darauf empörte sich Graf Eilon, Statthalter von Alava. Durch allerlei Vorspiegelungen des schwungsüchtigen und treulosen Vasallen bethört, stand die ganze Bevölkerung der Provinz unter den Waffen. Aber Alphons hatte jetzt ein Heer beisammen und zog mit demselben sogleich gegen die Rebellen. Als diese hörten, daß der König, was sie gar nicht vermuthet hatten, in starken Märschen

sich ihnen nähere, entfiel ihnen der Muth, sie legten die Waffen nieder, fleheten um Gnade, und lieferten, um diese desto sicherer zu erhalten, den Grafen gebunden dem Könige aus. Alphons ließ den Eilon einsperren, und ordnete den Don Vela zum Gouverneur der Provinz. Aber kaum war der König mit seinem Heere wieder nach Oviedo zurückgekehrt, als ein Anverwandter des Eilon, ein gewisser Graf Zenon, der so viel Grundeigenthum in Biscaya besaß, daß beinahe die ganze Provinz ihm gehörte, auf das neue zu den Waffen griff. Viele der Aufrührer von Alava, die, wie es scheint, die Gnade des Königes nur noch frecher gemacht hatte, schlugen sich zu Zenon, der jetzt raubend und verheerend in die königlichen Domainen einfiel. Alphons marschirte abermals mit seinem Heere nach Biscaya, schlug und zerstreute die zusammen gerafften Rebellenhaufen, bekam endlich auch den Zenon in seine Gewalt, und ließ ihn gerade in das nämliche Gefängniß bringen, in welches auch den Eilon seine Empörung gebracht hatte. Beide Verbrecher büßten ihren Frevel mit lebenslänglicher Gefangenschaft und dem Verluste aller ihrer Güter. Auch Verschwörungen jeder Art betrübten nicht selten das Herz des Königes während seiner Regierung. Ano, aus der Umgebung des Monarchen und einer der ersten Beamten des Staates verschwor sich sogar gegen das Leben seines Herrn. Zum Glück ward das Complott, bevor es reif war, entdeckt und bestraft (885). Noch gefährlicher war eine abermalige Empörung in Gallicien. Hermengild, ein sehr angesehener, reicher Grundeigenthümer und dessen Gemalin Iberia hatten durch die schändlichsten Umtriebe sich einen ungemein starken Anhang in der Provinz zu machen gewußt. Ein großer Theil der Provinz, besonders die ganze Küste

von dem Vorgebirge Finisterra bis nach Corogna griff zu den Waffen. Alphons mußte sein ganzes Heer zusammenziehen. Er zog jedoch diesmal nicht selbst zu Felde, sondern sandte gegen die Aufrührer blos einige seiner Unterfeldherren, und diesen gelang es erst nach mehren blutigen Gefechten den Aufstand zu unterdrücken, und die Provinz wieder völlig zu beruhigen. Aber strenger als bisher verfuhr der König jetzt gegen die Häupter der Empörung. Diese wurden sämmtlich hingerichtet, die übrigen, nach dem Grade ihrer Theilnahme, theils mit langjähriger, theils lebenslänglicher Gefangenschaft und Güterconfiscation bestraft (886). — Die bisher stets mißlungenen Unternehmungen aufrührerischer Unterthanen dienten jedoch dem unruhigen, schwungsüchtigen Adel noch immer nicht zum belehrenden und warnenden Beispiel. In dem Jahre 894 empörte sich in Gallicien schon wieder Graf Witiza gegen den König. Aber auch diese Empörung endete, wie alle bisherigen; und die eingezogenen Güter der Rebellen vermehrten und bereicherten nur noch mehr die königlichen Domainen, die auch im folgenden Jahre durch den, zwar schnell, jedoch nicht ohne Blutvergießen unterdrückten Aufstand des Grafen Sarracin und seiner Gemahlin, der Gräfin Sandine, einen nicht minder bedeutenden Zuwachs erhielten. Aber aus der Asche dieser beiden unterdrückten Empörungen erhob sich nicht lange darauf eine noch viel gefährlichere und in ihren Folgen ungleich weiter aussehende Verschwörung. An ihrer Spitze standen Graf Froila und dessen Brüder Nunez, Veremund nnd Odoario, und ihr höllisches Vorhaben war nicht blos den König zu entthronen, sondern ihn sogar auch zu ermorden. Das teuflische Complott ward jedoch noch bei Zeiten entdeckt. Um der sie erwartenden Strafe zu

entgehen, suchten Froila und seine Brüder nach Castilien zu entfliehen, wurden aber eingeholt, ihnen sämmtlich beide Augen ausgestochen, und sie hierauf zu lebenslänglicher Haft in eines der königlichen festern Schlösser abgeführt. Obgleich jetzt blind, gelang es doch dem Veremund, aus seinem Gefängniß zu entweichen. Er ging nach Astorga, wo er einen so zahlreichen Anhang fand, daß nicht nur diese Stadt, sondern auch das benachbarte Castanosa sich für ihn erklärten, und die Fahne der Rebellion auf ihren Mauern aufpflanzten. Ueberzeugt, daß er ohne fremde Hülfe sich nicht gegen seinen König behaupten könnte, schickte Veremund zu dem Kaliphen nach Cordova, bat diesen um Unterstützung, und erhielt von demselben auch sogleich ein sehr ansehnliches Truppencorps. In eigener Person belagerte jetzt Alphons die Stadt Astorga. Veremund leistete jedoch tapfern Widerstand, und die Belagerung zog sich in die Länge. Als der Kaliph erfuhr, daß die Stadt schon auf das äußerste gebracht, sich bald würde ergeben müssen, sandte er zu deren Entsatz ein starkes, von einem seiner besten Feldherren geführtes Heer. Der Sarazen fand Mittel, den Veremund von seiner Annäherung zu unterrichten, und dieser schlich sich nun trotz der Wachsamkeit der Truppen des Königes aus der Stadt, und kam glücklich bei dem Heere seiner Bundesgenossen an. Alphons rückte, wie gewöhnlich dem Feinde kühn entgegen, griff ihn, sobald er ihn zu Gesicht bekam, mit dem größten Ungestüm an, und schlug ihn in die Flucht. Nach diesem Siege unterwarfen sich wieder Astorga und Castanova, und öffneten dem Könige ihre Thore. Aber der blinde Veremund war abermals den Händen des Siegers entronnen, und nach Cordova entflohen,

wo er von den Wohlthaten des Kaliphen lebte, und endlich auch sein schmachvolles Leben beschloß.

16. Die Kraft, mit welcher Alphonsus bis jetzt alle Unternehmungen der innern Feinde seines Reiches niedergedrückt hatte, vermochte doch nicht in seinem Adel den Geist der Empörung zu ersticken. Es war einmal das Los dieses trefflichen und großen Monarchen, sein ganzes Leben hindurch von Verräthern und geheimen Feinden umlagert zu seyn. Gegen das Ende seiner Regierung ward abermals eine neue, gegen das Leben des Königes gerichtete Verschwörung entdeckt, die mit so schauerlichen Nebenumständen verknüpft war, daß Alphons trotz seiner Milde sich gezwungen sah, das Haupt der Verschwörung, einen gewissen Adalpino, einen Mann aus einem der ältesten und edelsten Geschlechter Spaniens öffentlich hinrichten zu lassen. Aber die schmerzhafteste Wunde schlug dem Vaterherzen des Alphonsus die Empörung seines eigenen Sohnes Don Garcias. Derselbe war der Abgott seiner Mutter, der Königin Ximene, wegen seines einnehmenden Aeußern der Liebling des Volkes, und auch ein großer Theil des Adels schien ihm mit Liebe zugethan. Aber die Zärtlichkeit der Mutter war nichts als gemeine Weiberschwäche; die scheinbare Ergebenheit des Adels blos geheimer Groll gegen den Vater, an dessen kraftvoller Regierung bisher alle Plane des selbstsüchtigen Ehrgeitzes aufrührerischer Großen gescheitert waren; und was das Volk betraf, so umfaßte ehemals jedes treue Volk sein ganzes Regentenhaus mit gleicher Liebe, und wenn jetzt die Nation den Prinzen mit Liebe verehrte, so liebte und ehrte sie in ihm vorzüglich das Bild seines weisen, frommen und großen Vaters. Der noch unerfahrene Garcias hielt jedoch alle Beweise wirk-

licher oder scheinbarer Ergebenheit blos für Folgen seiner hohen Verdienste und seines großen Werthes; und in dieser eiteln Selbstüberschätzung nahm er es seinem Vater höchst übel, daß er nicht, gleich den frühern Königen, ihn längst schon zum Thronfolger und Mitregenten erklärt hatte. Garcias, von dem König beauftragt, Zamora zu befestigen, befand sich in dieser Stadt, als er den fluchwürdigen Plan entwarf, seinen Vater zu entthronen. Indessen konnte der Prinz seine Zurüstungen nicht so geheim halten, daß sie der Wachsamkeit des Königes entgangen wären, und ehe der ungehorsame Sohn es sich versah, stand Alphons mit dem Kern seiner Truppen vor den Thoren von Zamora. Garcias mußte sich an seinen Vater ergeben. Durch das offene Geständniß seines Verbrechens hoffte er Verzeihung zu finden; diese fand er auch wirklich; jedoch nicht die gehoffte Straflosigkeit. Als ein Gefangener ward er auf unbestimmte Zeit nach dem festen, in Asturien liegenden Schloß Gauzon gebracht. Die Gefangennehmung und Bestrafung des Prinzen setzten die ganze königliche Familie nnd alle Anhänger des Don Garcias in Bewegung; besonders thätig zeigte sich der Schwiegervater des Prinzen, Muno Fernandez, Graf von Castilien. Unaufhörlich ward jetzt Alphonsus mit Bitten um die Freilassung seines Sohnes bestürmt; aber je heftiger man in ihn drang, desto unerschütterlicher war die Standhaftigkeit, die er jeder Zudringlichkeit entgegensetzte. Garcias sollte für seinen Frevel büßen, und alle Thränen der Königin und ihrer übrigen Söhne vermochten nicht, den Willen des Königs wankend zu machen Als schon zwei Jahre vorübergegangen, und alles Bitten und Flehen fruchtlos geblieben waren, beschlossen endlich Fernandez Verbündeten, zu welchen selbst auch Ximene gehör-

te, den Prinzen mit Gewalt zu befreien. Zuerst fingen sie damit an, daß sie die Nation für sich und Don Garcias zu gewinnen suchten, und hierin gelang es ihnen so trefflich, daß in kurzer Zeit alle Gemüther sich von dem Könige entfernten, und die allgemeine Volksmeinung ihn laut einer übertriebenen Strenge, ja selbst der Grausamkeit gegen seinen Sohn beschuldigte. Der Treue seines Heeres versichert, konnte Alphons allen diesen Bewegungen und Umtrieben ruhig zusehen. Aber dem anmaßungsvollen unruhigen hohen Adel, besonders in Castilien und Biscaya war nichts erwünschter und willkommener, als Fehde und blutiger Zwist in der königlichen Familie. Alle Vortheile wären für ihn gewesen, und auf den Trümmern der königlichen Macht hätte er dann mit desto sichererm Erfolge sein eigenes, immer höher steigendes Ansehen zu gründen gesucht. Dieses entging dem weisen Alphonsus nicht, und obgleich überzeugt, jede Empörung bald wieder nieder drücken zu können, und am Ende alle seine Feinde zu zermalmen, schauderte er doch vor dem Bilde eines bürgerlichen Krieges zurück, und nichts schmerzte sein edles Herz mehr, als der Gedanke, daß wegen einer, in seiner eigenen Familie ausgebrochenen Uneinigkeit, nun bald das Blut seiner Unterthanen, und vielleicht sogar stromweise fließen sollte. In dieser drückenden Lage und bei dem innern Kampf einer Menge aufgeregter Empfindungen und Gefühle, faßte Alphonsus jetzt einen Entschluß, wie nur ein so großer und christlicher Monarch, als er selbst war, ihn zu fassen im Stande seyn konnte. Nach Bedes in Asturien berief er sämmtliche Stände seines Reiches. In einer kurzen, aber würdevollen Rede machte er den versammelten Bischöfen und größern Vasallen den Zweck ihrer Zusammenkunft bekannt; berührte

mit vieler Schonung und nur in wenigen Worten die Verirrungen seines ältesten Sohnes, des Prinzen Garcias. Da ihm aber die Stimmung seiner Großen kein Geheimniß war, und er diejenigen wohl kannte, die allenfalls seiner königlichen Macht trotzen zu können glaubten; so ließ er es diesen sehr merkbar fühlen, daß er, von der unbegrenzten Ergebenheit seines sieggewohnten, bisher stets unüberwindlichen Heeres überzeugt, weder äußere noch innere Feinde fürchte, jedem Sturme, wie jeder Gefahr mit kühner Zuversicht entgegen zu treten bereit sey. Was er demnach jetzt thun werde, dürfe man ja nicht irgend einem äußern, ihn zwingenden Einfluß zuschreiben; es sey einzig und allein die Frucht reifer Ueberlegung, so wie der väterlichen Liebe zu seinem Volke. Er ließ hierauf den Don Garcias, den er kurz vorher seiner Haft entlassen hatte, und dessen Bruder Don Ordogno herbeirufen, erklärte dann vor der ganzen Versammlung, daß er jetzt die Regierung niederlege, und sie seinen beiden Söhnen übergebe. Dem Garcias, dem er selbst die Krone aufsetzte, überließ er seine sämmtlichen Länder bis auf Gallicien und die beiden in Portugal eroberten Provinzen, die er seinem jüngern Sohne Ordogno ebenfalls mit dem Titel und der Würde eines Königes übergab. — Staunen fesselte die Zungen aller Anwesenden; denn was Alphonsus jetzt gethan hatte, überstieg bei weitem die Sphäre gewöhnlicher Regenten. Die beiden Prinzen, überrascht und von Dankbarkeit durchdrungen, fielen ihrem Vater zu Füßen. Thränen erstickten ihre Stimme. Alphons umarmte sie zärtlich, verließ hierauf die Versammlung, und begab sich noch an demselben Tage nach St. Jago di Compostella zu seinem Freunde, dem durch hohe Tugend und Frömmigkeit ausgezeichneten Bischof Sisemond (910). Alphons hatte

jetzt sein grosses und schweres Tagwerk vollbracht, und eilte nun, um in der von ihm selbst erbaueten Kirche Gott und Spaniens großem Schutzpatron für alle, sein Leben hindurch empfangenen Wohlthaten zu danken.

17. Um zu beweisen, daß er der Krone würdig sey, wollte Garcias gleich den Anfang seiner Regierung durch irgend eine glänzende Waffenthat bezeichnen. Unverzüglich zog er demnach sein Heer zusammen, fiel in das Gebiet der Mauren ein, schlug ein zahlreiches, von Ayola, einem Anverwandten des Kaliphen geführtes Heer in die Flucht, bekam selbst den Ayola gefangen, und kehrte dann ruhmvoll und mit vieler Beute beladen wieder nach Hause. Der glänzende Regierungsantritt seines Sohnes erfüllte das Herz des alten Alphonsus mit neuer Vaterfreude. Er verließ augenblicklich Compostella, und eilte, seinen mit neuen und frischen Lorbern gekrönten Sohn zu seinem Siege Glück zu wünschen. Aber Garcias kam ihm zuvor, und überraschte seinen Vater zu Astorga, als derselbe so eben allda angekommen war. Freudig gab Alphons seinem Sohne seine Zufriedenheit über dessen gegen Spaniens Feinde erwiesene Tapferkeit und Klugheit zu erkennen. Er entwickelte ihm hierauf die Grundsätze, denen er selbst auf seiner langen Regentenbahn stets gefolgt, gab ihm überhaupt sehr weise Lehren, und eine genaue Anweisung seines künftigen Verhaltens in allen nur möglichen Lagen und Verhältnissen. Garcias versprach treue Befolgung der väterlichen Lehren, und trennte sich endlich von dem Urheber seines Lebens und seiner irdischen Größe, wie nur immer ein liebender Sohn von dem, ihn nicht minder liebenden Vater sich trennt.

18. Alphons blieb den ganzen Winter über in Astorga, wo der tägliche Umgang mit dem heiligen Gennadius, dem Bischofe der Stadt, ihm jede Stunde versüßte. Aber bei dem Gefühle seiner vollen, noch unerschlafften Heldenkraft wandelte ihm jetzt plötzlich die Lust an, noch einmal vor seinem Tode sein siegendes Panier gegen die Feinde des christlichen Namens wehen zu lassen. Er ließ also seinem Sohne sagen, ihm zu einem neuen Einfall in das Sarazenenland auf das nächst kommende Frühjahr ein kleines, aber auserwähltes Heer in Bereitschaft zu halten. Sobald die günstige Jahrszeit die Eröffnung des Feldzuges erlaubte, setzte der schon in Jahren sehr weit vorgerückte königliche Greis sich wirklich an die Spitze dieses Heeres, rückte mit demselben in das Herz des mohamedanischen Gebietes, überstieg die hohen, die beiden Castilien von einander trennenden Gebirge, schlug bei Avila ein starkes Sarazenenheer in die Flucht, drang immer weiter vor, warf alle feindlichen Heerhaufen zurück, und kam endlich mit dem Ruhme eines, selbst in hohem Alter unüberwindlichen Siegers, an der Spitze seines, durch unermeßliche Beute bereicherten Heeres zurück. Aber dieß war auch jetzt der letzte Akt des so scenenreichen Drama's seines thatenvollen Lebens. In Zamora ward er wenige Tage nach seiner Ankunft von einer tödtlichen Krankheit befallen. Sobald die Kunde von des alten Königes gefährlichem Zustande sich im Lande verbreitete, eilten sogleich die Königin und ihre beiden Söhne Don Garcias und Don Ordogno nach Zamora. Auch der heilige Bischof von Astorga begab sich unverzüglich dahin. Alphons fühlte sich überzeugt, daß dieses seine letzte Krankheit sey. Als er die heiligen Sacramente empfangen hatte, dankte er Gott laut für die Gnade, in dem Schoße seiner

Familie, unter der Pflege der Seinigen und in den Armen des heiligen Gennadius zu sterben. Er verschied gegen Mitternacht am 20. December des Jahres 912. Seine Zeitgenossen nannten ihn Alphons den Großen, und die vereinte Stimme aller folgenden Jahrhunderte beweist, daß er diese ehrenvolle Auszeichnung und diesen glorreichen Beinamen in dessen ganzem Umfange verdiente *).

19. Sobald Alphons der Große todt war, wollte Garcias mit dem, von dem Vater ihm angewiesenen Ländertheil sich nicht mehr begnügen. Er rüstete sich, um seinem Bruder Gallicien und die portugiesischen Provinzen mit Gewalt zu entreißen. Aber Ordogno war ein Prinz, der das, was er rechtmäßig besaß, nicht so leicht sich wieder nehmen ließ. Er sammelte ein kleines Heer, besetzte alle in sein Land führende Pässe, und zeigte Entschlossenheit zum Kampf auf Leben oder Tod. Schon standen beide Brüder einander feindlich gegenüber, als es endlich dennoch ihrer Mutter, der Königin Ximene und dem heiligen Gennadius gelang, Friede und Eintracht unter den beiden Königen wieder herzustellen. Der beginnende blutige Bruderzwist

*) Alphons der Große, der auch ächte Gelehrsamkeit, besonders, wenn mit wahrer Frömmigkeit verbunden, zu schützen und zu würdigen wußte, war selbst einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Er ist Verfasser der in diesem Werke schon oft erwähnten Chronik, die er auf Bitte Sebastians, Bischofes von Orense verfertigte, weil die Geschichte Spaniens seit Königs Wamba Zeiten beinahe völlig in Vergessenheit gerathen war. Alphons benutzte dazu die besten, damals vorhandenen Quellen und Urkunden. Seine Jahrbücher beginnen mit dem Tode Receswints und endigen bei seiner eigenen Thronbesteigung.

löste sich nun in ein gemeinschaftliches Bündniß gegen die Sarazenen auf, wovon ein abermaliger siegreicher Feldzug und der Gewinn großer Beute die Folgen waren. — Bald darauf starb auch Donna Ximene. Eine Ruhestätte ward ihr in der Kirche zu Astorga an der Seite ihres großen Gemahls. — Garcias glorreicher Regierungsantritt hatte die schönsten Hoffnungen erregt, und der junge Monarch schien denselben vollkommen entsprechen zu wollen; aber: „willst du lange leben auf Erden," sprach einst der Herr auf Sinai, „so sollst du Vater und „Mutter ehren." Gegen dieses heilige Gebot hatte Garcias schnöde gefrevelt; und so starb er nun nach einer äußerst kurzen Regierung von kaum drei Jahren, und zwar in der vollen Blüte seines Alters. Da er keinen Erben hinterließ, so kann man wohl sagen, daß er völlig spurlos, gleich einem Schatten schnell über Spanien hinwegwallte. — Nach seinem Tode war sein Bruder Ordogno II. alleiniger Herr sämmtlicher von Alphons dem Großen hinterlassenen Länder (913).

19. In der jetzt von uns durchlaufenen Periode erhob sich auch das kleine Navarra zu einem Königreich. Die Zeit der Entstehung desselben kann nicht mit Genauigkeit angegeben werden *). Mit vieler

*) Darin stimmt von den vielen spanischen Geschichtschreibern beinahe kein einziger mit dem andern überein und ihre Angaben sind so verschieden und einander so widersprechend, daß es vergebliche Mühe wäre, daraus klug werden zu wollen. Einige behaupten sogar, das Königreich Navarra sey zu gleicher Zeit mit jenem von Oviedo oder Asturien entstanden; ein offenbarer Irrthum, wie es sich deutlich aus der Chronik Alphonsus des Großen ergibt, besonders aus jener, etwas weiter hier oben, von uns aus eben die-

Wahrscheinlichkeit kann man sie in die letzten Jahre des ersten Decenniums der zweiten Hälfte des 9ten Jahrhunderts setzen. Die meisten spanischen Geschichtschreiber nennen den ersten König von Navarra Don Garcias. Er war ein Sohn des nämlichen Grafen Garcias, welcher sich mit einer Tochter des Muza von Saragossa vermählt hatte, und nachher in dem mörderischen Treffen gegen Ordogno I., den Vater Alphonsus des Großen gefallen war. Die Dauer der Regierung des Königes Garcias läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen. Ihm folgte sein Sohn Fortun, der, nachdem er ungefähr fünf und zwanzig Jahre über Navarra geherrscht hatte, die Regierung niederlegte, sie seinem weit jüngern Bruder übertrug, und seine übrigen Tage als Mönch in dem Kloster von Leyria verlebte. Sancho, so hieß Don Fortuns Bruder, war einer der ausgezeichnetsten Regenten seiner Zeit. Durch eine Reihe über die Sarazenen gemachter Eroberungen erweiterte er sehr bedeutend die Grenzen seines Reiches. Gegen das Ende seiner Regierung erstreckte sich dasselbe schon ziemlich weit bis jenseits des Ebro. Aber Sancho war nicht blos Eroberer, sondern auch Regent und Staatsmann. Er gab seinem Reiche bessere Gesetze und Verfassung, gewöhnte seine Unterthanen an bürgerliche Ordnung, führte eine in allen ihren Theilen geregeltere Ver-

---

ser Jahrbüchern ausgezogenen Stelle, in der Alphons berichtet, daß Muza sich den Titel eines dritten spanischen Königes beigelegt habe. Ein klarer Beweis, daß es sogar damals, also ungefähr 150 Jahre nach Entstehung des Königreiches Oviedo, doch noch kein Königreich Navarra gab, indem ja sonst der Renegat Muza nicht den Titel eines dritten, sondern eines vierten spanischen Königes sich beigelegt haben würde.

waltung ein; kurz; er bildete die Navarrer zu einer Nation, wodurch nun erst Navarra in dem wahren Sinne des Wortes sich zu einem Königreich erhob. In der spanischen Geschichte führt er daher auch den ruhmvollen Beinamen: Restaurator. Seine Regierung trat er in dem Jahre 905 an, und war demnach ein jüngerer Zeitgenosse Alphonsus des Großen. Aber mit dem Sohne desselben Ordogno II. schloß er ein unauflösliches Bündniß, und die Geschichte beider Reiche ist nun auf einige Zeit innigst mit einander verwebt, daher auch von König Sancho erst in der Folge nähere Rede seyn kann.

21. Die Omajaden, welche seit Don Ramiro's Thronbesteigung bis zum Tode Alphons des Großen über Spanien herrschten, sind: Abd-er-Rhaman II. (von 822 bis 852), Mohamed (von 852 bis 886), Mundhir, der nur zwei Jahre herrschte. Abdallah (von 889 bis 912) — Ihre, mit den Christen größtentheils unglücklichen, mit Länderverlust verbundenen Kriege, so wie auch ihr nur selten unterbrochener Kampf mit aufrührerischen Städten und Statthaltern sind unsern Lesern schon bekannt. Aber dessen ungeachtet befand sich doch das Reich unter ihrer Herrschaft in einem ganz ungewöhnlich blühenden Zustand, und wenn die beinahe jedes Jahr in furchtbarer Progression steigenden Einkünfte des Kaliphen mit dem Nationalvermögen in einem, nur einigermaßen erträglichen Verhältniß standen, so muß Spanien damals reicher und wohlhabender gewesen seyn, als es zu irgend einer andern Zeit, selbst bis auf den heutigen Tag, jemals noch gewesen war*). Die Christen wurden

*) Unter Abd-er-Rhaman I. und seinem Sohne Hescham

zwar von diesen Kaliphen hart gedrückt, oft sogar blutig verfolgt; aber daran mögen politische Gründe eben so vielen Antheil gehabt haben, als der, den Jüngern Mohameds stets eigener blutiger Fanatismus. — An schimmernder Pracht glich der Hof der Kaliphen von Cordova vollkommen jenem der Kaliphen in Bagdad oder Samarra, und in der Verschwendung ungeheurer Summen zur Erbauung prächtiger Paläste, feenartiger Gärten und Bewunderung erregender Moscheen übertrafen sie nicht selten sogar die Touloniden in Aegypten. Gleich den Abassiden, liebten und beförderten auch die spanischen Omajaden in ihrem Reiche Künste und Wissenschaften, errichteten mit ungeheuerm Kostenaufwand große Bibliotheken, gründeten endlich eine Menge Schulen und Bildungsanstalten, und zwar, was ganz gegen die Sitte des Orients ist, sogar für das weibliche Geschlecht. An gelehrten Frauen fehlte es also damals den spanischen Mohamedanern nicht, besonders an großen Dichterinnen, die wirklich oft Gedichte lieferten, die, weil sie den Preis errangen, an den Wänden der Moscheen oder des großen Palastes angeheftet wurden. Aber ebenfalls wie die Abassiden, überließen sich auch die spanischen Kaliphen nur gar zu gerne metaphysischen, wie muselmännisch-theologischen Spitzfindigkeiten, und

---

also von 762 bis 796 beliefen sich die Einkünfte Spaniens höchstens auf sechsmal hundert tausend Ducaten. Unter Abd-er-Rhaman II. der von 822 bis 852 regierte, waren die Einkünfte schon auf eine Million Ducaten gestiegen, und wurden nun immer nach und nach noch vermehrt; so daß sie schon unter Abd-er-Rhaman III., also ungefähr 60 Jahre nachher, die beinahe unglaubliche Summe von nächst dreizehn Millionen erreicht hatten.

der Wahn astrologischer Wahrsagerei war unter den spanischen Arabern eben- so tief gewurzelt, wie unter jenen des Orients. Astrologen, Dichter, Aerzte, Philosophen rc., standen demnach auch an dem Hofe von Cordova und in den Häusern der Großen in ungemeinem Ansehen; besonders wurden große Musiker von den Kaliphen ganz vorzüglich geschützt. Man behauptet, die Tonkunst habe den spanischen Arabern sehr vieles zu danken, und die Tonleiter der Italiäner sehr viele Aehnlichkeit mit jener der Araber, auch sollen von diesen die Italiäner das Solfiren entlehnt haben *). Das Merkwürdigste von Abd-er-Rhamans II. Regierung ist, daß während derselben die Höfe von Constantinopel und Cordova, durch gegenseitig an einander geschickte Gesandtschaften, diplomatische oder politische Verbindungen anzuknüpfen anfingen; und sicher würde Abd-er-Rhaman mit dem griechischen Kaiser in ein Bündniß gegen den Kaliphen von Bagdad getreten seyn, hätten nicht innere Unruhen und der Krieg mit den Christen im Norden Spaniens ihn daran gehindert **). Ihm folgte auf dem Throne sein Sohn Mohamed, dessen ganze Regierungsgeschichte blos unglückliche Kriege mit den Christen, und dann in,

*) Die, welche hierüber nähere Auskunft zu erhalten wünschen, besonders Kunstverständige, finden dieselbe in la Borde's und Richardsons Werken.

**) Der Verkehr christlicher Monarchen mit den spanischen Kaliphen ward nachher noch ungleich lebendiger. Schon Carl II: von Frankreich unterhielt mit Mohamed, Abd-er-Rhamans II. Sohn und Nachfolger einen regelmäßigen Briefwechsel und beide begrüßten sich öfters durch gegenseitig einander geschickte Gesandschaften. Nicht ohne Erstaunen werden wir sogar in der Folge einem Gesandten Kaisers Otto des Großen an dem Hofe des Kaliphen zu Cordova begegnen.

nere Empörungen; vorzüglich jene des Muza in Saragossa ausfüllen. Von Mundhier, Mohameds Sohn und Nachfolger, ist nichts zu sagen, als daß er von seinen Unterthanen, obgleich er ihre Steuern und Abgaben vermindert hatte, dennoch vertrieben ward, und gleich darauf starb, als er gerade im Begriffe stand, sie durch Waffengewalt sich wieder zu unterwerfen. Den Kaliphenstuhl bestieg nun Mundhirs Bruder, Abdallah. Seiner großen Gelehrsamkeit, besonders seiner ausgezeichneten dichterischen Anlagen, wie auch seiner feinen, gebildeten Sitten und gefälligen Manieren wegen, wird er von den arabischen Geschichtschreibern ungemein gerühmt. Er war ein gutmüthiger, friedliebender Fürst, der sehr gerne in seinen Palästen und Zaubergärten sich ungestört seines Lebens erfreut haben würde, hätten nur die spanischen Christen ihm Ruhe gegönnt; aber Alphons und seine Getreuen waren weder Dichter noch Metaphysiker, verstanden aber desto besser Schwert und Lanze zu führen, und im Dienste Gottes und der Kirche deren unversöhnliche Feinde unaufhörlich zu bekämpfen. Abdallah starb bald nach Alphons dem Großen, nämlich in dem Anfange des Jahres 913 und ihm folgte nun einer der allermerkwürdigsten Kaliphen aus dem Geschlechte der Omajaden, nämlich Abd-er-Rhaman III., dessen nicht wenig interessante Regierungsgeschichte jedoch nicht in den gegenwärtigen, sondern erst in den folgenden Zeitabschnitt gehört.

IX.

1. Specielle Kirchengeschichte. — Schisma des Photius. — Der eben so frommen

s staatsklugen Kaiserin Theodora war es in dem
ahre 843 gelungen, den ikonoklastischen Wahn
f immer aus ihrem Reiche zu verbannen. Die
ne, mit Rom gleichförmige Lehre flammte daher
eder auf allen Leuchten der morgenländischen Kir-
, und in Friede und Einheit des Glaubens um-
mten sich nun auch wieder die abendländische und
orgenländische Christenheit. Leider war diese, für
de Kirchen so erwünschte Periode von äußerst
rzer Dauer. Das böse, allen göttlichen Impul-
nen entgegen wirkende Princip hatte einen Cäsar
ardas in seinem Dienste, und bald bediente es
h desselben als eines Werkzeuges, seiner eigenen
mmen Schwester gottgefälliges Werk wieder zu
stören, und die Veranlassung zu einem aberma-
en Schisma herbeizuführen, das der Kirche noch
ne ungleich schmerzhaftere Wunde schlug, als nur
mer die hundert und sechzehnjährige Ketzerei und
erfolgungswuth der Ikonoklasten ihr jemals hat-
n schlagen können. — Man wird sich aus dem
weiten Abschnitte dieses Bandes jenes Vorfalles er-
nern, der den Bardas zum unversöhnlichen Feinde
s heiligen Ignatius machte, der Gewaltthätigkei-
n, die sich der Cäsar hierauf gegen ihn erlaubte,
nd der Mittel, deren er sich bediente, um auf den
atriarchenstuhl, von welchem er den Ignatius ver-
ieben hatte, den Photius zu erheben.

2. Unstreitig war Photius ein Mann von
chst seltenen Geistesgaben. Aber statt mit seinem
bergroßen geistigen Vermögen zum Besten der Kir-
e und des Staates zu wuchern, ward beiden der
eichthum seiner Talente nur desto verderblicher.
tolz und Herrschsucht waren des Photius, ihn
llig dominirende Leidenschaften; um diese zu be-
iedigen, schreckte er vor keinem Frevel zurück, ver-

schmähte kein Mittel, so schlecht und gottlos es au seyn mochte *). Durch List und Schlauheit, w wir schon erzählt, war es zwar dem Bardas g lungen, zu der Entfernung des Ignatius von d meisten Bischöfen deren Zustimmung zu erschleiche Als sie aber vernahmen, daß man der Kirche d Photius, einen Laien, aufdringen wollte, vereini ten sich sogleich wieder alle zu desto kräftigerem W derstande, und man würde keinen Bischof haben fi den können, der ihn zum Patriarchen geweihet hätt wäre nicht der, mit jeder Art von Schande ve traute Gregorius Asbesta in Constantinop anwesend gewesen. Derselbe war ein unversöhnl cher Feind des Ignatius, der ihn seines unbischö lichen Wandels wegen im Jahre 853 in einem Co

*) Es ist höchst sonderbar, und selbst überraschen den Photius bisweilen unter den großen und berühm ten Männern aufgeführt zu finden. Groß kann nich derjenige genannt werden, der, obgleich mit große Geistesgaben ausgerüstet, dennoch stets den verderb lichsten Gebrauch davon macht, nur ausschließlich den Dienste der niedrigsten Leidenschaften sie weiht. Oh nehin kann ein verdorbener Mensch nie etwas wahr haft Großes und Erhabenes vollbringen; denn über dachte planmäßige Bosheit erstickt jeden Funken de göttlichen Lichtes, mithin auch die Flamme ächte höherer Begeisterung. Eben so wenig kann auch au Ruhm und ruhmvolle Anerkennung sowohl unter de Zeitgenossen, als bei der Nachwelt, derjenige eine gerechten Anspruch machen, der mit allen seinen Kräf ten eines ganz ungewöhnlichen Verstandes dennoch i dem, von der Vorsehung ihm angewiesenen Kreise n auf irgend eine Weise Etwas zum Segen der Mensc heit vollbracht hat. Also nicht unter den große sondern blos unter den gelehrten, nicht unter de berühmten, sondern nur unter den berüchtig ten Männern gebührt diesem Photius eine Stelle.

cilium seiner Würde und seines Amtes entsetzt hatte *). Gregor bot sich demnach sogleich an, und war nun schon die Erhebung des Photius zum Bischof gegen die, von so vielen Päbsten und Concilien gegebenen Canons, so wurden in seiner Weihe nicht minder wieder die Satzungen der Kirche gröblich verletzt. Sämmtliche Weihen wurden nämlich dem Photius innerhalb sechs Tagen schnell nach einander ertheilt. Am ersten Tage machte Gregor den Photius aus einem Laien zum Mönch, am zweiten zum Lektor,

*) Die eigentliche Ursache, oder vielmehr das Verbrechen, wegen dessen Gregorius abgesetzt ward, ist nicht bekannt. Er muß aber nothwendig ein notorisch bekannter Schalk im bischöflichen Gewand gewesen seyn, weil Ignatius, als er zum Patriarchen gewählt ward, es durchaus nicht zugab, daß bei seiner Consecration auch Gregorius gegenwärtig sey, indem durch dessen Gegenwart die heilige Handlung befleckt würde. Sobald Ignatius sein hohes Amt angetreten hatte, rief er ein Concilium zusammen, und setzte den Asbesta ab. Den conciliarischen Spruch sandte der Patriarch nach Rom, und suchte bei dem Pabste Leo **IV.** die Bestätigung desselben nach. Aber Leo starb gleich darauf, und auch sein Nachfolger Benedikt **III.** zögerte mit der Bestätigung, jedoch, wie auch nachher Nicolaus **I.** sagte, blos aus dem Grunde, weil die Milde des römischen Stuhles dem Verurtheilten noch eine geraume Zeit zu seiner Vertheidigung und Rechtfertigung lassen wollte. Da nun Gregorius mehrere Jahre vorübergehen ließ, ohne seine Rechtfertigung bei dem römischen Stuhle einzureichen, so ist dieß ein klarer Beweis, daß sein schuldbewußtes Gewissen in Verbindung mit der Unmöglichkeit, den apostolischen Stuhl täuschen zu können, ihm alle Hoffnung benahm, sich wirklich und in Wahrheit rechtfertigen zu können, mithin auch das von Ignatius in einem Concilium gefällte Urtheil nichts weniger als zu streng, oder gar ungerecht war.

am dritten zum Subdiacon, am vierten zum Diacon, am fünften zum Priester, und am sechsten, mit Zuziehung zweier ihm ähnlicher Bischöfe, nämlich des Petrus von Sardis und des Eulogius von Apamea zum Bischof und Patriarchen.

3. Photius führte jetzt zwar den Titel eines Patriarchen von Constantinopel, fühlte aber sehr wohl, daß er es bei weitem noch nicht war; denn der Patriarchenstuhl war ja noch nicht erlediget, und zur Erledigung desselben führten nur folgende drei Wege, nämlich entweder der Tod des Ignatius oder dessen Absetzung in einem Concilium auf vollkommen canonischem Wege, oder endlich auch des Ignatius freiwillige Verzichtleistung. Um den Ignatius heimlich ermorden zu lassen, dazu war Photius für jetzt auf der Bahn des Lasters und aller Frevel noch nicht weit genug vorgeschritten, obgleich er später, wie man sich erinnern wird, einen solchen Mordversuch machte. Den Ignatius in einem Concilium absetzen zu lassen, daran war noch weniger zu denken. Gegen den Wandel wie gegen die Lehre des frommen Patriarchen konnte nicht die mindeste Klage vorgebracht werden; zudem waren auch beinahe alle Bischöfe wieder fest entschlossen, den Ignatius nicht zu verlassen, und standhaft an seiner Seite auszuharren. Nichts war also übrig, als freiwillige Verzichtleistung; und um diese von dem ehrwürdigen Patriarchen zu erhalten oder zu erzwingen, wurden nun alle Mittel angewandt, die nur immer List, Schlauheit, Lug, Trug und Grausamkeit dem Photius und dessen mächtigem Gönner, dem Bardas, darbieten konnten *).

*) Um den Patriarchenstuhl unangefochten besteigen zu können, hätte es für den Photius auch noch zwei an-

4. Während man also jetzt von allen Seiten in den Ignatius drang, um ihn zu bewegen, seine Kirche zu resigniren, wurden zugleich auch alle nur mögliche Triebfedern in Bewegung gesetzt, um die in Constantinopel anwesenden Bischöfe bald durch schlau ersonnene Scheingründe, bald durch Schmeicheleien, lockende Versprechungen, oder auch Drohungen für den Photius zu gewinnen. Anfänglich hielten sie diese Prüfung aus; aber es dauerte nicht lange, so erging es ihnen, wie es nicht nur Bischöfen und Priestern, sondern auch Laien in solchen und ähnlichen Fällen ergehen wird, so bald ihr Sinn nicht fest in Gott gegründet ist, sie demnach auch nicht in heiliger Einfalt des Herzens in allem ihrem Thun nur auf Gott blicken, nur Ihn allein verlangen, daher nur gar zu gerne zwei ganz unvereinbare Dinge, nämlich Ehre vor Gott und Ehre vor den Menschen mit einander zu vereinbaren suchen. Um die Gunst des Hofes nicht zu verscherzen, jedoch auch ihren rechtmäßigen Patriarchen nicht zu verlassen, und sich dadurch den Vorwurf gottesvergessener Feigheit zuzuziehen, machten sie dem Photius den Vorschlag, daß sie ihn zwar als Patriarchen, aber nur als Gehülfen, gleichsam als Coadjutor des Ignatius anerkennen wollten, und zwar unter der Bedingung, daß er ihnen

dere Erfordernisse gegeben, nämlich: 1. Canonische Wahl von der Clerisei und dem Volke, und 2. Anerkennung und Bestätigung von Seiten des römischen Stuhles. Aber Ersteres würde dem mächtigen Manne und dem, eben weil er so mächtig war, sich überall sogleich eine zahllose Menge hülfreicher Hände darbot, durchaus nicht gefehlt haben, und auf diese Weise die Bestätigung von Seiten Roms am Ende ebenfalls noch erschlichen worden seyn. Hierüber konnte ihm auch nicht der mindeste bange Zweifel vorschweben. Worauf es also jetzt ganz allein ankam, war blos Erledigung des Patriarchenstuhles.

schriftlich und eidlich verspreche, den Ignatius wie seinen Vater zu ehren, und gegen dessen len nicht das Mindeste zu unternehmen. Ph war zu sehr mit der Tiefe des Verderbnisse menschlichen Herzens bekannt, um nicht sogleich zusehen, daß er Bischöfe, die jetzt schon zu w und von der wahren Bahn, wenn auch nur fi breit, abzuweichen anfingen, bald völlig in Gewalt haben werde. Er nahm also, ohne sich zu besinnen, ihren Vorschlag an, und stellte das verlangte, mit einem Eide bekräftigte schri Versprechen aus. Aber noch waren keine zwei nate vorüber, als Photius die Bischöfe fühlen wie sehr sie wären getäuscht worden. Ign ward nicht nur mit jedem Tage grausamer b delt; sondern der Afterpatriarch hatte sogar die ne, von den Bischöfen die Auslieferung seines nen ausgestellten Reverses zu verlangen. Die, che ihm hierin nicht zu Willen seyn wollten, den ohne weiteres eingekerkert und auf man Weise mißhandelt; jene, welche leichten Kaufes ren, theils durch Versprechungen, theils durch hungen gewonnen, und kurz, Photius erhielt Schrift wieder zurück; jedoch erst, nachdem dem Bischofe von Cyzikum, der sie durchaus hergeben wollte, einige Finger zerbrochen und hierauf abgesetzt und verbannt hatte.

5. Das empörende Detail der blutigen folgung und unmenschlichen Behandlung des he Ignatius ist dem Leser größtentheils schon bek Vorzüglich war es das byzantinische Beamten del, welches unter einander wetteiferte, einem worfenen Knecht der Sünde zu gefallen, und damals schon als heilig anerkannten Diener G

und der Kirche zu quälen *). Aber dieses beispiellos ungerechte Verfahren gegen den Ignatius ward nun bald auch in den Provinzen ruchbar. Viele Bischöfe, denen Recht und Gerechtigkeit, Tugend und Religion noch keine leeren Worte waren, begaben sich nach Constantinopel, und versammelten sich in der Kirche zur heiligen Irene zu einem Concilium, in welchen sie den Photius absetzten, und ihm, wie allen, die ihn als Patriarchen anerkennen würden, das Anathema sprachen. Aber der Afterpatriarch lachte des Erkühnens dieser Bischöfe. Die furchtbare Gewalt einer völlig despotischen Regierung stand ihm zu Gebote, und von leidenschaftlicher Herrschsucht hingerissen, und schon gefesselt in allen Banden des Satans, überschritt er nun alle

*) Wie sehr schrankenloser und eben daher größtentheils tyrannisch launenhafter Despotismus die Menschen herabwürdiget und bis zum niedrigsten Grade verschlechtert, davon liefert uns die Leidensgeschichte des Ignatius abermals einen auffallenden Beweis. Als Ignatius, bevor man ihn nach Mitylene führte, gefangen nach Numera gebracht und dem Vorstand dieser Stadt, einem gewissen Leo Lalakon übergeben ward, erfrechte sich dieser Elende, seinem Gefangenen mit der Faust einen so derben Schlag auf die Wange zu geben, daß demselben zwei Stockzähne ausfielen. Wäre der Gefangene auch der ärgste, selbst schon völlig überwiesene Missethäter gewesen; so würde eine solche, durch gar nichts veranlaßte Mißhandlung schon eine höchst strafbare Vermessenheit gewesen seyn. — Wo aber Despotismus durch alle Adern eines Staatskörpers fließt, und gleichsam alle Sauggefäße desselben füllt, da ist er auch von allem das einzige beseelende und belebende Prinzip, und in Uebereinstimmung mit demselben rechtfertiget dann schon die bloße Tendenz, dem jedesmaligen Machthaber zu gefallen, auf welche Art dieß auch geschehen mag, selbst die schlechteste und verwerflichste Handlung.

Grenzen, die oft selbst der ärgste zeitliche Tyrann zu überschreiten nicht wagt. Eine schreckliche Verfolgung brach jetzt gegen eben jene Bischöfe los. Leider bestanden nur wenige den heißen Kampf. Die mehrsten unterwarfen sich dem Kirchentyrannen und die, welche furchtlos auf dem, von ihnen angenommenen, ehrenvollen Standpunkt aushielten, wurden von ihren Stühlen vertrieben, und mit einer, alle Begriffe übersteigenden Grausamkeit mißhandelt *). — Durch die bisher ihm stets gelun-

*) Welche unerhörte, gewöhnlich noch mit teuflischem Hohne verbundene Grausamkeiten Photius, ein Bischof gegen seine Mitbischöfe sich erlaubte, übersteigt alle Vorstellung, und mit Recht würde man an der Erzählung derselben zweifeln, wenn nicht die Akten des achten, oecumenischen Conciliums unleugbare Beweise darüber enthielten. Alle Schlachtopfer der Wuth des Photius erschienen nämlich vor diesem Concilium, und erstatteten mündlich den versammelten Vätern Bericht über das, was sie während der tyrannischen Regierung des Afterpatriarchen hatten erdulden müßen. Um von dem verruchten Charakter dieses Menschen dem Leser ein noch vollständigeres Bild zu geben, wollen wir jetzt jene Bischöfe selbst zu ihm sprechen lassen: «Ex his, quot exiguitatem nost- «ram severitatibus submiserit, etsi dicere non «possumus, vos colligere et nosse valetis. Si «enim talibus summis sacerdotibus; scilicet Pa- «pae Nicolao, ac studiosissimo Patriarchae Igna- «tio talia operatus est; nobis utique humilibus «mentis munditia qualia fecerit, non ignoratis. «Multi enim ex nobis cum infidelibus gentibus «in praetorio mulctati sunt, fameque et siti, seu «caeteris miseriis afflicti ad secandum marmora «pro lignis damnati sunt. Alii autem pro eo ut «aut lignis ferirentur, spatha percutiebantur, «his, qui feriebant, non ut sacerdotes, neque ut «hominis carnem ferentes, sed ut inanimata cor-

ten Frevel immer kühner gemacht, und nunmehr ch einer nicht unbedeutenden Anzahl von Bischö- versichert, hatte Photius jetzt sogar die Frech- t, in der Kirche der heiligen Apostel ebenfalls Concilium seiner Anhänger zu versammeln. Auf sem Conciliabulum war Photius zugleich Anklä- und Richter des Ignatius. Dieser war abwe- d, lag auf der Insel Mitylene in Banden, und rd nun, ohne daß man ihn vor die Schranken ses Räuberconciliums geführt, ihm die gegen ihn hobene Klage mitgetheilt, und seine Rechtfertigung hört hätte, auf die ungerechteste, man will nicht gen, allen Canons zuwiderlaufende, sondern jedes ch nicht völlig erstorbene Menschengefühl empö- nde Weise verurtheilt, seiner Würde entsetzt, und m, sammt allen Bischöfen, Geistlichen und Layen, elche sich nicht von ihm trennen würden, das Ana-

———

»pora percutientibus. Illud vero, quos calci- »bus submittebant, et huic poenae subjectis vis- »cora evellebant, ut leve tormentum habebant. »Id praeterea, quot monilibus ferreis afficiebat, »et catenis vinciebat, foenum post multos dies »in escam praebens, humanitatem multam esse »putabat. Quot autem in tenebris et um- »bra mortis, in foetoribus mortiferis inclu- »debant, nec tegebant cum facerent, »sed glo- »riantes et cachinnantes magna voce, nescien- »tibus cum feritate atque jactantia loque- »bantur ludentes: et rogati, ut talibus miseri- »cordiam praeberent, magis insaniebant et dete- »rius causabantur. Alios etiam in extremitates »orbis, in alienigenarum loca fecit exulare. His »atrocitatibus submissi nos, et in summum sa- »cerdotem nostrum, et viros, qui cum illo perse- »verabant, pejora his committi videntes, afflicti »et fatigati sumus, tam in aliis fieri aspicientes, »quam ipsi talia patientes. (Conc. Constant. »sers. 2)

thema gesprochen. Zur Ehre der bischöflichen Würde müssen wir jedoch bemerken, daß auf diesem Pfuiconcilium doch einige, obgleich nur wenige Bischöfe furchtlos ihre Stimme zur Vertheidigung des Ignatius erhoben. Natürlich vermochten sie nichts gegen die unverhältnißmäßige Mehrzahl, und die Frucht ihrer apostolischen Freimüthigkeit war blos, daß sie nun ebenfalls die Ehre hatten, die Anzahl der auch in Schmach und Banden noch standhaften Bekenner zu vermehren *).

6. Eine Folge dieses Conciliums war, daß der Anhang des Photius auch unter dem Volke sich bedeutend vermehrte. Indessen waren unter demselben die Anhänger des Ignatius doch noch ungleich zahlreicher, als jene des Photius, und schon begann ein förmliches Schisma wieder die orientalische Christenheit in zwei Partheien zu theilen. Um einer gänzlichen Spaltung zuvorzukommen, die ihm selbst, wie seiner usurpirten Würde höchst gefährlich werden konnte, ja am Ende nothwendig gefährlich werden mußte, blieb dem Photius kein anderes Mittel übrig, als eine päbstliche Bestätigung des in dem Concilium gegen Ignatius gefällten Urtheils. Aber wie war dieselbe zu erhalten? Konnte man nur einen Augenblick hoffen, daß der Pabst (Nicolaus I.) nicht auch verlangen werde, den Beklagten selbst zu hören, wenigstens dessen Vertheidigungsschrift sich nicht würde vorlegen lassen; und durfte man in diesem Falle sich schmeicheln, daß dieses Pabstes bekannter Scharfblick nicht sogleich den, wenn auch noch so dichten Nebel von Schalkheit

*) Es waren ihrer jedoch nur fünf, und an ihrer Spitze stand der ehrwürdige Erzbischof Metrophanes von Smyrna.

und Bosheit durchschauen werde? Dieses sah Photius sehr wohl ein; aber seine, mit allen Labyrinthen des Truges vertraute Schlauheit zeigte ihm bald einen andern, ungleich sicherer zum Ziel führenden Weg. Unter dem Vorwand nämlich, als wäre der ikonoklastische Irrthum in der orientalischen Kirche noch nicht völlig erloschen, und zu dessen völliger Beseitigung ein sehr zahlreiches Concilium, jedoch unter Zuziehung zweier päbstlicher Abgeordneten durchaus nöthig, ward eine Gesandtschaft von Seite des Kaisers (Michael III.) nach Rom beschlossen. Die Gesandtschaft sollte den Schein haben, als beziehe sie sich blos auf die Irrlehre der Ikonoklasten, daher auch die Gesandten vorzüglich beauftragt wurden, den Pabst inständigst um die Absendung zweier Legaten zu dem, der Ikonoklasten wegen in Constantinopel zu haltenden Concilium zu bitten. Die Angelegenheiten des Photius und Ignatius wollte man nur als eine Nebensache betrachten, jedoch bei dieser Gelegenheit den römischen Stuhl von dem ganzen Hergange — (freilich völlig im Sinne des Photius und Bardas) — in Kenntniß setzen. Daß der römische Stuhl die Bitte des Kaisers wegen Absendung zweier Abgeordneten zu einem Concilium in Constantinopel gewähren werde, dieß unterlag gar keinem Zweifel; und wären die päbstlichen Legaten einmal in Constantinopel, dann konnte man mit Zuversicht hoffen, was auch wirklich nachher geschehen ist, nämlich durch dieselben, so oft schon mit allem Erfolge angewandten Mittel, das heißt, theils durch Drohungen und Mißhandlungen, theils durch große Geschenke sie so zu gewinnen, daß sie ohne allen Anstand das gegen Ignatius gefällte Urtheil im Namen des Pabstes unterzeichnen, und eben dadurch alsdann gezwungen seyn würden, dem heiligen Vater einen, dem Pho-

tius durchaus günstigen Bericht zu erstatten. — An der Spitze der von Michael an den römischen Stuhl geordneten Gesandtschaft stand ein Anverwandter des Photius, nämlich der Protospatatarius Arsaber. Er war Ueberbringer eines Schreibens des Kaisers an den Pabst und zugleich auch einer Menge kostbarer Geschenke für den heiligen Petrus, unter andern einer sehr großen, goldenen, mit vielen Juwelen besetzten Patene von ungemein hohem Werthe. Mit Arsaber reisten auch vier, von Photius gewählte Metropolitanbischöfe nach Rom. Sie sollten von ihrem Afterpatriarchen einen Brief dem Pabste überreichen, und diesem dann über die Erhebung des Photius noch mündlich alle nähere Umstände berichten; das heißt mit andern Worten, sie sollten dem heiligen Vater den Kopf so voll lügen, daß dieser endlich in die Versuchung gerathen müßte, ihre Lügen für Wahrheit zu halten. — Man muß es gestehen, der Brief des Photius ist ein wahres Meisterstück eines zwar durchaus verdorbenen, aber zugleich auch mit allen Kräften eines ungewöhnlichen Verstandes wuchernden Gemüthes. Aber von einem geheimen Schauer wird man ergriffen, wenn man ihn liest. Man schrickt zurück vor dem höllischen Lügengeist, der vom Anfange bis zum Ende daraus spricht, vor des Photius, in allen Gefäßen seines Herzens tief wurzelnden Verruchtheit, und der satanischen Heuchelei, mit der er von seiner eigenen Heiligkeit dem Pabste einen hohen Begriff beizubringen, und eben dadurch ihn für sein Interesse zu gewinnen sucht. — Hier dieß, in der Geschichte menschlicher Bosheit und teuflischer Verirrung äußerst merkwürdige Aktenstück.

7. Schreiben des Photius an Pabst

Nicolaus I. *). — „Wenn ich oft die Erhabenheit und Heiligkeit des Episcopats betrachtete, und eingedenk der menschlichen Schwachheit, es tief empfand, wie wenig besonders meine eigenen Kräfte den hohen Foderungen des Priesterthums zu entsprechen im Stande seyn würden **); so konnte ich es nie begreifen, und gerieth dabei stets in staunende Bewunderung, daß es zu jeder Zeit dennoch Menschen geben konnte, die, obgleich im Gefühle ihres völligen Unvermögens, und der Fleisch und Blut anklebenden Sündhaftigkeit, es demungeachtet wagten, dieser furchtbar heiligen Bürde sich zu unterziehen, und ein Amt zu übernehmen, dessen Verrichtungen die Kräfte und Reinheit eines Cherubs erfodern. Wenn ich mich aber jetzt in diese und ähnliche Betrachtungen versenke, und sehe, daß eben diese furchtbare, mit so großer Verantwortlichkeit verbundene Last, an die der blose Gedanke mich bisher schon mit Schrecken erfüllte, nun gar auf meinen eigenen Schultern ruhet; so finde ich keinen Ausdruck, um den schneidenden Schmerz, den tiefen Gram zu beschreiben, der mich zu Boden drückt, ja beinahe völlig zermalmt. Schon von meiner frühesten Jugend an, — (denn da ich jetzt an Euer Heiligkeit schreibe, wie dürfte ich die Wahrheit verschweigen!) — war es stets der Lieblingswunsch meiner Seele, ferne von dem Gewühl

*) Die Ueberschrift des Briefes war: **In omnibus sanctissimo, sacratissimo, reverendissimo comministro Nicolao Papae, senioris Romae, Photius episcopus Constantinopoleos novae Romae.**

**) Eine wörtliche, genau grammaticalische Uebersetzung dieses Briefes wäre offenbar hier nicht an geeigneter Stelle; indem aus einer solchen weder der geheime Sinn des Briefes, noch der Geist, in dem er geschrieben ist, anschaulich hervorgehen würden.

„der Geschäfte und dem Getümmel der Welt, in „stiller Abgeschiedenheit, blos den Wissenschaften zu „leben. Trotz meines sehnlichsten Verlangens ward „dennoch dieses schöne Ziel meinem Auge entrückt, „und ich gegen meinen Willen auf die geräuschvolle „Bühne des öffentlichen Lebens gestellt. Wenn ich „aber jetzt an allen Geschäften eines Staatsmannes, „an allen Zweigen der Verwaltung einen bedeuten„den Antheil zu nehmen mich genöthigt fühlte, so „kann ich doch Euer Heiligkeit betheuern, daß mei„ne Vermessenheit nie so hoch stieg, um meine Bli„cke sogar zu dem hohen Episcopate zu erheben. „Viel zu erhaben war für mich diese Würde; viel „zu furchtbar die heilige Bürde, besonders wenn „ich daran dachte, daß Petrus der Fürst der Apo„stel, obgleich er schon so viele Beweise seines le„bendigen Glaubens an Jesum Christum, und sei„ner feurigen Liebe zu dem Erlöser gegeben hatte, „doch nicht eher, als bis er vorher noch viel Gro„ßes und Glorreiches vollbracht hatte, von dem „Herrn, der jetzt erst seine Verdienste krönen woll„te, zu dieser, durch ihre innere Majestät so erha„benen Würde erhoben ward. Eben so schwebte „und schwebt noch immer vor meiner Seele auch „das Bild jenes Knechtes, dem, weil er das erhal„tene Pfund, aus Furcht vor der abzulegenden stren„gen Rechenschaft, vergraben, und nicht vermehrt „und vergrößert seinem Herrn zurückgegeben, dieses „Pfund nicht nur wieder genommen ward, sondern „er selbst auch, als ein Kind des Zornes Gottes, „ewiger Verdammniß und dem nie erlöschenden Feu„er der Gehenna anheim fiel. — Doch warum „schreibe ich dieß? warum suche ich durch Erinne„rung an das, was meine Seele ängstiget, und „meinen Geist so tief niederbeugt, nur immer noch „meinen Kummer zu erhöhen? Ach! möchten doch

„jene traurigen Ereignisse*) blos deswegen gleich ei„nem öffentlichen Trauerspiel unter den Augen der „ganzen Welt statt gehabt haben, damit ich einst „erkenne, daß blos das Gebet Euer Heiligkeit mei„ner Trägheit aufhalf, mein Herz wieder erleich„terte, und mir Kräfte erwarb, die mir, ich weiß „nicht wie, anvertraute Heerde nach dem Sinne des „Herrn zu weiden, und mit väterlicher Sorgfalt „über ihr zu wachen; denn so wie ein mit günsti„gem Winde segelndes Schiff das Gemüth des „Steuermanns höchlich erfreut; eben so erfüllt auch „eine an Tugend und Gottseligkeit reiche Früchte „tragende Kirche das Herz ihres Oberhirten mit „Trost und himmlischer Freude, und verscheucht „dann von dessen Stirne jede Wolk bangen Zwei„fels, wie düsterer Schwermuth.“

„Da unlängst der, welcher hier vor mir die „bischöfliche Würde bekleidete, das heilige Amt nie„derlegte; so geschah es, daß die mit der gesamm„ten Geistlichkeit in einem Concilium versammelten „Metropoliten, ich weiß nicht durch welchen An„trieb**) mit vereinter Gewalt mir zusetzten, jene „Würde zu übernehmen. Dasselbe hatte schon vor„her der, durch Gottseligkeit und glühende Liebe zu „Jesu, so hoch ausgezeichnete Kaiser gethan***). Er,

*) Nämlich des Photius Erhebung auf den Patriarchenstuhl von Constantinopel. — O, des schamlosen, gottesvergessenen Heuchlers!

**) Natürlich, durch einen geheimen Antrieb des heiligen Geistes!! — Dieß war es, was, ohne es gerade deutlich zu sagen, Photius dem heiligen Vater glauben machen wollte.

***) Man darf nicht vergessen, daß dieser durch leuchtende Frömmigkeit und feurige Liebe zu Jesu ausgezeichnete Kaiser gerade Michael III., Theodorens ungerathe-

„gegen Alle so menschenfreundlich und mild, und —
„warum sollte ich der Wahrheit nicht Zeugniß ge-
„ben? — alle seine Vorfahren an Güte und Ge-
„rechtigkeit weit übertreffend; aber nur gegen mich
„allein hart und unbarmherzig, drang ebenfalls im
„Verein mit den so eben erwähnten Bischöfen in
„mich; und von seinen gebieterischen Foderungen
„durchaus nicht nachlassend, entschuldigte er sich blos
„damit, daß es der Wille Gottes und der vereinte
„Wunsch aller Bischöfe und der ganzen Geistlichkeit
„sey; mithin er, wenn er auch gern wollte, mein
„Verlangen nicht erfüllen könne. — Als ich sah,
„daß all mein Bitten und Flehen keinen Eindruck
„machten, überwand der Gedanke, daß nirgends
„mehr Rettung für mich zu hoffen sey, die Kräfte
„meiner Natur. Mein Geist war wie umnachtet,
„mein Kopf verwirrt, mein Herz zerrissen, und
„meine innere Verzweiflung brach endlich gleich ei-
„nem reissenden Strom bitterer Thränen aus mei-
„nen Augen hervor. Aber auch diese flossen frucht-
„los. Mein Klaggeschrei ward nicht mehr gehört,
„oder von denen, die es auch hörten, gar nicht be-
„achtet, und das Werk derer, die mir Gewalt an-
„thaten, endlich an mir vollbracht. In den Willen
„Desjenigen, der Alles weiß, mit Geduld mich er-
„gebend, trage ich jetzt die mit so vieler Gewalt
„mir auferlegte Bürde, freilich gebeugt, und nur
„trauernd und seufzend — — Doch was nützen jetzt
„noch alle fernere Klagen? Das Geschehene kann
„ja doch, wie jenes Sprüchwort sagt, nicht unge-
„schehen mehr gemacht werden — — Da Einheit
„in dem Glauben, wie in der Liebe, das süßeste und
„heiligste Band der Vereinigung ist, und ich un-

ner, die heiligsten Geheimnisse der Religion verhöh-
nender Sohn war.

ıflöslich durch dasselbe an den römischen Stuhl
knüpft zu seyn wünsche, so ergreife ich die gegen-
ärtige Gelegenheit, um Euer Heiligkeit zugleich
ıch mein Glaubensbekenntniß zu übersenden" *). —

8. Hätte dieser erkünstelte, gleisnerische Brief
ı Pabst auch einen Augenblick täuschen können;
würde das kaiserliche Schreiben, dessen Inhalt
oohl mit sich selbst, als mit dem Briefe des Pho-
s in offenbarem Widerspruch stand, ihn sogleich
der enttäuscht haben. An einer Stelle des kai-
lichen Schreibens heißt es nämlich: Ignatius habe
eiwillig sein Amt niedergelegt, und an
er andern, er sey in einem eigenen Concilium
ı Bischöfen, wie von dem Volke förmlich ab-
setzt worden. Wahrscheinlich waren die wi-
rechtlichen gewaltthätigen Vorgänge in Constan-
opel dem Pabste nicht mehr ganz fremd; aber
ren sie es auch gewesen, so gingen doch schon
dem Briefe des Photius wie des Kaisers meh-
e sehr grobe Verletzungen der bestehenden Kir-
ıgesetze hervor, und der heilige Vater mußte den
hwendigen Schluß machen, daß jene, welche in
em Punkte gegen so viele päbstliche Decretalen
Conciliënbeschlüsse sich versündiget hatten, diese
h in andern Stücken sehr gröblich könnten ver-
t haben. Beide Briefe wurden also von dem
ıbste mit vieler Vorsicht beantwortet. Da des
otius nach Rom geschicktes Glaubensbekenntniß
der Lehre der allgemeinen Kirche vollkommen
reinstimmte **), so ertheilt ihm hierüber der Pabst

*) Baron. Ann. ad ann. 859. §. 61.

**) Wegen dieses Glaubenbekenntnisses müssen wir noch bemerken, daß Photius an der Stelle in demselben, wo er den vornehmsten, von der Kirche anathemati-

eine strafbare Verletzung so vieler Concilienbeschlüsse, namentlich des Conciliums von Sardika, so wie auch der Decretalen einer Menge Päbste, als des Cölestinus, des Leo, Benedikts, Gelasius, Hadrians I. rc. Der Pabst wiederholt seine schon dem Photius zum Theil gegebene Erklärung, daß er nämlich denselben nicht als Bischof anerkennen könne, bevor er über den ganzen Thatbestand und alle damit verbundenen Nebenumstände durch seine Legaten vollkommen befriedigende Aufschlüsse würde erhalten haben. Damit aber, fährt der Pabst fort, dabei in den gehörigen Rechtsformen verfahren werde; so verlange er, daß Ignatius, von welchem der Kaiser ihm berichtet, er habe freiwillig seine Kirche resignirt, und dann wieder, er sey in einem Concilium von den Bischöfen und dem ganzen Volke abgesetzt worden *), vor ein, von dem Kaiser zusammenberufenes Concilium gefodert, und in Gegenwart der römischen Legaten befragt werde, warum er gegen die Verordnungen Leo's III. und Benedikts III. die ihm anvertraute Heerde verlassen habe, und daß hierauf eben so auch die Ursache seiner Absetzung, und die Art, wie diese geschehen, gesetzlich und unpartheiisch untersucht werde, damit der Pabst, nachdem er durch seine Legaten alles genau würde erkundet haben, im Stande sey, mit seinem apostolischen Ansehen eine Entscheidung zu geben, wodurch in der unaufhörlich erschütterten Kirche von Constantinopel endlich einmal wieder

---

*) Man sieht, wie der Pabst den in dem kaiserlichen Schreiben enthaltenen, handgreiflichen Widerspruch zwar aus zarter Schonung nicht unmittelbar rügt, aber doch durch obige feine Zusammenstellung die große Incohärenz jenes Briefes recht anschaulich zu machen weiß.

Ruhe und Friede könnten hergestellt werden. Da in dem Briefe des Kaisers, obgleich blos als ein schicklicher Vorwand, die Frage wegen Verehrung der Heiligen und deren Bildnisse war erneuert worden; so berührt auch der Pabst in seiner Antwort diesen Gegenstand ganz in der Kürze, gibt zwar darüber dem Kaiser einige sehr zweckmäßige Belehrungen; sagt aber, daß eine von der Kirche in einem ökumenischen Concilium entschiedene Sache keiner weitern Untersuchung mehr bedürfe, daher auch seine Legaten blos den Auftrag hätten, die darüber allenfalls noch vorkommenden Zweifel in dem Sinne und nach der Lehre der Kirche zu lösen. — Am Ende verlangt der Pabst abermals die Zurückstellung der dem römischen Stuhle gehörigen, demselben aber widerrechtlich entzogenen Güter in Calabrien; auch bittet er den Kaiser, er möchte das, von den Päbsten seit undenklichen Zeiten ausgeübte, jedoch von den letztern Kaisern ihnen wieder genommene Patriarchalrecht über Epirus, Illyrien, Macedonien, Thessalien, Achaja, Dacien und Mösien, dem römischen Stuhle wieder zurückgeben.

10. Die beiden päbstlichen Legaten waren Rodoald, Bischof von Porto, und Zacharias, Bischof von Anagnia. Damit das päbstliche Schreiben an den Kaiser nicht könnte verfälscht werden; denn das Verfälschen der Urkunden war bei den Griechen längst schon Sitte, ließ der Pabst drei Abschriften ausfertigen. Die erste ward in dem römischen Archiv niedergelegt; die beiden übrigen erhielten die Legaten. Die eine davon sollten sie dem Kaiser überreichen, die andere selbst behalten, indem sie ihnen in ihren Verhandlungen in Constantinopel ebenfalls zur Richtschnur dienen könnte. — Der Empfang der päbstlichen Gesandten in Constantino-

pel war für dieselben nichts weniger, als sehr erfreulich. Mehrere Monate sahen sie sich gleich Gefangenen behandelt. Damit es ihnen unmöglich würde, nach der eigentlichen Lage der Sachen zu forschen, und einige Belehrung darüber zu erhalten, wurden sie unter die strengste Aufsicht gestellt. Sie durften weder Besuch geben, noch empfangen, und überhaupt durchaus mit Niemand sprechen, als mit ihren eigenen Leuten. Als man ihre Geduld einigermaßen erschöpft glaubte, rückte man näher zum Ziele. Um die Legaten zu gewinnen, wechselten die lockendsten Versprechungen mit den furchtbarsten Drohungen. Man würde sie, ward ihnen gedroht, in den entferntesten Winkel des Reiches unter barbarische Nationen verbannen, und dort einem solchen Elende preis geben, daß sie mit ihrem eigenen Unrath sich zu nähren gezwungen seyn würden. Acht Monate hielten die Legaten diese Prüfung aus. Endlich wurden sie schwach. Sie fielen gleich so vielen Andern; versprachen daher, sich dem Willen des Hofes zu fügen, und wurden nun eben so verächtliche, als tyrannische Werkzeuge in den Händen eines Photius und Bardas.

11. Als man sich der Legaten versichert hatte, wurden die, bisher so sehr verzögerten Anstalten zu einem Concilium nun wirklich getroffen. Durch äußern Glanz, und indem man ihm die Würde des zweiten Conciliums von Nicäa zu geben suchte, wollte man dem Volke und der Christenheit imponiren. Eben so zahlreich daher, als das zweite nicänische Concilium, bestand es aus drei hundert und achtzehen Personen. Im Jahre 861 im Monat Mai ward es eröffnet. Der Kaiser, dessen ganzer Hof und der größte Theil der Senatoren waren gegenwärtig. Den Ignatius hatte

man indessen von der Insel Terebinthus nach Constantinopel gebracht. Am Tage der Eröffnung des Conciliums kam Baanes, ein städtischer Beamte nebst noch einigen andern obscuren Laien zu ihm, und foderten ihn im Namen des heiligen (!) Conciliums auf, vor den Schranken desselben zu erscheinen, um auf die gegen ihn erhobenen Klagen zu antworten. Ignatius fragte, in welcher Gestalt er erscheinen sollte, als Bischof, als Priester, oder als Mönch? die Abgeordneten erwiederten, daß sie dießfalls keinen Auftrag erhalten hätten. Am andern Tage erschien abermals Baanes nebst seinem Gesindel bei dem ehrwürdigen, so grausam mißhandelten Patriarchen; aber dießmal im Namen der päbstlichen Gesandten, welche dem Ignatius sagen ließen, er möge so vor dem Concilium erscheinen, wie sein eigenes Gewissen es ihm erlaube. Alsogleich legte Ignatius die Patriarchalkleidung an. Aber auf dem Wege nach der Kirche zu den heiligen Aposteln, wo das Concilium versammelt war, begegnete ihm der Patricier Johannes, und gebot ihm im Namen des Kaisers, und sogar bei Todesstrafe, die Patriarchalkleidung abzulegen, und in jener eines Mönchs vor das Concilium zu treten. Auch dieser Befehl ward von Ignatius alsogleich befolgt. Mehrere Bischöfe, und eine große Anzahl Volkes begleiteten den Ignatius. Bei der Kirche der Apostel angekommen, wurden ihm ein Priester, ein Subdiacon und ein weltlicher Beamte entgegen geschickt, die ihm Vorwürfe machten, wie er, der so großer Verbrechen wegen abgesetzt worden, noch die Frechheit haben könne, sich in das heilige Gewand eines Patriarchen zu kleiden. Sie entrissen ihn den ihn umgebenden Bischöfen, führten ihn in die Kirche, und stellten ihn dem Kaiser vor, der, den heiligen Mann hart anfahrend, einen ganzen

Strom von Schmähungen auf ihn ergoß. Geduldig hörte Ignatius alles an, und sagte dann blos: „Gnädigster Kaiser! leichter als körperliche Mißhandlungen sind mündliche zu ertragen.“ Diese Worte besänftigten den tollen Despoten. Er hieß den Ignatius auf einer hölzernen Bank sich niederzulassen.

12. Ignatius bat um die Erlaubniß, zu den römischen Abgeordneten zu sprechen. Als ihm diese gestattet ward, fragte er die Legaten, aus welchem Grunde sie dieser Versammlung beiwohnten. Sie antworteten: sie wären von dem Pabst gesandt worden, um über ihn ein Urtheil zu fällen. Ignatius fragte ferner, ob sie Briefe oder überhaupt schriftliche Aufträge von dem Pabste an ihn hätten. Ihre Antwort war: Nein! denn da er durch ein, in einem eigenen Concilium gefälltes Urtheil seines Amtes wäre entsetzt worden, seyen sie auch zu ihm nicht als einem Patriarchen gekommen. Indessen, fügten sie hinzu, werden wir nach den Canons und Gesetzen der Kirche sprechen. „Wenn Ihr dieß wollt,“ versetzte jetzt Ignatius sehr lebhaft, „so sorgt vor „allem dafür, daß dieser Eingedrungene *) hier die „Versammlung verlasse. Vermöget Ihr dieß nicht „zu thun, so könnt Ihr hier auch nicht als Richter „sitzen.“ Auf den Kaiser deutend, sagten die Legaten: „dieser da will es so haben.“ — Man schritt nun zur Anklage. Der Hauptgrund derselben war: Ignatius sey nicht auf canonischem Wege, durch die Wahl der Kirche und des Volkes, sondern blos durch das Machtgebot der Kaiserin Theodora auf

*) Nämlich der Afterpatriarch Photius; in dem kirchlichen Sinne ein schändlicher Ehebrecher, der die Braut, das heißt die Kirche, eines andern, rechtmäßig damit vermählten Bischofes sich zueignen will.

den Patriarchenstuhl erhoben worden, und habe seit zwölf Jahren sein Amt nicht, wie ein für seine Heerde zärtlich besorgter Hirte, sondern gleich einem Tyrannen verwaltet. Zwei und siebenzig Zeugen, eben so viele längst schon erkaufte Schelmen, größtentheils Menschen von dem schlechtesten Rufe, traten auf, und bekräftigten diese Anklage mit einem Eide. Aber nun erhoben sich mehrere Metropoliten und auch noch andere Bischöfe, bekannten ihre Schuld, bezeugten öffentlich ihre Reue, den rechtmäßigen Patriarchen bisher verlassen zu haben, und foderten mit Nachdruck, daß man den Ignatius in seiner bisherigen Würde wieder herstelle. Die kühne Freimüthigkeit der Bischöfe verbreitete keine kleine Bestürzung unter der Hofparthei, wie unter den Anhängern des Photius. Ihr ganzer Unwille fiel jetzt auf jene, und mit Vorwürfen sie überhäufend, sagten sie unter anderm auch zu ihnen: „Gerne hättet Ihr zugegeben, daß Ignatius sein Amt niederlegte; und jetzt fodert Ihr ihn zu euerm Patriarchen.“ — Die Bischöfe erwiederten: „Unter zwei Uebeln, die uns droheten, nämlich dem Zorne des Kaisers und einem Volksaufstand wählten wir das kleinere. Uebrigens gebt nur dem Ignatius seinen Patriarchenstuhl wieder und bekümmert euch weiter nicht um uns.“ — Viele aus dem Gefolge des Kaisers näherten sich nun dem Ignatius, und unter der Larve geheuchelter Theilnahme an seinem Schicksal redeten sie ihm zu, dem Drange der Umstände zu weichen, dem Frieden in der Kirche ein Gott wohlgefälliges Opfer zu bringen. Als alles dieß gleisnerische Gewäsch auf den Ignatius keinen Eindruck machte; jedoch auch der kräftige Einspruch jener Bischöfe jetzt nicht wohl weiter zu verfahren gestattete, so wurde für heute die Sitzung geschlossen.

13. Mehrere Tage fuhr man nun fort, mit Bitten und Vorstellungen in den Ignatius zu dringen, sein bischöfliches Amt freiwillig zu resigniren. Als man sah, daß nichts fruchten würde, ward er auf das neue vor das Concilium gefodert. Diejenigen, welche man diesfalls an ihn absandte, waren die nämlichen, welche ihn bei der ersten Sitzung am Eingange der Kirche empfangen hatten, nämlich der Priester Laurentius, ein Subdiacon und ein Laie von unbekanntem Namen. Aber Ignatius weigerte sich standhaft, ihnen zu folgen, indem das Concilium, wie er gesehen, nicht nach der Richtschnur der Canons und Kirchengesetze verfahre. Er wandte sich hierauf an die, obgleich abwesenden Legaten, und zu ihnen sprechend, als wenn sie gegenwärtig wären, sagte er zu ihnen: „wie erkühnt Ihr „euch, meine Richter seyn zu wollen, Ihr, die Ihr „den Eingedrungenen nicht aus eurer Versammlung „entfernt habt; im Gegentheil täglich mit ihm an „seiner Tafel speist, Geschenke von ihm annehmet, „und der sogar euch, bevor Ihr noch nach Con„stantinopel kamet, schon prächtige Gewande und „andere Geschenke bis nach Redeste entgegen geschickt „hat. Euch und das ganze Concilium erkenne ich „nicht für meine Richter. Ich appellire an den rö„mischen Stuhl; vor den Pabst will ich geführt „werden, dessen Ausspruch ich mich unbedingt un„terwerfen werde.“ — Ignatius las hierauf den, von dem Concilium an ihn Abgeordneten sein an den Pabst gerichtetes Schreiben vor. In diesem bezieht er sich auf ein in Sachen des heiligen Chrysostomus vom Pabst Innocenz erlassenes Breve, dem zu Folge Chrysostomus sich nicht vor seine Richter stellen sollte, bevor man ihn nicht vorher auf seinem bischöflichen Stuhle wieder hergestellt hätte. Auch den vierten Canon des Conciliums von Sar-

dika führt Ignatius an, wodurch nämlich verordnet wird, daß, wenn ein abgesetzter Bischof erklärt und behauptet, hinreichende Gründe seiner Rechtfertigung zu haben, man an seine Stelle keinen andern erwählen soll, bevor der römische Stuhl in der Sache entschieden hätte. Zehen Metropolitanbischöfe unterzeichneten jetzt diese Appellation des Ignatius an das Oberhaupt der Kirche. Indessen fingen die Abgeordneten des Conciliums auf das neue an, den Ignatius zu bitten und zu ermahnen, ihnen nach der Kirche der heiligen Apostel zu dem Concilium zu folgen. Das nämliche thaten auch Einige aus seiner Umgebung. Aber zu diesen sagte Ignatius: "wie es scheint, seyd Ihr schlechte Canonisten; denn sonst würdet Ihr wissen, daß, wenn man einen Bischof vor ein Concilium laden will, man ihn durch zwei Bischöfe, und zwar dreimal nach einander muß vorladen lassen. Gehörte übrigens der Usurpator noch der Kirche an, so würde ich ihm gerne mein Amt überlassen. Aber wie kann ich einem Fremdling die mir anvertraute Heerde Jesu Christi preißgeben? Photius ist excommunicirt und liegt unter dem Fluch der Kirche; denn gegen ihre ausdrücklichen Canons und Gesetze hat er sich unmittelbar aus dem Laienstand auf den Patriarchenstuhl geschwungen, und diesen usurpirt; auch ist derjenige, welcher ihn ordinirte, selbst ein abgesetzter, anathematisirter, von der Kirche ausgestoßener Pfaff. — Da Ignatius unerschütterlich bei seinem Vorsatze beharrte, kehrten die Abgeordneten zu dem Concilium zurück, worauf dieses sich ebenfalls trennte.

14. Nun vergingen wieder einige Tage; aber am zehnten nach der ersten Sitzung versammelte sich das Concilium auf das neue, und Ignatius ward

mit Gewalt vor dasselbe geschleppt. Die Zeugen wurden einzeln vernommen, und jeder schwur einen Eid, Ignatius sey nicht durch canonische Wahl zur Patriarchenwürde gelangt. Ignatius sagte: „bin ich nicht Patriarch, so sind auch die mehrsten in dieser Versammlung nicht Bischöfe; denn durch meine unwürdigen Hände erhielten sie die bischöfliche Weihe. Selbst der Kaiser ist gewissermaßen nicht Kaiser; denn dieselben Hände waren es, welche ihm die Kaiserkrone aufsetzten." — Mehrere Bischöfe sprachen mit vieler Wärme zu Gunsten des Ignatius. Aber dem bei weitem größten Theil lähmte Furcht vor dem Eingedrungenen die Zunge, oder vielmehr fesselte ihn an den Wagen desselben; und so ward nun auf den Grund der dreißigsten Satzung der Apostel, welche verordnet, daß derjenige, welcher sich der weltlichen Macht bedient, um zum Besitze einer bischöflichen Kirche zu gelangen, wieder abgesetzt und excommunicirt werden soll, dem Ignatius das Verdammungs- und Entsetzungsurtheil gesprochen *). — Um an dem Schuldlosen die, ihn noch mehr demüthigende Ceremonie der Degradation, wozu ein notorisch schlechter, von Ignatius vor einiger Zeit aus der Kirche gejagter Subdiacon, Namens Procopius, seine Dienste anbot, vornehmen zu können, wurden ihm zerrissene,

*) Dies sagt freilich der hier oben erwähnte dreißigste Canon. Aber es ist blos dessen Vordersatz; denn er verordnet auch noch, daß alle jene, welche mit einem solchen Bischofe Kirchengemeinschaft gepflogen, ebenfalls abgesetzt werden sollen. Hätten die versammelten Bischöfe consequent seyn wollen, oder vielmehr consequent seyn können; so hätten sie nicht blos den Vordersatz, sondern auch den Nachsatz anführen, diesem zu Folge decretiren, mithin sich sämmtlich selbst absetzen müssen.

schmutzige Kleider, und über diese die Patriarchalkleidung angelegt. Procopius trat nun auf ihn hinzu, zog ihm ein Stück nach dem andern von der Patriarchalkleidung aus; und als er ihm den Mantel von der Schulter riß, rief er laut aus: anaxios (er ist unwürdig). Ohne zu erröthen, wiederholten Rodoald und Zacharias diesen Ausruf. In Lumpen gehüllt, stand jetzt Constantinopels rechtmäßiger, durch hohe Tugend ausgezeichneter Patriarch vor der Versammlung; aber er stand da, wie ein Heiliger vor den Verworfenen, wie der Gerechte vor dem ungerechten Richter. Selbst viele von Photius Freunden klagten in der Stille über diese neue, dem so höchst ehrwürdigen Bischofe angethane Schmach. Aber die beiden, schon in doppelten Banden der Sünde und der Schande verstrickten päbstlichen Legaten unterschrieben ohne Widerrede das gefällte, himmelschreiend ungerechte Verdammungs- und Entsetzungs-Urtheil.

15. Zum Scheine wurden nun auch einige Fragen über die Verehrung der Heiligen verhandelt, und hierauf noch siebzehn Canons, und unter diesen verschiedene, auf die gegenwärtigen traurigen Ereignisse sich beziehende Satzungen gemacht. Es ward nämlich abermals auf das strengste verboten, unter irgend einem Vorwand sich von der Kirchengemeinschaft eines Bischofes zu trennen; so lange derselbe nicht in einem Concilium wäre förmlich verdammt und entsetzt worden. Bevor ein solches Urtheil ergangen, soll es auch keinem Bischofe erlaubt seyn, seinen Metropoliten, und keinem Metropoliten seinen Patriarchen zu verlassen. Man sieht, daß diese Verordnungen offenbar zu Gunsten des Photius gegen jene, welche allenfalls sich von ihm zu trennen gesinnet wären, gemacht wurden. Indessen geschah

te: „Ich Ignatius, unwürdiger Bischof von Con„stantinopel, bekenne, daß ich ohne canonische Wahl „den bischöflichen Stuhl bestiegen, und während „meiner Amtsführung keinen heiligen Wandel ge„führt, sondern gleich einem Tyrannen mich betra„gen habe.“ — Ignatius ward hierauf in Freiheit gesetzt. Die Ruhe, die man ihm gönnte, war jedoch von kurzer Dauer. Man sah nämlich bald ein, daß auch jene, durch List und Gewalt erhaltene Abdankungsformel, wenn man anders sie so nennen wollte, noch lange nicht hinreichend sey, den rechtlichen Sinn des Volkes, und noch viel weniger jenen des Pabstes zu täuschen. Beschlossen ward demnach, den Ignatius zu zwingen, in der Kirche sein Verdammungsurtheil selbst von der Kanzel herab dem Volke zu verkündigen. Sobald dieses geschehen, sollten ihm beide Augen ausgestochen, und die rechte Hand ihm abgehauen werden. Schon war am Vorabend des heiligen Pfingstfestes die Wohnung des Ignatius von einer Schaar Soldaten umringt. Aber schützend waltete über ihm die Hand der Vorsehung. In Sclavenkleidung und mit einem Joch auf den Schultern, an dessen Ende Körbe hingen, ging er mitten durch die Soldaten, die ihn für einen Lastträger hielten, hindurch. In Thränen zerfließend, und nur von einem einzigen seiner treuen Schüler, Namens Cyprianus, begleitet, wanderte er den größten Theil der Nacht, in steter Gefahr entdeckt zu werden, mühsam fort, fand endlich eine Barke, und floh auf die Prinzeninsel, bald nachher auf die Insel Proconesus, und von da noch auf verschiedene andere Inseln in dem Propontis.

17. Photius wüthete, als er vernahm, daß die Beute, die er schon in seinen Klauen zu halten

glaubte, ihm entgangen sey. In allen Klöstern in und um Constantinopel, wie an allen Orten, wo r vermuthete, daß Ignatius verborgen seyn könnte, ieß er ihn aufsuchen. Oryphas, Befehlshaber ei- ner Abtheilung der kaiserlichen Flotte, erhielt Befehl, nit sechs Fahrzeugen in dem Propontis zu kreuzen, uf allen Inseln ihn aufzusuchen, und wenn er sich desselben bemächtigt haben würde, ihm ohne weite- res als einen Aufrührer und Majestätsverbrecher den Kopf abschlagen zu lassen. — Von höherer Hand geschützt, entging jedoch Ignatius stets seinen Ver- folgern. In völlig zerrissener Kleidung, einem ent- laufenen Sclaven ähnlich, irrte er unstät von einem Ort zu dem andern, übernachtete in Wäldern, Fel- senhöhlen und Gebirgsschluchten, erbettelte am Tage ein Brod, und Er, Constantinopels rechtmäßiger Patriarch und Sohn eines ehemaligen Kaisers, lebte jetzt von dem sparsamen Almosen, das hie und da eine mitleidige Seele ihm, dem Unbekannten, reich- te. Aber sichtbar zeigte sich jetzt auch die strafende Hand des Herrn. In den ersten Tagen des Au- gusts desselben Jahres (861) schreckte plötzlich ein furchtbares, über vierzig Tage anhaltendes Erd- beben den Kaiser und alle Einwohner von Constan- tinopel. Laut schrie alles Volk, es sey ein offenba- res göttliches Strafgericht wegen der gegen den Ig- natius erhobenen, ungerechten und grausamen Ver- folgung. Der Kaiser und Bardas, schon geschreckt durch die heftigen, oft schnell auf einander folgen- den Erderschütterungen, und nun noch einen, nicht minder gefährlichen, den Sturz der Regierung dro- henden Volksaufstand befürchtend, eilten nach der Kirche der heiligen Apostel, und schwuren unter den Augen des ganzen Volkes einen feierlichen Eid, daß weder dem Ignatius, noch denen, die ihn verbor- gen, das mindeste Leid widerfahren sollte. Als das

Gerücht davon sich verbreitete, und auch Ignatius, es hörte, kehrte er nach Constantinopel zurück, und entdeckte sich dem Petronax, Bruder der Kaiserin Theodora, mithin Michaëls Onkel von mütterlicher Seite. Petronax meldete es dem Kaiser, und Michaël schickte ihm zum Unterpfand des ihm gemachten eidlichen Versprechens eine kostbare goldene Kette. Diese hing Ignatius um den Hals, und ging damit zum Cäsar Bardas. Von diesem ward er nicht besonders freundlich empfangen. Er fragte ihn, warum er gleich einem Landstreicher in der Welt herumirre. „Weil," erwiederte Ignatius, „Jesus „Christus befohlen hat, wenn wir in einer Stadt „verfolgt würden, in die andere zu fliehen." — Bardas hieß ihn in sein Kloster gehen, ihn versichernd, daß er nichts mehr zu befürchten habe. Ignatius ließ sich dieß nicht zweimal sagen. Aber kaum sah er sich innerhalb der Mauern seines stillen Klosters, als auch sogleich die Erderschütterungen aufhörten, und der schon seit vierzig Tagen wankende Boden wieder ruhig ward *).

XII.

1. **Des Pabstes Nicolaus ferneres Verfahren in der Sache des Photius.** — Inzwischen kamen die päbstlichen Legaten nach Rom zurück, und erstatteten über den Erfolg ihrer Mission einen mündlichen Bericht, ungefähr so, wie treulose Beamten, die, uneingedenk ihrer heiligsten Pflicht, sich der schändlichsten Prävarication schuldig gemacht, ihn ihrem Herrn nur immer erstatten können. Das Wesentlichste davon war: Ignatius sey in dem Concilium abgesetzt, und die Ordina-

*) Nicet. Vit. S. Ign.

tion des Photius für gültig erklärt worden. Wie es scheint, müssen die Legaten ihre Lügen sehr fein und mit vieler Kunst zusammengefädelt haben; denn Rodoald wurde von dem Pabste sogleich wieder mit einer neuen Mission nach Lotharingen beauftragt. Aber schon weit heller sah der Pabst nach einigen Tagen, als nämlich der Staatssecretär Leo von Constantinopel in Rom angekommen war, und dem Pabste die Akten des Conciliums, nebst zwei Briefen, den einen von dem Kaiser, den andern von Photius, überreicht hatte. Aus den Akten ergab es sich nun klar, daß weder die Legaten, noch das Concilium die päbstliche Instruktion befolgt, sondern ein Definitivurtheil in einer Angelegenheit gefällt hatten, die sie blos zu untersuchen, und dann darüber an den römischen Stuhl, der sich die Entscheidung vorbehalten hatte, zu berichten beauftragt waren. Ferner ergab es sich daraus, daß das päbstliche Schreiben an den Kaiser, welches, dem ausdrücklichen Befehle des Pabstes gemäß, dem Concilium, bevor es seine Verhandlungen begann, hätte vorgelesen werden sollen, demselben erst nachher, als alles schon beendiget war, mitgetheilt ward, und zwar überdieß noch so verfälscht und verstümmelt, daß es auch nicht ein Woit zu Gunsten des Ignatius, aber ungemein viel Empfehlendes für den Photius enthielt. Obgleich nun schon die Akten hinreichenden Stoff darboten, um gegen Zacharias und Rodoald eine gerichtliche Untersuchung einzuleiten, so ward diese, theils weil letzterer abwesend war, theils weil der Pabst noch mehrere Nachrichten und Beweise einziehen wollte, für jetzt ausgesetzt. Damit aber der römische Stuhl durch das pflichtwidrige Betragen seiner Legaten auf keine Art compromittirt würde, und nicht die mindesten Consequenzen daraus könnten hergeleitet werden, berief

Nicolaus unverzüglich, und gleich am andern Tage eine Versammlung des ganzen römischen höhern Clerus zusammen, worin er in Gegenwart des griechischen Gesandten erklärte: Er habe nie daran gedacht, Gesandten nach Constantinopel zur Absetzung des Ignatius und Erhebung des Photius zu senden. Dazu habe er nie seine Einwilligung gegeben, werde auch nimmermehr sie dazu geben. — Diese von dem Pabst hier öffentlich und gleichsam unter den Augen der ganzen Kirche gegebene Erklärung ward nun unverzüglich an alle orientalische Bischöfe, wie auch an die Patriarchen von Alexandria, Antiochia und Jerusalem gesandt.

2. Von den beiden, durch Leo dem Pabste überreichten Schreiben ist das des Kaisers verloren gegangen. Sein Verlust möchte vielleicht zu bedauern seyn; denn höchst wahrscheinlich wäre es für uns zur Charakteristik der gewöhnlich durchaus grundsatzlosen, bodenlos schlechten byzantinischen Regierung ein nicht unbedeutender Beitrag mehr. — Aber jenes des Photius liegt vor uns, und beinahe noch häßlicher und widerlicher, als aus dessen erstem Schreiben, geht aus diesem der Charakter dieses, in allen Künsten der Verstellung und Gleisnerei bis zur höchsten Virtuosität vollendeten Menschen hervor. Durch den ganzen langen Brief hindurch schwebt auch nicht der leiseste Hauch von Wahrheit auf seinen Lippen. Schon der Anfang desselben ist empörend, denn derselbe Mensch, in dessen Busen, wie wir gesehen, das Herz einer Tygerkatze schlug, spricht, und zwar in der Sprache eines Apostels, von Liebe und sanften sympathetischen Gefühlen. „Allgemein, so beginnt er, ist es anerkannt, und selbst durch den Ausspruch göttlicher „Schriften bekräftiget, daß die Liebe das höchste und

„kostbarste Gut des Menschen sey. Durch sie wird „das Getrennte wieder verbunden, jede Wunde, die „Zwiespalt geschlagen, wieder geheilt, und das „Band, das die Liebe knüpft, wird durch sie stets „noch mehr befestiget und geheiliget. Sie, die Lie„be duldet alles, hofft alles, erträgt alles," x. — In diesem Tone spricht der Heuchler einige zwanzig Zeilen hindurch von jener göttlichen Tugend, von welcher auch nicht ein Funke in seiner Seele glimmte. Endlich fährt er fort: „Eben diese Liebe hat „mich gekräftiget, von Ewr. Heiligkeit die Vor„würfe geduldig zu ertragen, die gleich scharf abge„schossenen Pfeilen mein schuldloses Herz trafen. „Ja, die Liebe, die alles zum Guten wendet, hat „mich zu der Ueberzeugung geführt, daß eben diese „Vorwürfe nicht die Wirkungen eines leidenschaftlich „erregten, zu Feindschaft und Beleidigungen geneig„ten Gemüthes, sondern der unwillkührliche Erguß „eines warmen, blos das Wohl der Kirche berück„sichtigenden und befördernden Eifers sey. Aber „bei allem dem wäre man doch von den hohen Tu„genden Ewr. Heiligkeit zu erwarten berechtigt ge„wesen, daß Sie, in Rücksicht auf die mir ange„thane Gewalt, mir nicht so harte Verweise gege„ben, sondern mich vielmehr bedauert, mich nicht „mit Verachtung zurückgestoßen, sondern vielmehr „mit Schonung und zarter Theilnahme sich zu mir „hingewandt hätten. Denen, die Gewalt leiden, „gebührt ja Erbarmung und Schonung, nicht aber „Verweis und Verachtung; und daß ich Gewalt er„litten, und von welcher Art diese gewesen, dieß „weiß Gott, dem nichts verborgen ist. Ich ward „plötzlich ergriffen, in ein Gefängniß geworfen, und „gleich einem Verbrecher bewacht; und während ich „mich in diesem hülflosen Zustande befand, verei„nigten sich, ohne auf meinen Widerspruch und mein

„Flehen zu achten, alle Wahlstimmen über mir. „Ist es nun wohlgethan, jenem, der so vieles er„tragen und erduldet, noch Vorwürfe zu machen, „und wäre es nicht vielmehr Pflicht heiliger Liebe, „ihn zu trösten, und ihm Theilnahme zu bezeugen?" — — Photius geht nun zu dem über, was eigentlich der wahre Zweck seines Briefes ist, nämlich die Gültigkeit seiner Wahl dem Pabste zu beweisen *).

3. Der Pabst säumte nicht, die von Leo erhaltenen beiden Briefe zu beantworten. In seiner Antwort auf den Brief des Kaisers wiederholt Nicolaus seine schon in der Versammlung der römischen Geistlichkeit gegebene Erklärung: der römische Stuhl verwerfe den Photius, könne zu der Erhebung desselben und zur Absetzung des Ignatius seine Einwilligung nicht geben, werde auch nie und zu keiner Zeit sie dazu geben. „Wir haben noch „in unsern Händen," sagt der Pabst unter anderm, „die früher von Ewr. Majestät so wohl an uns, „als unsern Vorfahrer geschriebenen Briefe. In „diesen bezeugen Ewr. Majestät nicht nur die Gül„tigkeit der Wahl und Ordination des Ignatius; „sondern ertheilen auch den Tugenden und dem ta„dellosen Wandel desselben gerechtes Lob; und nun „melden Sie uns, Ignatius sey der vielen, gegen „ihn erhobenen Klagen wegen abgesetzt worden, und „führen die Ungültigkeit der Wahl desselben als den „Hauptgrund seiner Absetzung an. Ewr. Maj. be„rufen sich ferner darauf, daß das Concilium, wel„ches den Ignatius seines Amtes entsetzt, so unge-

*) Was Photius zur Rechtfertigung seiner Wahl vorbringt, werden die Leser sogleich etwas weiter unten aus dem päbstlichen Antwortschreiben erfahren.

„mein zahlreich gewesen, aber Ew. Maj. mögen wissen, „daß ein Concilium nicht durch die große Anzahl der da„rin versammelten Personen, sondern erst dadurch in „unsern Augen einen hohen Werth erhält, wenn der „Geist der Wahrheit, der Geist Gottes die in dem„selben versammelten Bischöfe leitet und beseelt.“— Durch sein apostolisches Ansehen befielt der Pabst am Ende seines Schreibens dem Kaiser, als einem Sohn der Kirche, zur Wiederherstellung des Ignatius und Entfernung des Photius kräftig mitzuwirken, auch dieses päbstliche Breve unverzüglich allen Bischöfen seines Reiches bekannt zu machen.

4. Schon die Ueberschrift des päbstlichen an Photius gerichteten Schreibens macht uns mit dessen Inhalt summarisch bekannt. Der Pabst begrüßt nämlich den Photius nicht als Bischof von Constantinopel, sondern blos als einen sehr verständigen, gelehrten Laien *). Gleich im Eingange dieses Briefes erinnert Nicolaus den Photius an die, zu Folge der bei Matthäus enthaltenen Schriftstellen, von Jesus Christus dem heiligen Petrus ertheilte, und von dessen Nachfolgern alle Jahrhunderte hindurch ausgeübte Schlüsselgewalt; und daß er demnach in Gemäßheit eben dieser dem römischen Stuhle von Christus übertragenen höchsten oberrichterlichen Gewalt bei den jetzt in der Kirche von Constantinopel obwaltenden Streitigkeiten durchaus kein sträfliches Stillschweigen beobachten dürfe. Erst nach dieser kurzen, aber gewiß sehr nothwendigen und zweckmäßigen Einleitung geht der Pabst zur wirklichen Beantwortung

*) «Nicolaus Episcopus servus servorum Dei prudentissimo viro Photio.

des Schreibens von Photius über, und indem er dem Raisonnement desselben Schritt für Schritt folgt, widerlegt er mit eben so viel Klarheit als Bündigkeit alle von dem Afterpatriarchen vorgebrachte Scheingründe. Um seine Erhebung aus dem Laienstande auf den Patriarchenstuhl zu rechtfertigen, hatte Photius auf Beispiele aus der Vergangenheit sich berufen; auf den heiligen Ambrosius *), auf Nektarius und Tarrasius. Der Pabst erwiedert: Ambrosius sey durch ein offenbares göttliches Wunder auf den Patriarchenstuhl gerufen worden **). Was die Wahl des Nektarius betreffe;

*) Photius und der heilige Ambrosius: welche Zusammenstellung!

**) Der Vorfahrer des heiligen Ambrosius auf dem Stuhle von Mailand war Auxentius, ein eingefleischter Erzarianer, während dessen Amtsführung der Arianismus furchtbare Fortschritte nicht nur in dem Mailändischen, sondern in ganz Italien gemacht hatte. Nach dem Tode des Auxentius spaltete sich über der Wahl seines Nachfolgers das Volk von Mailand in zwei Partheien. Die eine wollte einen katholischen, die andere einen arianischen Bischof. Die Wahl ward dadurch mehrere Tage verzögert; aber eben daher wurden auch die streitenden Partheien immer mehr gegen einander erbittert. Als eines Tages das Volk wieder zur Wahl eines Bischofes in der Kirche versammelt war, ward der Streit heftiger und hitziger als je. Furchtbare Drohungen erschallten von allen Seiten und von den schon lange gährenden und jetzt wild aufbrausenden Gemüthern war Mord und Aufruhr zu befürchten. Zu Folge seines Amtes eilte jetzt der Prätor Ambrosius in die Kirche, um das Volk zur Ruhe zu ermahnen, und jedem wilden leidenschaftlichen Ausbruch wo möglich noch zuvorzukommen. Aber kaum hatte er zu sprechen angefangen, als ein kleines, noch ganz zartes Kind plötzlich ausrief: „Ambrosius sey unser Bischof". Sogleich wiederholte al=

sey diese blos das Werk einer gebieterischen Noth-
:ndigkeit gewesen, weil damals in der ganzen Kirche
n Constantinopel kein einziger Geistlicher sich gefun-
n, dessen Lehre nicht ein Makel irgend einer Ketzerei
geklebt hätte. Die Ordination des Tarrasius
dlich habe sein Vorfahrer, der Pabst Hadrian I., im
chsten Grade mißbilligt, und sie endlich nur deswegen
nehmiget, weil Tarrasius zur Hebung des, wegen der
:rehrung der Heiligen, damals die morgenländische
rche trennenden Schisma einen eben so warmen, als
itigen und erfolgreichen Eifer bewiesen. Aber,
hrt Nicolaus fort, welche Aehnlichkeit oder Gleich-
it findet sich zwischen Euch und jenen Männern,

---

les Volk diesen Ausruf, und augenblicklich waren nun alle Partheien in der Wahl des Ambrosius mit einander vereint. Aber jetzt wandte dieser alles nur Gedenkbare an, um dieser heiligen Bürde sich zu entziehen. Er ward endlich von dem Volke ergriffen, eingesperrt, und genau bewacht; und als es ihm gelang, dieser Haft zu entwischen, wußte er sich mit so vieler Sorgfalt zu verbergen, daß man, ungeachtet alles Suchens seinen Aufenthalt nicht eher entdecken konnte, als bis der Vicarius des Präfektus Prätorio von Italien öffentlich einen scharfen Strafbefehl gegen alle jene ausrufen ließ, welche den Ambrosius bei sich verborgen hielten. Jetzt war kein weiterer Widerstand mehr möglich. Die Wahl dieses heiligen Erzbischofes war ein offenbares Wunder. **Ex ore infantium et lactantium perfecisti laudem tuam.** Daß es Gott gleichsam selbst war, der den Ambrosius zum Bischofe weihete, erhellt auch aus dem überschwänklichen Segen, der auf der Amtsführung desselben ruhete, indem schon in den erstern Jahren, nachdem Ambrosius das heilige Amt angetreten, auch vor dessen höherm Licht sogleich aller Dunst und Nebel des arianischen Wahns nicht nur aus dem Mailändischen, sondern beinahe aus ganz Italien verschwanden.

gültig gegen alles Kirchliche oder Religiöse, und zu jedem Geschäfte eben so träge, wie keines ernsten Gedankens mehr fähig, hatte höchst wahrscheinlich das päbstliche Schreiben gar nicht gelesen; denn Photius erniedrigte sich jetzt zu einer Taschenspielerei, die er gewiß nicht gewagt haben würde, wäre Michaël mit dem Inhalt jenes Schreibens auch nur von weitem bekannt gewesen. Eines Tages nämlich, als mehrere Bischöfe, Priester, wie auch verschiedene sehr angesehene Laien bei Photius in dessen Palaste versammelt waren, ließ sich auf einmal ein unbekannter Mensch im Mönchsgewand melden, mit dem Vorgeben, er habe wichtige Briefe dem Patriarchen zu übergeben. Der Unbekannte, der Eustrates hieß, ward sogleich vorgelassen, und in Gegenwart aller Anwesenden sagte nun der Elende: Ignatius habe ihn nach Rom mit einem Briefe an den Pabst geschickt, dieser jedoch denselben gar keines Blickes gewürdiget, viel weniger ihn annehmen wollen, dafür ihm aber ein eigenhändiges Schreiben an den Patriarchen gegeben. Eustrates überreichte beide Briefe dem Photius. Jener des Ignatius enthielt nichts als theils ganz ungegründete, theils schlecht motivirte Klagen, nebst einer Menge sowohl für den Bardas, als den Kaiser selbst höchst beleidigender Ausdrücke. Das vorgebliche Schreiben des Pabstes an den Photius war ganz voll von Lobsprüchen. Nicolaus entschuldigte sich darin wegen des Vergangenen; bloß Mißverständnisse seyen daran Schuld gewesen, und ein unauflösliches Band der Liebe und Freundschaft sollte in Zukunft beide

schon erwähnten, im ganzen genommen zwar wieder gottlosen, jedoch dessen innere Ueberzeugung kund gebenden Scherzrede in Beziehung auf Ignatius und Photius erinnern.

mit einander unzertrennlich vereinigen. Photius lief sogleich mit beiden Briefen zu dem Kaiser und zu dem Cäsar Bardas. Er bestand darauf, daß die Frechheit des Ignatius, der selbst die höchste Person des Kaisers nicht geschont hätte, bestraft werden müßte. Ignatius ward demnach wieder in seiner Wohnung bewacht, und eine förmliche gerichtliche Untersuchung eingeleitet. Zum Glück für den Ignatius waren die Commissäre, welche damit beauftragt wurden, nicht schlecht genug, um zu Werkzeugen der Niederträchtigkeit des Photius dienen zu wollen. Die ganze schändliche Betrügerei ward entdeckt. Eustrates, der den Brief von einem Schüler des Ignatius, dem Cyprian nämlich, erhalten zu haben behauptete, kannte denselben nicht einmal, als man ihn ihm vorstellte, eben so wenig auch irgend einen andern von den Leuten des Ignatius. Er gestand endlich sein Bubenstück, verschwieg aber weislich den Namen, wie die Theilnahme des Photius. Bardas, mehr erzürnt über die Dummheit des Eustrates, und daß diesem der Betrug nicht gelungen war, als über die Betrügerei selbst, ließ ihn troß den Bitten des Photius durch alle Straßen von Constantinopel öffentlich auspeitschen. Da aber diese Strafe bei den Griechen mit keiner Infamie verbunden war; so wußte Photius den Eustrates bald wieder dadurch zu entschädigen, daß er ihm durch sein Ansehen ein eben so ehrenvolles als einträgliches Amt in der Justizverwaltung verschaffte *). Um sich ähnlichen Quälereien zu entziehen, begab sich Ignatius wieder in das Kloster, welches er gleich anfänglich

*) Welches Volk und welche Regiernng, bei dem und unter der ein öffentlich ausgepeitschter Schelm wenige Wochen darauf Director eines Gerichtshofes werden kann.

nach seiner Vertreibung aus Constantinopel, auf einer der im Propontis liegenden Inseln bewohnt hatte. Hier ließ er einen, einige Zeit vorher von den Russen in dem Kloster gestürzten Altar wieder aufrichten. Dieß war in den Augen des Photius ein ganz ungeheures Verbrechen. Er klagte sogleich bei dem Kaiser wie bei Bardas, daß Ignatius, obgleich abgesetzt und in den Stand eines Laien zurückgewiesen, es dennoch wage, bischöfliche Verrichtungen vorzunehmen. Zwei Metropoliten, ein Senator und mehrere Gerichtspersonen wurden unverzüglich nach jenem Kloster gesandt. Ignatius erhielt einen demüthigenden, mit Drohungen verbundenen Verweis. Der Altar ward hinweggenommen, an das Gestade des Meeres gebracht, dort vierzigmal abgewaschen, und dann erst wieder an seine Stelle gesetzt.

6. Inzwischen war Theognostus, welchen Ignatius während seiner Amtsführung zum Exarchen aller Klöster in und um Constantinopel ernannt hatte, mit der Appellation desselben an den apostolischen Stuhl in Rom angekommen. Alle von Photius begangenen Frevel und Gewaltthätigkeiten lagen nun klar vor den Augen des Pabstes; und eine Menge Geistliche, besonders Mönche, welche um der Verfolgung des Photius zu entgehen, jetzt nach und nach in Rom ankamen, bezeugten und bekräftigten einstimmig den Inhalt der, von Theognostus im Namen des Ignatius dem römischen Stuhle übergebenen Klagschrift. Der Briefwechsel zwischen Rom und Constantinopel war unterdessen immer lebhafter geworden, und ward auch jetzt noch nicht gleich abgebrochen. Da aber der Pabst endlich sah, daß weder von Bardas noch Photius eine Sinnesänderung zu erwarten wäre; so berief er im Anfange des Jahres 863, zuerst in der Peterskirche und dann im Lateran

zahlreiches Concilium zusammen. Zuerst wurden
beiden, der Prävarication angeklagten Legaten
doald und Zacharias vor das Concilium gefodert.
Ersterer in Geschäften des römischen Stuhles
ch abwesend war, erschien blos Zacharias, bekann-
unumwunden das begangene Verbrechen, und ward
nnach seines bischöflichen Stuhles entsetzt und ex-
nmunicirt. Dasselbe Concilium sprach nun auch
Sachen des Ignatius und Photius. Letzterer
ırde ebenfalls excommunicirt, jede seiner erhalte-
Weihen für ungültig erklärt, mithin er selbst
er priesterlichen Würden beraubt, und unter den
testen Kirchenstrafen jede geistliche Amtsverrichtung
verboten. Dieser Spruch des Conciliums war
gendergestalt motivirt: „Photius, der, wie es
ßt klar am Tage liegt, sich zu einer, von der
emeinschaft der heiligen allgemeinen Kirche sich
wendenden Parthei von Schismatikern geschlagen,
r, als ein bloser Laie sich plötzlich von einem längst
hon in einem Concilium abgesetzten und excom-
unicirten Bischofe weihen ließ, zu Lebzeiten des
chtmäßigen Patriarchen Ignatius dessen bischöfli-
en Stuhl sich gewaltsam zueignete, mithin nicht durch
e wahre Thüre, die da ist Jesus Christus, son-
rn an ganz andern Orten, gleich einem Räuber
d einem mit Lastern befleckten Ehebrecher, in
n Schafstall des Herrn eindrang, der mit Ex-
mmunicirten in Gemeinschaft lebt, und in Ver-
ndung mit diesen, wie auch noch mit andern,
e theils keine Kirche hatten, theils von ihm fre-
lhafter und ungerechter Weise waren befördert
orden, sich endlich gar erkühnte, unsern ehrwür-
gen Bruder Ignatius abzusetzen, und ihm das
nathema zu sprechen; der überdieß noch die Le-
ten des römischen Stuhles bestach, und gegen
les Völkerrecht sie zwang, ganz im Widerspruch

„mit den, ihnen von uns gegebenen Instruktionen „zu verfahren, hierauf alle Bischöfe, die sich wei„gerten, mit ihm in Kirchengemeinschaft zu treten, „von ihren Stühlen vertrieb und verbannte, auch „jetzt noch immer fortfährt, die Kirche zu verfol„gen, und unsern ehrwürdigen Bruder Ignatius „auf die ausgesuchteste Weise zu quälen. Dieser, „mit so vielen Verbrechen besudelte Photius sey, „kraft der von Gott dem römischen Stuhle verlie„henen Gewalt und durch das Ansehen der beiden „heiligen Apostel Petrus und Paulus und aller Hei„ligen, wie auch durch das Ansehen der sechs öcu„menischen Concilien, und besonders zu Folge des „von dem heiligen Geist durch unsern Mund aus„gesprochenen Urtheils von jetzt an excommunicirt, „aller priesterlichen Würden und Ehren beraubt, „mithin jeder priesterlichen Verrichtung für unfähig „erklärt, und würde dieser Photius von dem Au„genblicke an, wo dieser Spruch zu seiner Kennt„niß gelangt seyn wird, dennoch fortfahren, den „Stuhl von Constantinopel zu usurpiren, unsern „Mitbischof, den Ignatius zu verfolgen, in seiner „bischöflichen Amtsführung zu stören, oder ihn auf „irgend eine Weise zu hindern, seinem bischöflichen „Amte gehörig vorzustehen, so soll er, ohne Hoff„nung jemals wieder in die Gemeinschaft der Gläu„bigen aufgenommen zu werden, auf immer von „derselben ausgeschlossen seyn, und nur bei bevor„stehender Todesgefahr ihm die heilige Eucharistie „gereicht werden dürfen.“ — In dem nämlichen Concilium ward auch dem ehemaligen, schon vor vielen Jahren abgesetzten Bischofe von Syrakus, dem Gregor Asbesta und dessen ganzem Anhang Anathema gesprochen; auch wurden alle von Photius Geweihete aus der Gemeinschaft der Geistlichen ausgestoßen. — Von Ignatius erklärt der Pabst

rch das Ansehen und im Namen Jesu Christi: aß derselbe eigentlich in dem wahren Sinne des Bortes nie abgesetzt, sondern blos durch die weltche Macht, welche hiezu durchaus kein Recht atte, seiner bischöflichen Amtsführung wäre beubt worden, daher jetzt der Pabst Kraft der, m Apostel Petrus und dessen Nachfolgern ereilten Gewalt, ihn wieder in alle seine frühern Bürden und Ehren einsetzt; und sollte in Zukunft gend jemand es wagen, ihn in der Ausübung iner bischöflichen Verrichtungen zu hindern, oder uf irgend eine Weise zu belästigen; so sey derselbe, enn es ein Geistlicher ist, seines Amtes entsetzt; der anathematisirt, wenn es ein Laie ist, von elchem hohen Range er übrigens auch yn möchte.*) Endlich befehlen wir noch, daß le Bischöfe und Geistlichen, welche seit der Vereibung des Ignatius, wegen ihrer treuen Anhängichkeit an denselben, abgesetzt oder verwiesen wur-n, alsogleich aus den Orten ihrer Verbannung urückgerufen, und in ihre vorigen Aemter und Bürden wieder eingesetzt werden sollen".

*) Diese Worte sind offenbar gegen den Kaiser selbst gerichtet. Man sieht, der Pabst behandelt den unumschränkten Beherrscher des damals mächtigsten Reiches, wie den König Lothar von Lotharingen. Nicolaus Grundsätze sind nicht der Politik des Tages entlehnt; richten sich nicht nach Convenienz und Zeitumständen. Er steht fest, wenn auch der Boden unter ihm zu schwanken scheint; denn er weiß, daß der sich nicht vor Menschen zu fürchten braucht, der für die Ehre Gottes kämpft, auf Gott vertraut, und dann Laster und Schalkheit laut und kräftig rügt. — Der griechische Kaiser hatte sogar gedrohet, ein Heer nach Italien zu senden, Rom zu zerstören, und dem Pabste das ganze Gewicht seiner Macht und seines Zornes

„Flehen zu achten, alle Wahlstimmen über mir.
„Ist es nun wohlgethan, jenem, der so vieles ertragen und erduldet, noch Vorwürfe zu machen, „und wäre es nicht vielmehr Pflicht heiliger Liebe, „ihn zu trösten, und ihm Theilnahme zu bezeugen?" — — Photius geht nun zu dem über, was eigentlich der wahre Zweck seines Briefes ist, nämlich die Gültigkeit seiner Wahl dem Pabste zu beweisen *).

3. Der Pabst säumte nicht, die von Leo erhaltenen beiden Briefe zu beantworten. In seiner Antwort auf den Brief des Kaisers wiederholt Nicolaus seine schon in der Versammlung der römischen Geistlichkeit gegebene Erklärung: der römische Stuhl verwerfe den Photius, könne zu der Erhebung desselben und zur Absetzung des Ignatius seine Einwilligung nicht geben, werde auch nie und zu keiner Zeit sie dazu geben. „Wir haben noch „in unsern Händen," sagt der Pabst unter anderm, „die früher von Ewr. Majestät so wohl an uns, „als unsern Vorfahrer geschriebenen Briefe. In „diesen bezeugen Ewr. Majestät nicht nur die Gültigkeit der Wahl und Ordination des Ignatius; „sondern ertheilen auch den Tugenden und dem tadellosen Wandel desselben gerechtes Lob; und nun „melden Sie uns, Ignatius sey der vielen, gegen „ihn erhobenen Klagen wegen abgesetzt worden, und „führen die Ungültigkeit der Wahl desselben als den „Hauptgrund seiner Absetzung an. Ewr. Maj. berufen sich ferner darauf, daß das Concilium, welches den Ignatius seines Amtes entsetzt, so unge-

*) Was Photius zur Rechtfertigung seiner Wahl vorbringt, werden die Leser sogleich etwas weiter unten aus dem päbstlichen Antwortschreiben erfahren.

„mein zahlreich gewesen, aber Ew. Maj. mögen wissen, „daß ein Concilium nicht durch die große Anzahl der da„rin versammelten Personen, sondern erst dadurch in „unsern Augen einen hohen Werth erhält, wenn der „Geist der Wahrheit, der Geist Gottes die in dem„selben versammelten Bischöfe leitet und beseelt." — Durch sein apostolisches Ansehen befielt der Pabst am Ende seines Schreibens dem Kaiser, als einem Sohn der Kirche, zur Wiederherstellung des Ignatius und Entfernung des Photius kräftig mitzuwirken, auch dieses päbstliche Breve unverzüglich allen Bischöfen seines Reiches bekannt zu machen.

4. Schon die Ueberschrift des päbstlichen an Photius gerichteten Schreibens macht uns mit dessen Inhalt summarisch bekannt. Der Pabst begrüßt nämlich den Photius nicht als Bischof von Constantinopel, sondern blos als einen sehr verständigen, gelehrten Laien *). Gleich im Eingange dieses Briefes erinnert Nicolaus den Photius an die, zu Folge der bei Matthäus enthaltenen Schriftstellen, von Jesus Christus dem heiligen Petrus ertheilte, und von dessen Nachfolgern alle Jahrhunderte hindurch ausgeübte Schlüsselgewalt; und daß er demnach in Gemäßheit eben dieser dem römischen Stuhle von Christus übertragenen höchsten oberrichterlichen Gewalt bei den jetzt in der Kirche von Constantinopel obwaltenden Streitigkeiten durchaus kein sträfliches Stillschweigen beobachten dürfe. Erst nach dieser kurzen, aber gewiß sehr nothwendigen und zweckmäßigen Einleitung geht der Pabst zur wirklichen Beantwortung

*) Nicolaus Episcopus servus servorum Dei prudentissimo viro Photio.

des Schreibens von Photius über, und indem er dem Raisonnement desselben Schritt für Schritt folgt, widerlegt er mit eben so viel Klarheit als Bündigkeit alle von dem Afterpatriarchen vorgebrachte Scheingründe. Um seine Erhebung aus dem Laienstande auf den Patriarchenstuhl zu rechtfertigen, hatte Photius auf Beispiele aus der Vergangenheit sich berufen; auf den heiligen Ambrosius *), auf Nektarius und Tarrasius. Der Pabst erwiedert: Ambrosius sey durch ein offenbares göttliches Wunder auf den Patriarchenstuhl gerufen worden **). Was die Wahl des Nektarius betreffe;

*) Photius und der heilige Ambrosius: welche Zusammenstellung!

**) Der Vorfahrer des heiligen Ambrosius auf dem Stuhle von Mailand war Auxentius, ein eingefleischter Erzarianer, während dessen Amtsführung der Arianismus furchtbare Fortschritte nicht nur in dem Mailändischen, sondern in ganz Italien gemacht hatte. Nach dem Tode des Auxentius spaltete sich über der Wahl seines Nachfolgers das Volk von Mailand in zwei Partheien. Die eine wollte einen katholischen, die andere einen arianischen Bischof. Die Wahl ward dadurch mehrere Tage verzögert; aber eben daher wurden auch die streitenden Partheien immer mehr gegen einander erbittert. Als eines Tages das Volk wieder zur Wahl eines Bischofes in der Kirche versammelt war, ward der Streit heftiger und hitziger als je. Furchtbare Drohungen erschallten von allen Seiten und von den schon lange gährenden und jetzt wild aufbrausenden Gemüthern war Mord und Aufruhr zu befürchten. Zu Folge seines Amtes eilte jetzt der Prätor Ambrosius in die Kirche, um das Volk zur Ruhe zu ermahnen, und jedem wilden leidenschaftlichen Ausbruch wo möglich noch zuvorzukommen. Aber kaum hatte er zu sprechen angefangen, als ein kleines, noch ganz zartes Kind plötzlich ausrief: „Ambrosius sey unser Bischof". Sogleich wiederholte al-

sey diese blos das Werk einer gebieterischen Noth- ndigkeit gewesen, weil damals in der ganzen Kirche n Constantinopel kein einziger Geistlicher sich gefun- , dessen Lehre nicht ein Makel irgend einer Ketzerei geklebt hätte. Die Ordination des Tarrasius dlich habe sein Vorfahrer, der Pabst Hadrian I., im hsten Grade mißbilligt, und sie endlich nur deswegen nehmiget, weil Tarrasius zur Hebung des, wegen der rehrung der Heiligen, damals die morgenländische rche trennenden Schisma einen eben so warmen, als tigen und erfolgreichen Eifer bewiesen. Aber, hrt Nicolaus fort, welche Aehnlichkeit oder Gleich- t findet sich zwischen Euch und jenen Männern,

---

les Volk diesen Ausruf, und augenblicklich waren nun alle Partheien in der Wahl des Ambrosius mit einander vereint. Aber jetzt wandte dieser alles nur Gedenkbare an, um dieser heiligen Würde sich zu entziehen. Er ward endlich von dem Volke ergriffen, eingesperrt, und genau bewacht; und als es ihm gelang, dieser Haft zu entwischen, wußte er sich mit so vieler Sorgfalt zu verbergen, daß man, ungeachtet alles Suchens seinen Aufenthalt nicht eher entdecken konnte, als bis der Vicarius des Präfektus Prätorio von Italien öffentlich einen scharfen Strafbefehl gegen alle jene ausrufen ließ, welche den Ambrosius bei sich verborgen hielten. Jetzt war kein weiterer Widerstand mehr möglich. Die Wahl dieses heiligen Erzbischofes war ein offenbares Wunder. **Ex ore infantium et lactantium perfecisti laudem tuam.** Daß es Gott gleichsam selbst war, der den Ambrosius zum Bischofe weihete, erhellt auch aus dem überschwänklichen Segen, der auf der Amtsführung desselben ruhete, indem schon in den erstern Jahren, nachdem Ambrosius das heilige Amt angetreten, auch vor dessen höherm Licht sogleich aller Dunst und Nebel des arianischen Wahns nicht nur aus dem Mailändischen, sondern beinahe aus ganz Italien verschwanden.

gültig gegen alles Kirchliche oder Religiöse, und zu jedem Geschäfte eben so träge, wie keines ernsten Gedankens mehr fähig, hatte höchst wahrscheinlich das päbstliche Schreiben gar nicht gelesen; denn Photius erniedrigte sich jetzt zu einer Taschenspielerei, die er gewiß nicht gewagt haben würde, wäre Michaël mit dem Inhalt jenes Schreibens auch nur von weitem bekannt gewesen. Eines Tages nämlich, als mehrere Bischöfe, Priester, wie auch verschiedene sehr angesehene Laien bei Photius in dessen Palaste versammelt waren, ließ sich auf einmal ein unbekannter Mensch im Mönchsgewand melden, mit dem Vorgeben, er habe wichtige Briefe dem Patriarchen zu übergeben. Der Unbekannte, der Eustrates hieß, ward sogleich vorgelassen, und in Gegenwart aller Anwesenden sagte nun der Elende: Ignatius habe ihn nach Rom mit einem Briefe an den Pabst geschickt, dieser jedoch denselben gar keines Blickes gewürdiget, viel weniger ihn annehmen wollen, dafür ihm aber ein eigenhändiges Schreiben an den Patriarchen gegeben. Eustrates überreichte beide Briefe dem Photius. Jener des Ignatius enthielt nichts als theils ganz ungegründete, theils schlecht motivirte Klagen, nebst einer Menge sowohl für den Bardas, als den Kaiser selbst höchst beleidigender Ausdrücke. Das vorgebliche Schreiben des Pabstes an den Photius war ganz voll von Lobsprüchen. Nicolaus entschuldigte sich darin wegen des Vergangenen; bloß Mißverständnisse seyen daran Schuld gewesen, und ein unauflösliches Band der Liebe und Freundschaft sollte in Zukunft beide

---

schon erwähnten, im ganzen genommen zwar wieder gottlosen, jedoch dessen innere Ueberzeugung kund gebenden Scherzrede in Beziehung auf Ignatius und Photius erinnern.

mit einander unzertrennlich vereinigen. Photius lief sogleich mit beiden Briefen zu dem Kaiser und zu dem Cäsar Bardas. Er bestand darauf, daß die Frechheit des Ignatius, der selbst die höchste Person des Kaisers nicht geschont hätte, bestraft werden müßte. Ignatius ward demnach wieder in seiner Wohnung bewacht, und eine förmliche gerichtliche Untersuchung eingeleitet. Zum Glück für den Ignatius waren die Commissäre, welche damit beauftragt wurden, nicht schlecht genug, um zu Werkzeugen der Niederträchtigkeit des Photius dienen zu wollen. Die ganze schändliche Betrügerei ward entdeckt. Eustrates, der den Brief von einem Schüler des Ignatius, dem Cyprian nämlich, erhalten zu haben behauptete, kannte denselben nicht einmal, als man ihn ihm vorstellte, eben so wenig auch irgend einen andern von den Leuten des Ignatius. Er gestand endlich sein Bubenstück, verschwieg aber weislich den Namen, wie die Theilnahme des Photius. Bardas, mehr erzürnt über die Dummheit des Eustrates, und daß diesem der Betrug nicht gelungen war, als über die Betrügerei selbst, ließ ihn troz den Bitten des Photius durch alle Straßen von Constantinopel öffentlich auspeitschen. Da aber diese Strafe bei den Griechen mit keiner Infamie verbunden war; so wußte Photius den Eustrates bald wieder dadurch zu entschädigen, daß er ihm durch sein Ansehen ein eben so ehrenvolles als einträgliches Amt in der Justizverwaltung verschaffte *). Um sich ähnlichen Quälereien zu entziehen, begab sich Ignatius wieder in das Kloster, welches er gleich anfänglich

*) Welches Volk und welche Regiernng, bei dem und unter der ein öffentlich ausgepeitschter Schelm wenige Wochen darauf Director eines Gerichtshofes werden kann.

nach seiner Vertreibung aus Constantinopel, auf einer der im Propontis liegenden Inseln bewohnt hatte. Hier ließ er einen, einige Zeit vorher von den Russen in dem Kloster gestürzten Altar wieder aufrichten. Dieß war in den Augen des Photius ein ganz ungeheures Verbrechen. Er klagte sogleich bei dem Kaiser wie bei Bardas, daß Ignatius, obgleich abgesetzt und in den Stand eines Laien zurückgewiesen, es dennoch wage, bischöfliche Verrichtungen vorzunehmen. Zwei Metropoliten, ein Senator und mehrere Gerichtspersonen wurden unverzüglich nach jenem Kloster gesandt. Ignatius erhielt einen demüthigenden, mit Drohungen verbundenen Verweis. Der Altar ward hinweggenommen, an das Gestade des Meeres gebracht, dort vierzigmal abgewaschen, und dann erst wieder an seine Stelle gesetzt.

6. Inzwischen war Theognostus, welchen Ignatius während seiner Amtsführung zum Exarchen aller Klöster in und um Constantinopel ernannt hatte, mit der Appellation desselben an den apostolischen Stuhl in Rom angekommen. Alle von Photius begangenen Frevel und Gewaltthätigkeiten lagen nun klar vor den Augen des Pabstes, und eine Menge Geistliche, besonders Mönche, welche um der Verfolgung des Photius zu entgehen, jetzt nach und nach in Rom ankamen, bezeugten und bekräftigten einstimmig den Inhalt der, von Theognostus im Namen des Ignatius dem römischen Stuhle übergebenen Klagschrift. Der Briefwechsel zwischen Rom und Constantinopel war unterdessen immer lebhafter geworden, und ward auch jetzt noch nicht gleich abgebrochen. Da aber der Pabst endlich sah, daß weder von Bardas noch Photius eine Sinnesänderung zu erwarten wäre; so berief er im Anfange des Jahres 863, zuerst in der Peterskirche und dann im Lateran

ein zahlreiches Concilium zusammen. Zuerst wurden die beiden, der Prävarication angeklagten Legaten Rodoald und Zacharias vor das Concilium gefodert. Da Ersterer in Geschäften des römischen Stuhles noch abwesend war, erschien blos Zacharias, bekannte unumwunden das begangene Verbrechen, und ward demnach seines bischöflichen Stuhles entsetzt und excommunicirt. Dasselbe Concilium sprach nun auch in Sachen des Ignatius und Photius. Letzterer wurde ebenfalls excommunicirt, jede seiner erhaltenen Weihen für ungültig erklärt, mithin er selbst aller priesterlichen Würden beraubt, und unter den härtesten Kirchenstrafen jede geistliche Amtsverrichtung ihm verboten. Dieser Spruch des Conciliums war folgendergestalt motivirt: „Photius, der, wie es „jetzt klar am Tage liegt, sich zu einer, von der „Gemeinschaft der heiligen allgemeinen Kirche sich „abwendenden Parthei von Schismatikern geschlagen, „der, als ein bloser Laie sich plötzlich von einem längst „schon in einem Concilium abgesetzten und excom„municirten Bischofe weihen ließ, zu Lebzeiten des „rechtmäßigen Patriarchen Ignatius dessen bischöfli„chen Stuhl sich gewaltsam zueignete, mithin nicht durch „die wahre Thüre, die da ist Jesus Christus, son„dern an ganz andern Orten, gleich einem Räuber „und einem mit Lastern befleckten Ehebrecher, in „den Schafstall des Herrn eindrang, der mit Ex„communicirten in Gemeinschaft lebt, und in Ver„bindung mit diesen, wie auch noch mit andern, „die theils keine Kirche hatten, theils von ihm fre„velhafter und ungerechter Weise waren befördert „worden, sich endlich gar erkühnte, unsern ehrwür„digen Bruder Ignatius abzusetzen, und ihm das „Anathema zu sprechen; der überdieß noch die Le„gaten des römischen Stuhles bestach, und gegen „alles Völkerrecht sie zwang, ganz im Widerspruch

„mit den, ihnen von uns gegebenen Instruktionen „zu verfahren, hierauf alle Bischöfe, die sich wei„gerten, mit ihm in Kirchengemeinschaft zu treten, „von ihren Stühlen vertrieb und verbannte, auch „jetzt noch immer fortfährt, die Kirche zu verfol„gen, und unsern ehrwürdigen Bruder Ignatius „auf die ausgesuchteste Weise zu quälen. Dieser, „mit so vielen Verbrechen besudelte Photius sey, „kraft der von Gott dem römischen Stuhle verlie„henen Gewalt und durch das Ansehen der beiden „heiligen Apostel Petrus und Paulus und aller Hei„ligen, wie auch durch das Ansehen der sechs öcu„menischen Concilien, und besonders zu Folge des „von dem heiligen Geist durch unsern Mund aus„gesprochenen Urtheils von jetzt an excommunicirt, „aller priesterlichen Würden und Ehren beraubt, „mithin jeder priesterlichen Verrichtung für unfähig „erklärt, und würde dieser Photius von dem Au„genblicke an, wo dieser Spruch zu seiner Kennt„niß gelangt seyn wird, dennoch fortfahren, den „Stuhl von Constantinopel zu usurpiren, unsern „Mitbischof, den Ignatius zu verfolgen, in seiner „bischöflichen Amtsführung zu stören, oder ihn auf „irgend eine Weise zu hindern, seinem bischöflichen „Amte gehörig vorzustehen, so soll er, ohne Hoff„nung jemals wieder in die Gemeinschaft der Gläu„bigen aufgenommen zu werden, auf immer von „derselben ausgeschlossen seyn, und nur bei bevor„stehender Todesgefahr ihm die heilige Eucharistie „gereicht werden dürfen." — In dem nämlichen Concilium ward auch dem ehemaligen, schon vor vielen Jahren abgesetzten Bischofe von Syrakus, dem Gregor Asbesta und dessen ganzem Anhang Anathema gesprochen; auch wurden alle von Photius Geweihete aus der Gemeinschaft der Geistlichen ausgestoßen. — Von Ignatius erklärt der Pabst

rch das Ansehen und im Namen Jesu Christi:
aß derselbe eigentlich in dem wahren Sinne des
Wortes nie abgesetzt, sondern blos durch die welt-
che Macht, welche hiezu durchaus kein Recht
atte, seiner bischöflichen Amtsführung wäre be-
aubt worden, daher jetzt der Pabst Kraft der,
em Apostel Petrus und dessen Nachfolgern er-
heilten Gewalt, ihn wieder in alle seine frühern
Würden und Ehren einsetzt; und sollte in Zukunft
gend jemand es wagen, ihn in der Ausübung
einer bischöflichen Verrichtungen zu hindern, oder
uf irgend eine Weise zu belästigen; so sey derselbe,
venn es ein Geistlicher ist, seines Amtes entsetzt;
der anathematisirt, wenn es ein Laie ist, von
velchem hohen Range er übrigens auch
eyn möchte.*) Endlich befehlen wir noch, daß
lle Bischöfe und Geistlichen, welche seit der Ver-
reibung des Ignatius, wegen ihrer treuen Anhäng-
chkeit an denselben, abgesetzt oder verwiesen wur-
en, alsogleich aus den Orten ihrer Verbannung
zurückgerufen, und in ihre vorigen Aemter und
Würden wieder eingesetzt werden sollen".

*) Diese Worte sind offenbar gegen den Kaiser selbst gerichtet. Man sieht, der Pabst behandelt den unumschränkten Beherrscher des damals mächtigsten Reiches, wie den König Lothar von Lotharingen. Nicolaus Grundsätze sind nicht der Politik des Tages entlehnt; richten sich nicht nach Convenienz und Zeitumständen. Er steht fest, wenn auch der Boden unter ihm zu schwanken scheint; denn er weiß, daß der sich nicht vor Menschen zu fürchten braucht, der für die Ehre Gottes kämpft, auf Gott vertraut, und dann Laster und Schalkheit laut und kräftig rügt. — Der griechische Kaiser hatte sogar gedrohet, ein Heer nach Italien zu senden, Rom zu zerstören, und dem Pabste das ganze Gewicht seiner Macht und seines Zornes

7. Daß in Ansehung des Photius, wie auch derer, die ihn schützten, von diesem gegen sie geschleuderten Bannstrahl kein Erfolg zu erwarten war, dies wußte Nicolaus sehr wohl. Aber es that Noth, und war des Pabstes heiligste Pflicht, die Kirche in ihrer Reinheit zu erhalten, mithin nicht länger mehr einen so großen, ihr anklebenden Flecken zu dulden, sondern das faulende Glied von dem ge-

---

fühlen zu lassen. Diese Drohung war damals nichts weniger als eitel und unausführbar. Die Griechen waren in Calabrien noch im Besitze einiger Häfen und festen Plätze. Der edle Kaiser Ludwig hatte theils mit den Sarazenen, die bisweilen Rom selbst bedrohten, theils in Oberitalien alle Hände voll zu thun. Auf die beiden mächtigsten Fürstenthümer in Unteritalien, so wie auf die übrigen, kleinern italienischen Seestaaten, weil selbst in endloser, blutiger Fehde unter einander begriffen, und oft sogar mit den Sarazenen verbündet, konnte der Pabst ebenfalls nicht zählen; und noch weniger hatte er von den übrigen, gleichfalls in ewigem Zwist, und nicht selten in offenem Kriege mit einander verwickelten drei carolingischen Reichen zu erwarten. Carl von Frankreich konnte sich ohnehin kaum der Normänner erwehren, und weder gegen die Aquitanier, noch gegen seine mächtigen unruhigen Vasallen sein Ansehen behaupten; und der tapfere Ludwig der Deutsche hatte ebenfalls unaufhörlich theils mit den Normännern, besonders aber mit den Böhmen und Mähren, und endlich auch mit seinen eigenen, sich gegen ihn empörenden Söhnen zu kämpfen. Kurz, im Falle einer griechischen Landung war für den Pabst menschliche Hülfe fern und höchst unsicher. Aber demungeachtet schreckte ihn nicht die Drohung des mächtigen Despoten; denn er war stark in Demjenigen, Dessen Sache er vertheidigte. Uebrigens würde auch Nicolaus ganz gewiß in Banden, wie im Tode seine Grundsätze nie verläugnet haben. Dieß ist wahre Größe, von welcher, wie von jeder höhern Tugend, nur Religion die Gebärerin ist.

den Körper zu lösen. Auch war es nicht min- dringend, dem Volke, das man in Constanti-)el durch alle nur mögliche Künste zu täuschen ucht hatte, und noch immer irrezuführen fortfuhr, Augen zu öffnen, und über das, was jetzt licht ihm gebot, es gehörig zu belehren. Dieser)pelte Zweck ward vollkommen erreicht; denn kaum r das gegen Photius ausgesprochene Urtheil in nstantinopel bekannt, als nicht nur sogleich eine enge Volkes, sondern selbst viele von seinen bis- igen Anhängern sich von ihm trennten, ihn als en eingedrungenen, mit dem Fluch der Kirche be- :eten Kirchenräuber verabscheuten, uud nicht selten ar sich erkühnten, ihren Abscheu vor ihm laut) öffentlich kund zu geben. Natürlich begann ge- : diese jetzt wieder eine heftige Verfolgung. Viele ı dem Clerus flohen nach Rom; aber die meisten, onders Laien, vermehrten die Anzahl frommer kenner, verloren ihre Güter, wurden ihrer Aem- entsetzt, eingekerkert, verbannt, und weder Stand, h Alter, noch Geschlecht schützten gegen die grau- asten körperlichen Mißhandlungen.

8. Zwar minder lebhaft, aber desto ernster ıerte auch jetzt noch der Briefwechsel zwischen Rom d Constantinopel fort. Leider blieb jedoch in nstantinopel alles beim alten. Immer tyrannischer altete und waltete Photius in der Kirche; immer ößere Geringschätzung gegen den römischen Stuhl gten der Kaiser und Bardas, und von der Ver- lgung rechtlicher Katholiken sah man noch von item kein Ende. Beinahe drei Jahre verflossen f diese Weise. Aber in dem Jahre 865 entschloß) abermals der Pabst, zwei Legaten mit einem hreiben, voll Liebe und väterlicher Ermahnungen, den Kaiser nach Constantinopel zu schicken. Der

Brief war schon fertig, die Legaten waren schon ernannt, als ganz unvermuthet aus Constantinopel ein Protospatarius mit einem kaiserlichen Schreiben an den Pabst in Rom ankam. Bisher hatte Photius in seinen Briefen an den Pabst stets noch eine, wenigstens scheinbare Mäßigung zu beobachten gesucht. Aber in diesem, von dem Kaiser unterzeichneten, und in seinem Namen gefertigten Schreiben ergossen sich jetzt stromweise seine ganze Wuth und sein ganzer innerer Grimm gegen den Pabst. Vom Anfange bis zum Ende enthielt Michaëls Brief nichts als die gröbsten Beleidigungen gegen das Oberhaupt der Kirche, die unerhörtesten Beweise schnöder Geringschätzung und Verachtung des römischen Stuhles. Wahrscheinlich war Photius selbst der Verfasser dieses schamlosen Libelles, oder wenigstens ein, von ihm gewonnener und gedungener, der Lehre wie der Satzungen der Kirche völlig unkundiger, höchst roher ungeschliffener Laie. Natürlich wurden jetzt weder die Legaten, noch das schon entworfene päbstliche Breve abgesandt. Den Brief des Kaisers wollte jedoch der Pabst auf der Stelle beantworten. Wie es scheint, war es mit dem groben, höchst unanständigen Schreiben des Kaisers auf einen förmlichen Bruch mit Rom abgesehen. Unter dem Vorwand der Beschwerlichkeit einer Reise während des schon herannahenden Winters wollte der griechische Gesandte gar nicht auf das Antwortschreiben warten, verließ, ohne von dem Pabst Abschied zu nehmen, Rom, und Nicolaus, der ohnehin einige Tage vorher krank gewesen, hatte jetzt kaum noch so viel Zeit, nur einen Theil des vom Kaiser erhaltenen, saubern Briefes zu beantworten. Diese Beantwortung mußte der Pabst dem Gesandten durch einen Boten nachsenden, der auch zum Glück den Protospatar noch in Ostia antraf, und ihm den Brief übergab.

9. So unanständig und beleidigend der Brief des Kaisers war, eben so mild und sanft, jedoch zugleich auch ernst und würdevoll war die Antwort des Pabstes. Gleich im Eingange seines Schreibens fleht der Pabst zu Gott, daß Er ihm, was er jetzt dem Kaiser schreiben müßte, nicht nur eingeben, sondern diesen auch so erleuchten möchte, daß seine Worte nicht auf steinigen Boden fielen, sondern Früchte des Heils sowohl für den Kaiser selbst, als für die Kirche hervorbrächten. Zuerst belehrt der Pabst den unverständigen jungen Monarchen über die hohe Würde des Priesterthums, über die Erhabenheit des römischen Stuhles und dessen, nicht durch Conciliienbeschlüsse, oder kaiserliche Rescripte, sondern von Jesus Christus selbst ihm ertheilten Rechten und hohen Prärogativen. Er erinnert ihn an das Beispiel so vieler seiner großen und glorreichen Vorfahren, die dem römischen Stuhle stets die größte Ehrfurcht bewiesen, allen seinen Bitten und Forderungen mit zuvorkommender Bereitwilligkeit entsprochen, und allen Verordnungen desselben in kirchlichen Angelegenheiten mit der, einem Sohne der Kirche geziemenden Folgsamkeit sich gefügt hätten. Er warnt den Kaiser, in seinem Uebermuth sich ja nicht gegen den Felsen Petri zu erheben, damit dieser nicht endlich gezwungen werde, sich ebenfalls gegen ihn zu erheben, und dann an ihm der furchtbare Ausspruch Jesu Christi vollzogen werde, dem zu Folge derjenige, welcher die Kirche nicht hört, gleich einem Heiden und Publican soll gehalten werden. Der Pabst geht hierauf zur Sache des Ignatius und Photius über, und zeigt mit leuchtender Klarheit die Ungerechtigkeit und Nichtigkeit des, gegen den Erstern gefällten Urtheils, sowie die absolute Unzulässigkeit des Letztern zur bischöflichen Würde. Da der Kaiser von dem Pabste

die Auslieferung sowohl des Theognostus, als auch der andern nach Rom Geflohenen gefodert hatte; so ermangelt der Pabst nicht, ihm das Unwürdige und Unchristliche dieser Foderung recht tief fühlen zu lassen. Der Kaiser, schreibt der heilige Vater, fodere nur deswegen jene Männer zurück, um sie dann recht nach Herzenslust quälen und martern lassen zu können. Selbst ein heidnischer Fürst würde schon darüber erröthen, wenn man auch nur von weitem eine solche Foderung an ihn stellen wollte. Unaufhörlich ströme aus allen Ländern und Gegenden der Welt eine zahllose Menge frommer Pilger jedes Standes und jeden Alters zu dem heiligen Stuhle nach Rom, und eben diese vielen, obgleich an Sprache, Kleidung und Sitten verschiedenen, aber unter den Flügeln des heiligen Petrus hier vereinten Nationen stellten das treueste und erhabenste Bild einer allgemeinen Kirche auf, einer Kirche, deren Mittelpunkt die alte, durch das Blut der beiden großen Apostel geheiligte Roma sey. — Am Ende seines Briefes spricht der Pabst das Anathema über alle aus, die dieses päbstliche Schreiben in Constantinopel lesen, und, wenn sie Zutritt bei dem Kaiser hätten, ihn nicht mit dem Inhalt desselben bekannt machen würden; sowie auch über jene, die es übersetzen, aber bei ihren Uebersetzungen sich Verfälschungen und Verstümmelungen erlauben sollten.

10. Wenn Nicolaus von diesem väterlichen, durch den Geist Gottes ihm in die Feder diktirten Briefe sich einige Früchte versprach, so war dies gewiß das erste und einzigemal, daß dieser große und erleuchtete Pabst auf kurze Zeit einer freundlichen Illusion sich hingab. Zwar ward schon im folgenden Jahre 866 Bardas, wie man sich erin-

nern wird, auf einem zum Scheine unternommenen Feldzuge, in dem Zelt des Kaisers ermordet. Aber dieses Ereigniß, sowie die bald darauf erfolgte Erhebung des Basilius zur Cäsarwürde brachten in dieser wichtigen kirchlichen Angelegenheit nicht die unbedeutendste Veränderung hervor, minderten nicht im geringsten den Einfluß und die Macht des Photius, oder des Kaisers Zutrauen zu demselben, und so blieb der tyrannischen Willkühr des Eingedrungenen die verwaiste morgenländische Kirche nach wie vor überlassen.

11. Auf seinem usurpirten Kirchenthron suchte inzwischen Photius sich immer noch mehr zu befestigen. Hiezu ersann sein erfinderischer Kopf zwei, so ziemlich sicher zum Ziele führende Mittel. Zuerst wußte er den Kaiser zu einer Verfügung zu bereden, kraft welcher der ganze ungeheure Armenfond, sammt allen milden Stiftungen, sowie auch alle, von Sterbenden zur Erleichterung der Armuth bestimmten Legaten ihm übergeben, und ihre Vertheilung ganz allein seiner Einsicht und seinem Willen überlassen werden mußten. Elend und Noth fesselten nun den gesammten Pöbel von Constantinopel, sowie alle ärmere Volksklassen dieser mit Menschen überfüllten Stadt an die Person des Afterpatriarchen, und da die armen Leute größtentheils nicht wußten, daß Photius das, was er ihnen gab, nicht von den Seinen nahm, so priesen sie ihn nun als einen Wohlthäter der Menschheit, als den gemeinschaftlichen, liebevollen Vater aller Nothleidenden und Bedrängten. — Um aber auch die gebildeten Stände und vorzüglich die neu aufblühende Generation für sich zu gewinnen, schlug Photius wieder einen andern, nicht minder schlau berechneten Weg ein. Er hatte vor einiger Zeit eine wissen-

schaftliche hohe Schule eröffnet. Wegen seiner weit umfassenden, in dem größten Rufe stehenden Gelehrsamkeit, drängte sich jetzt bald eine Menge Jünglinge aus den edelsten Familien zu ihm hin. Aber Photius nahm keinen davon unter seine Zuhörer auf, bevor er nicht sich eidlich verpflichtet hatte, alle seine Grundsätze sich anzueignen, und in allem blindlings seiner Leitung zu folgen. — Photius hatte sich von seinen verderblichen Leidenschaften nun schon viel zu weit hinreissen lassen. Kein Rückschritt war jetzt mehr möglich, das heißt, keiner, den sein Stolz und seine Herrschsucht ihm erlaubt hätten. Blos durch einen förmlichen Bruch mit dem römischen Stuhle konnte er noch hoffen, sich in seiner Stellung zu erhalten. Die Verbindung mit Rom hörte also jetzt nach und nach auf, und bald war es so weit gekommen, daß wenigstens auf gewöhnlichem, direktem Wege weder von Constantinopel nach Rom noch von Rom nach Constantinopel mehr Briefe gelangen konnten.

12. Tief schmerzte das fromme Herz des Pabstes diese abermalige, traurige Spaltung. Längst hätte er gerne wieder Legaten und Briefe nach Constantinopel gesandt; aber er wußte nicht wie, und auf welchem Wege sie sicher dahin gelangen könnten. Aus dieser peinlichen Verlegenheit zog ihn jetzt (866) plötzlich die ganz unvermuthete Ankunft einiger Gesandten des bulgarischen, erst vor einigen Jahren, mit dem größten Theil seiner Nation, zum Christenthume übergetretenen Königs Bogoris. Gegenseitiges Handelsinteresse hatte Griechen und Bulgaren seit einiger Zeit einander immer mehr genähert. Seit vielen Jahren war der zwischen ihnen bestehende Friede nicht mehr unterbrochen worden und der Bulgaren König hatte jetzt sogar in Con-

stantinopel einen für immer am Hofe residirenden Geschäftsträger. Bei dem, zwischen dem Kaiser und dem König Bogoris bestehenden, so ungemein freundschaftlichen Verhältniß, fiel also jetzt der Pabst auf den Gedanken, seine Legaten mit den rückkehrenden bulgarischen Gesandten zuerst zu dem König Bogoris, und dann von da nach Constantinopel reisen zu lassen. Er konnte hoffen, daß der Kaiser, aus Achtung für seinen Freund und Bundesgenossen, auch den römischen Abgeordneten eine freundliche und willige Aufnahme nicht versagen werde. Die Legaten, welche der Pabst zu dieser Mission ernannte, waren Donatus, Bischof von Ostia, der Priester Laurentius, und Marinus, ein Diacon der römischen Kirche. Nicolaus gab ihnen eine Menge Briefe mit. An den Kaiser, an Cäsar Bardas *), an die beiden Kaiserinnen, an den Senat und noch mehrere andere Personen. Sobald die bulgarischen Gesandten ihre Geschäfte beendiget hatten, verließen sie sogleich wieder Rom, und mit ihnen die drei von dem Pabste ernannten Legaten. Bei Bogoris hielten sich die Letztern nur wenige Tage auf. Sie eilten, sobald als möglich an den Ort ihrer Bestimmung zu gelangen. Als sie aber bei der ersten griechischen Grenzstadt ankamen, trat ihnen vor dem Thor derselben schon Theodor, Befehlshaber dieser Grenzprovinz entgegen, und erklärte ihnen, daß sie nicht eher ihre Reise fortsetzen dürften, als bis er darüber an den Kaiser berichtet, und von diesem die nöthigen Verhaltungsbefehle

*) Da Bardas damals schon sechs Monate todt war; so ist dies ein sprechender Beweis, wie gänzlich alle Verbindung zwischen Rom und Constantinopel abgeschnitten war, und wie unmöglich auch die wichtigsten Nachrichten von einer dieser beiden Städte in die andere gelangen konnten.

erhalten hätte. Von den Griechen schnöde und mit der größten Verachtung behandelt *), warteten die Legaten hier mehrere Wochen auf Nachricht aus der Hauptstadt. Nach vierzig Tagen kam endlich Theodor wieder, und sagte ihnen, sie mögten nur ungesäumt wieder nach Rom zurückkehren; der Kaiser wolle sie nicht in Constantinopel haben; denn er wisse nicht, zu was sie dort gut seyn könnten. Aber dem an seinem Hofe residirenden bulgarischen Gesandten sagte Michaël, daß, wenn nicht Achtung für seinen Freund, den König Bogoris, ihn zurückgehalten hätte, die drei päbstlichen Legaten nie mehr wieder Rom würden gesehen haben. — Das Uebel schien jetzt ohne Remedur. Der heilige Vater hatte Alles gethan, was man nur immer von einem eben so weisen, als gerechten und standhaften Pabst erwarten konnte. Nichts blieb ihm also mehr übrig, als diese für die ganze Christenheit so traurige Angelegenheit jetzt unbedingt der leitenden Hand einer allweisen Vorsehung zu überlassen.

XIII.

1. **Bekehrung der bulgarischen Nation zum Christenthum** **). — Die Bulgaren,

*) Gegen alles, selbst den uncultivirtesten barbarischen Nationen heiliges Völkerrecht, erhob Theodor sogar den Stock gegen die päbstlichen Legaten, und schlug damit ihren Pferden auf die Köpfe.

**) Da dieses Ereigniß, welches die Kirche mit Freude und Trost hätte erfüllen sollen, unglücklicher Weise die von Photius veranlaßte Spaltung nur noch mehr erweiterte, und auf mancherlei Weise in die Geschichte dieses Schismas verwebt ist; so wird es nothwendig, bevor wir in dieser weiter vorschreiten, unsere Leser

hrscheinlich zu dem großen Volksstamme der Ugren
örig, daher auch anfangs Urogen genannt,
hnten in den ältesten Zeiten am Don und der
lga. Während der allgemeinen Völkerwande-
ig wurden, durch das Drängen der nordasiati-
n Volksstämme nach dem Westen, auch die Bul-
en genöthiget, ihre alten Wohnsitze zu verlassen,
zogen nun auf der gewöhnlichen großen Heer-
ße der von Nord-Ost her wandernden Nationen
h der Donau. Gegen das Ende des fünften
hrhunderts standen sie an den Grenzen des ost-
nischen Reiches, fielen in dessen Provinzen ein,
wurden den Römern in kurzer Zeit so furcht-
, daß schon im Jahre 507 Kaiser Anastasius I.,
Constantinopel gegen diese neu angekommenen
rbaren zu schützen, jene berühmte, sogenannte
nge Mauer erbauen ließ. — In ihren neuen
hnsitzen grenzten die Bulgaren jetzt an die un-
ich mächtigern Avaren, wurden daher bald von
selben völlig unterjocht, und verschwanden einige
nerationen hindurch aus der Reihe der bedeuten-
donauischen Nationen. Doch nicht sehr lange
ben sie in diesem unterdrückten, schmachvollen
stande. Als innere Unruhen das Reich der Ava-
schwächten, zerbrachen die Bulgaren unter ihren
den tapfern Anführern Kudrat und Asparuch das
rische Joch, gingen über die Donau, und such-
nun auch auf der Südseite des Stroms sich
mer mehr und mehr auszubreiten (635). Von
t an wurden die Bulgaren ein immer mächtige-
und zugleich den Griechen gefährlicheres Volk.
n immerwährenden Krieg zwischen beiden Völ-

erst mit der Bekehrungsgeschichte der Bulgaren in
möglichster Kürze, das heißt, nur in deren Haupt-
momenten bekannt zu machen.

fern unterbrachen nur kurze Waffenstillstände. Aber auf allen Feld- und Raubzügen der Bulgaren folgte stets der Sieg ihren Fahnen. Die größten griechischen Heere wurden aus dem Felde geschlagen; ganz Moesien, das südlich der Donau gelegene Dacien*), ein großer Theil von Macedonien, und selbst ein Stück von Thracien erobert, und die griechischen Kaiser in der Hälfte des siebenten Jahrhunderts zu einem jährlichen Tribut gezwungen. Eines griechischen Kaisers in Gold eingefaßte Hirnschale, mit Wein gefüllt, prangte sogar bei festlichen Gelagen auf der Tafel bulgarischer Könige**); und als endlich Leo der Armenier die Bulgaren in einer entscheidenden Schlacht auf das Haupt schlug; so war

*) Nämlich Dacia Ripensis, oder auch Dacia Aureliani. Diesen Namen erhielt das Land, als Kaiser Aurelian, weil er die nördlich der Donau gelegene römische Provinz Dacien nicht mehr gegen die Gothen zu schützen vermochte, die darin wohnenden römischen Colonisten, nebst allen Eingeborenen, welche ihnen folgen wollten, auf das Südufer der Donau verpflanzte. — — Das eigentliche, nördlich der Donau gelegene Dacien hatten die Bulgaren schon früher in Besitz genommen. Es begriff einen Theil von dem heutigen Königreich Ungarn, von dem Bannat, die Bukowina, das ganze Großfürstenthum Siebenbürgen, die Walachei und ein großes Stück von der Moldau. Da die Bulgaren hiezu jetzt auch noch Ober- und Untermösien, einen Theil von Macedonien, nebst einem Stück von Thracien erhielten; so ergiebt sich hieraus der große Umfang und die Macht des bulgarischen Reiches zur Zeit, als die Nation sich zum Christenthum bekehrte.

**) Nämlich die Hirnschale des griechischen Kaisers Nycephorus, der, wie man sich erinnern wird, in einem mörderischen Treffen mit dem bulgarischen König Crum, beinahe mit seinem ganzen Heere erschlagen ward.

blos der Gewinn dieser Schlacht, der den durch
tigen Verrath errungenen Thron des Emporkömm
gs befestigte; denn dieser Sieg war der erste, den
Griechen seit hundert und fünfzig Jahren
er die Bulgaren erfochten hatten *). Indessen er-
eckte sich das Reich der Bulgaren von dem schwar-
bis an das adriatische Meer; und so wie im
sten mit den Griechen, kamen sie auch jetzt im
esten, nach der Zerstörung des avarischen Reiches
rch Carl den Großen, mit den römischen Kaisern
nähere Berührung.

2. Unter der Regierung Michaëls des Stamm-
s kamen endlich Griechen und Bulgaren zu der
berzeugung, die Ersteren, daß sie das bulgarische
lk doch nie mehr aus den von ihnen eroberten
ndern würden vertreiben können, und die Letztern,
blos durch friedliches und freundliches Verhält-
mit den Griechen ihr Handel sich erweitern,
d durch diesen der Wohlstand der Nation sich zu-
ends vermehren könnte. Diese gegenseitige Ueber-
gung führte endlich einen dauerhaften Frieden
bei, welchen so lange wie möglich zu erhalten,
bulgarische König von jetzt an eine bleibende
sandtschaft an dem Hofe von Constantinopel un-
hielt. Unter diesen Umständen war unstreitig die
kehrung dieser Nation zum Christenthum, weil
n sich davon eine längere Dauer des Friedens
sprechen konnte, auch in politischer Hinsicht für

*) Unstreitig waren die immerwährenden Kriege mit den, im siebenten und achten Jahrhundert, noch so furchtbaren Arabern, und deren unaufhörliche Einfälle in das oströmische Reich eine Hauptursache, daß die Griechen nie mit dem gehörigen Nachdruck den Bulgaren begegnen, und deren immer wachsende Macht in engere Schranken zurückweisen konnten.

das griechische Reich eben so wünschenswerth, als es dieselbe aus weit höhern Rücksichten nur immer für die Kirche seyn konnte. Aber nur Gott vermag die Herzen einzelner Menschen wie ganzer Völker zum Glauben und zur Wahrheit zu bekehren; und trotz aller staatsklugen Maaßregeln des griechischen Hofes würden höchst wahrscheinlich die Bulgaren noch lange ihren alten Göttern geopfert haben, hätte es Gottes erbarmender Weisheit nicht gefallen, durch einen Zusammenfluß einer Menge, unserer Unwissenheit freilich als zufällig scheinender Umstände, alles so zu lenken, daß eben dieses, für Kirche und Staat gleich glückliche Ereigniß nun wirklich schon nach wenigen Jahren eintrat.

3. Während des letzten Feldzuges gegen die Bulgaren fiel den Griechen, auf einem ihrer Streifzüge in das Innere des Landes, eine bulgarische Prinzessin in die Hände. Sie ward sogleich nach Constantinopel gebracht, aber dort nicht wie eine Gefangene, sondern gleich der Tochter eines befreundeten Fürsten behandelt. In dem Palaste des Kaisers, im Schoße seiner Familie erhielt sie eine, ihrer erlauchten Geburt angemessene Erziehung. Natürlicher Weise ward sie auch in dem Christenthume unterrichtet, und die erhabenen Wahrheiten der christlichen Lehre, verbunden mit der, den äußern Gottesdienst umgebenden Pracht, machten einen solchen Eindruck auf ihr Herz, daß sie endlich die heilige Taufe begehrte, mithin eine Christin ward, und zwar eine sehr eifrige, wohl unterrichtete, und von dem Geiste der Religion Jesu wahrhaft durchdrungene Christin. Der Bruder dieser Prinzessin, Namens Bogoris, hatte indessen den Thron der Bulgaren bestiegen. Kriegerischen Geistes, dabei stolz und herrisch, wollte er gegen das griechische Reich

die ehemalige gebieterische Stellung der frühern bulgarischen Könige wieder annehmen. Der gegenwärtige Augenblick schien ihm für seine Ansprüche der günstigste, da ein Weib, nämlich Theodora, als Vormünderin ihres Sohnes, das Reich beherrschte. In drohendem Ton foderte also auf Befehl seines Königes der bulgarische Gesandte in Constantinopel von Theodora den ehemals den Bulgaren von den Griechen entrichteten jährlichen Tribut. Theodora gab ihm zur Antwort: Sein König möge nur eilen, den Tribut selbst zu holen. An der Spitze ihres Heeres werde sie ihm auf halbem Wege entgegen kommen. Sollte alsdann Bogoris sie besiegen; so würde sein Sieg, weil über ein Weib erfochten, ihm nur welke Lorbern bringen; wohl aber, wenn im Gegentheil er selbst von einem Weibe würde besiegt werden, eine nur desto größere Schmach das Los des Ueberwundenen werden. — Diese entschlossene, männlich kühne Antwort der Regentin schreckte den König zurück. Er stand von seinen Foderungen ab, und zog die sichern Vortheile eines dauerhaften Friedens, dem ungewissen Erfolge eines, in jedem Falle für ihn höchst gefährlichen Krieges vor.

4. Als der kaum begonnene Zwist eben so schnell wieder völlig beigelegt war, ordnete Theodora eine eigene Gesandtschaft an den König, ihn ersuchend, den Aufenthalt eines gewissen, seit langer Zeit schon in der Bulgarei lebenden Griechen, Namens Johannes Cuphara zu erkunden, und wenn er ihn gefunden, unverzüglich zu ihr nach Constantinopel zu schicken. Jedes Lösegeld, welches der König für ihn fodere, sey sie bereit sogleich zu erlegen. Dieser Johannes Cuphara war vor vielen Jahren in bulgarische Gefangenschaft gerathen, aber während dieser Zeit auch manchem Bulgaren ein Bote

des Heils geworden; selbst der König hörte, obgleich ohne allen Gewinn für sich selbst, ihn gerne von dem Gott und der Lehre der Christen sprechen. Man weiß nicht, warum Theodora jetzt plötzlich diesen Griechen mit so vieler Sehnsucht zu sich zurückwünschte. Der Fortsetzer des Porphyrogenets erzählt, die Kaiserin habe diesfalls in einem nächtlichen Traumgesicht unmittelbare höhere Weisung erhalten. Bogoris willigte sehr gerne in das Begehren der Regentin, bot sich aber, statt des Lösegelds für den Cuphara, die Zurücksendung seiner gefangenen, am kaiserlichen Hofe lebenden Schwester aus.

5. Die bulgarische Fürstentochter, obgleich nach griechischer Weise erzogen, an der Griechen feinere Sitten gewöhnt, und nicht ohne eigene geistige Bildung, zog dennoch aus Vaterlandsliebe des Bogoris, aus Backsteinen erbaute, finstere Burg aller Pracht und allen Schimmerscenen des Palastes von Constantinopel vor. Von ihrer gekrönten Wohlthäterin nahm sie zärtlichen Abschied, und eilte in die Arme ihres Bruders. Aber bei diesem angekommen, sprach sie ihm nun unaufhörlich von den trostvollen und beseligenden Wahrheiten des Christenthums, von der unendlichen, der gefallenen Menschheit sich erbarmenden Liebe des Erlösers, von der ungemeinen, den äußern Gottesdienst der Christen umgebenden Pracht, und den sinn- und bedeutungsvollen Ceremonien der christlichen Kirche. So aufmerksam auch der König seiner Schwester zuhörte; so bemerkte diese doch von allen ihren Reden nie die leiseste Wirkung auf das Herz ihres Bruders. Da Bogoris ein großer Liebhaber von Gemälden, besonders von Jagdstücken war; so schrieb die Prinzessin nach Constantinopel, und berief einen sehr frommen, der Malerei kundigen Mönch,

mens Methodius *), zu sich nach Bulgarien.
thodius kam, ergötzte den König einige Zeit mit
rlei Bildern, stellte ihm aber dann auf einmal
h ein, alle Schrecken des jüngsten Gerichtes ab-
endes Gemälde unter die Augen. Der König
hrack vor dem Bilde, heftete lange Zeit seinen
ck auf dasselbe, und obgleich seine Schwester,
dadurch auf das Herz ihres Bruders gemach-
Eindruck benutzend, ihre so oft schon wiederhol-
Ermahnungen mit verdoppelter Kraft erneuerte,
mochte dennoch Bogoris nicht, seinem mit der
uttermilch eingesaugten abgöttischen Wahne zu ent-
en. „Bekehre Du mich, so werde ich bekehrt!“
fzte einst der gekrönte heilige Sänger; und so
fzte jetzt auch die fromme Fürstin im Namen ih-
verblendeten Bruders. Ihr Seufzen und ihr
bet wurden erhört. Eine allgemeine, noch nie
örte Dürre schlug das ganze Land. Der völlig
sgebrannte Boden konnte nicht gebaut werden,
d schreckliche Hungersnoth im Gefolge von Pest
d tödtlichen Seuchen zeigten sich in naher Per-
ktive. In dieser Noth ermahnte Bogoris Schwe-
r ihren Bruder auf das neue, sich an den Gott
Christen zu wenden, erinnerte ihn an die gren-
lose Allmacht desselben, und versprach ihm sichere
ülfe, sobald er nur den Namen Jesu anrufen
irde. Als bei dem immer steigenden Elende Bo-
ris endlich an einer, von seinen falschen Göttern
erhaltenden Hülfe verzweifelte, folgte er dem
athe seiner Schwester, und legte in ihren Händen

*) Methodius ward in der Folge, wie wir später hören werden, seiner apostolischen Arbeiten unter heidnischen Völkern wegen, von dem Pabste öffentlich gelobt, und von der griechischen Kirche nach seinem Tode unter die Zahl der Heiligen versetzt.

das Versprechen ab, daß, wenn jetzt Rettung erfolgen würde, er nie mehr einen andern Gott, als den Gott der Christen anbeten, und auf der Stelle ein Christ werden wollte. Länger zögerte jetzt nicht mehr die stets zum Helfen bereite Hand erbarmender Allmacht. Ueberall im Lande verfinsterte sich der Himmel; mehrere Tage fiel in ganzen Strömen segenvoller, befruchtender Regen auf die ausgedörrte, nach Wasser lechzende Erde, und bald darauf verwandelte sich die schreckliche Aussicht auf Hungersnoth, Pest und Tod in die freudige Gewißheit einer reichen, mehr als gewöhnlich ergiebigen Erndte.

6. Dieses offenbare Wunder gab dem Könige die ihm bisher mangelnde Ueberzeugung. Er hielt also sein, Gott und seiner Schwester gemachtes Versprechen; sandte unverzüglich nach Constantinopel, erbat sich von dort einen Bischof, der ihn taufen sollte, erhielt auch sogleich, sobald dieser angekommen war, die heilige Taufe, und in dieser, weil der griechische Kaiser sich eine Ehre daraus machte, Bogoris Taufpathe zu seyn, den Namen Michael (865). Man wollte zwar anfänglich aus der Bekehrung des Königes ein Geheimniß machen, daher er auch ganz in der Stille und bei Nachtzeit war getauft worden. Aber demungeachtet erfuhren es doch bald die am Hoflager und in der Umgegend wohnenden Bojaren; und da diesen die Lehren des Christenthums nicht ganz unbekannt waren, sie jedoch jetzt besorgten, daß sie ebenfalls bald eine Religion würden annehmen müssen, die ihnen das Rauben und Morden nicht mehr erlaubt, ihnen überhaupt ihre Begierden zu zügeln, und ihre Leidenschaften zu beherrschen gebeut; so suchten sie auf alle Weise die Gemüther des gemeinen Volkes in Gährung zu bringen, und zum Aufruhr zu erregen. Ueber alle

Erwartung gelang ihnen ihr Anschlag. Zahllose Haufen rotteten sich zusammen, erhuben wildes tumultuarisches Geschrei, und umringten bei nächtlicher Weile die königliche Burg. Ihre Absicht war nichts geringeres, als den König zu ermorden, und einen fernen Anverwandten seines Hauses auf den Thron zu erheben. Bogoris hatte nur acht und vierzig Männer bei sich, auf deren Treue er sich verlassen konnte. In der einen Hand ein Kreuz, als Zeichen des nahenden Triumphes, und in der andern das Schwert, machte Bogoris an der Spitze seiner kleinen, aber getreuen Schaar einen Ausfall. Voll Vertrauen auf eine unmittelbar von Oben kommende Hülfe, daher von christlichem Heldenmuthe beseelt, stürzte er sich mitten unter die dichtesten feindlichen Haufen. Diese wichen überall zurück. Panischer Schrecken hatte sie ergriffen. Sie glaubten eine Menge, den König umgebender wunderbarer Zeichen zu sehen; sie wurden also geschlagen, völlig zerstreut, und nach wenigen Stunden war der ganze Aufstand schon wieder gedämpft. Die Aufrührer fleheten jetzt um Gnade. Der König verzieh dem gemeinen Volke; aber alle Großen des Landes, welche an dem Aufruhr theilgenommen, zwei und fünfzig an der Zahl, ließ er hinrichten.

7. Der Sieg des Königes über die Aufrührer, ein offenbares zweites Wunder, beförderte nun nicht wenig auch den Uebertritt der ganzen Nation zu dem Christenthum. Schon das Beispiel stammverwandter Völker, nämlich der Chozaren im taurischen Chersones, und der Slaven in Mähren, hatte einen sehr erwünschten Eindruck auf die Bulgaren gemacht. Die Chozaren sandten ungefähr in dem Jahre 844 Einige aus ihrer Mitte nach Constantinopel, um den Kaiser zu bitten, ihnen Männer zu schicken, welche

sie in der Lehre der Christen unterrichten könnten. Die unter und neben ihnen wohnenden Mohamedaner und Juden, sagten die Abgeordneten, plagten unaufhörlich ihr Volk, die erstern, um ihm die mohamedanische, die andern, die jüdische Religion aufzudringen. Keine von beiden wolle ihnen jedoch gefallen, und sie wünschten demnach über den Glauben der Christen, von welchem sie schon so viel Wunderbares gehört, umständlicher belehrt zu werden. — Ein durch seine Frömmigkeit ausgezeichneter Mönch, ein Bruder des Methodius, und nach seinem Tode ebenfalls den Heiligen beigezählt, ward nun zu den Chozaren gesandt. Ungemeiner Segen ruhete hier auf seinen apostolischen Arbeiten. Er bekehrte nicht nur die ganze Nation zu dem Christenthume, sondern führte auch jene, welche sich schon mohamedanischem oder jüdischem Wahne ergeben hatten, wieder auf den Weg der Wahrheit und des Heiles zurück. Mehrere Jahre hielt er sich unter den Chozaren auf; und als er der Sprache des Landes vollkommen kundig war, erfand er eine derselben angemessene, für alle slavischen Dialekte passende Buchstabenschrift, die in der Folge nach seinem Namen die Cyrillische genannt ward *). Da sein Bruder Methodius bei den Bulgaren kein Ge-

*) Der heilige Cyrillus hieß eigentlich Constantinus. Er war aus Thessalonich gebürtig; und seine Landsleute, die Griechen, hatten ihn seiner ausgebreiteten Kenntnisse wegen mit dem Beinamen: „der Philosoph" beehrt. Erst viele Jahre nachher und nicht lange vor seinem Tode, nachdem er in Rom die bischöfliche Würde erhalten, aber bald darauf sie wieder niedergelegt hätte, und in ein Kloster gegangen war, nahm er den Namen Cyrillus an, welcher ihm auch in der Geschichte, wie in dem römischen Martyrologium geblieben ist.

r gefunden hatte, so kam dieser zu ihm nach
)erson. Er unterrichtete denselben vor allem
erst in der Landessprache, und sobald Methodius
vollkommen inne hatte, übersetzten sie in dieselbe
it einander die vier Evangelien, wahrscheinlich auch
.e übrigen heiligen Schriften des neuen Bundes,
id arbeiteten nun mehrere Jahre gemeinschaftlich
wohl an der Befestigung der jungen Christenheit,
s auch an der Bekehrung der wenigen noch übri-
n heidnischen Chozaren.

8. Aber um dieselbe Zeit, das heißt zwischen
n Jahren 855 und 866 schickte auch der mähri-
e Fürst Ratislaw, vielleicht zeitlicher Vortheile
:gen *), Abgeordnete nach Constantinopel, um sich
m Kaiser Michael einige Geistliche zu erbitten,
i seinem Volke das Evangelium zu verkündigen.
as Begehren ward natürlicher Weise genehmiget,
d die Wahl fiel wieder auf den Cyrillus, dessen
:mühungen unter den Chozaren schon ein so glän-
ider Erfolg gekrönt hatte, und den man nun in
)erson, da dieß Volk jetzt in dem Glauben fest
gründet war, durch jeden andern Missionär leicht
etzen zu können glaubte. Gerne folgte Cyrillus
ch diesem Rufe; gesellte aber von jetzt an sich
d seinen Arbeiten stets seinen Bruder Methodius
i, ging mit ihm nach Constantinopel, und wan-

*) Wohl möglich daß blos politische Rücksichten den Ratislaw, wie dessen Volk zu diesem Schritte bewogen haben konnten; vielleicht um bei den Griechen Schutz gegen den mächtigen deutschen König Ludwig zu finden. War dieses ihre Absicht; so hatten sie sich zwar hierin getäuscht; jedoch, ein weit größeres, unvergängliches Gut sich dadurch erworben.

derte von da in seiner Gesellschaft nach Mähren, dem Ort seiner Bestimmung. Hier fanden die beiden Apostel ein ungemein gelehriges Volk. Alles drängte sich zur Quelle des Heiles. Cyrillus und Methodius lehrten die Moraven lesen und schreiben, errichteten Schulen, gaben dem Volke die von ihnen übersetzten heiligen Bücher in die Hand, und im ganzen Lande wurden die Wunder und das Lob Gottes in slavischer Sprache verkündiget.

9. Das Gerücht von diesem glücklichen Erfolge verbreitete sich bald unter allen umher wohnenden Völkern, trug daher nun ebenfalls nicht wenig dazu bei, auch unter den Bulgaren den Eifer für das Christenthum immer mehr zu entflammen. Aber leider fehlte es im Lande an christlichen Lehrern und Predigern. Es ist wahrhaft eine eben so traurige als unerklärbare Erscheinung, daß dem, den Griechen so nahe liegenden bulgarischen Volke jetzt aus dem griechischen Reiche entweder gar keine, oder doch nur höchst dürftige geistige Hülfe zufloß. Immerhin mögen einige griechische Missionäre da gewesen seyn; aber gewiß waren es nur äußerst wenige; denn Bogoris wandte sich an König Ludwig den Deutschen, und bat diesen um einen Bischof, nebst einer hinreichenden Anzahl von Priestern, wie auch um die, zum Gottesdienste nöthigen heiligen Gefäße und übrige erfoderlichen Paramente. Aber daran, wie es scheint, müssen die Kirchen Deutschlands damals sehr dürftig gewesen seyn; denn Ludwig wandte sich an seinen Bruder, den König in Frankreich, und dieser erbettelte alles von seinen Bischöfen, die mit vieler Bereitwilligkeit bedeutende Summen zusammenschossen, und das Benöthigte herbeischafften, worauf Ludwig den Bischof Hermenreich mit mehrern Priestern und Diaconen nach Bulgarien sandte.

10. Die Anschaffung der, zum öffentlichen Gottesdienste nöthigen Erfordernisse hatte wahrscheinlich die Absendung der deutschen Missionäre sehr verzögert; aber eben daher auch die Geduld des Königes und der neu aufblühenden bulgarischen Christenheit erschöpft. In dem Jahre 866, lange bevor noch Bischof Hermenreich mit seinen Priestern und Diaconen in Bulgarien angekommen war, hatte demnach Bogoris eine neue, noch ungleich glänzendere Gesandtschaft — denn einer seiner Prinzen stand an der Spitze derselben — nach Rom an den Pabst gesandt. Dieselbe kam in dem Jahre 866 in Rom an. Sie brachte dem heiligen Petrus mehrere Geschenke, und unter diesen auch die Waffen, mit welchen der König die Aufrührer so wunderbar besiegt hatte *). Aber diesmal hatten die bulgarischen Abgeordneten nicht blos den Auftrag, den Pabst um fromme, und zugleich des Lehramtes kundige Missionäre zu ersuchen, sondern auch über mancherlei Gegenstände von ihm sich Belehrung zu erbitten. Da Nicolaus jede ihrer Fragen beantwortete, alle ihre Zweifel löste, so gehen diese am besten aus dem päbstlichen Antwortschreiben hervor, und zeugen sämmtlich von einer gewissen, wahrhaft liebenswürdigen Simplicität der Nation, die mit kindlichem Zutrauen sich jetzt in die Arme des Pabstes wirft, und in allem die größte Folgsamkeit und unbedingten Gehorsam verspricht. — Eine ihrer wichtigsten Fragen betrifft das Gewissen des Königs.

---

*) Kaiser Ludwig machte nachher auf diese Geschenke Anspruch, und forderte sie von dem Pabste. Nicolaus schickte ihm jedoch blos die Waffen, nebst noch einigen andern Kleinigkeiten. Alles Uebrige blieb in Rom zurück, und der Kaiser begnügte sich mit dem, was er von der Freundschaft des Pabstes erhielt.

Bogoris klaget nämlich dem Pabste: Er habe nach unterdrücktem Aufruhr nicht nur die Häupter der Empörung, sondern auch deren sämmtliche Kinder hinrichten lassen. Er fragt den Pabst, ob er hierin gesündiget habe? — Allerdings, antwortet der Pabst, denn nicht der Unschuldige, sondern blos der Verbrecher verdient Strafe, und wenn Ihr auch diesen, obgleich sie Strafe verdient, dennoch verziehen hättet, so würdet Ihr nur um so mehr nach dem Geiste des Christenthums gehandelt haben. Da Ihr jedoch blos aus Unwissenheit und einem, obgleich ganz falschen Eifer für die christliche Religion gesündiget habt, und nun Euer Unrecht einsehet, es bekennt und bereuet, so wird auch jene Blutschuld, wenn Ihr Buße gethan haben werdet, wieder von Eurer Seele genommen werden.

Auf die Frage: wie man jene zu behandeln habe, welche die Taufe erhalten, aber nachher von dem Christenthume wieder abgefallen wären; erwiedert der Pabst: man müsse bei solchen Unglücklichen vor allem deren Pathen, welche bei der Taufe als Bürge für sie eingetreten wären, auffodern, die Verirrten wieder zurückzuführen; würden sie jedoch in ihrem gottlosen Wahne beharren, so sollte man sie der Kirche anzeigen, und wenn sie auch diese nicht hörten, der weltlichen Obrigkeit übergeben, deren Pflicht es sey, eine gegen Gott begangene Untreue eben so sehr, wie einen gegen den König begangenen Treubruch zu bestrafen.

Da die Bulgaren den Pabst auch fragten, wie sie sich gegen die, unter ihnen noch lebenden Abgötterer zu verhalten hätten; so verbietet Nicolaus ihnen sehr ernst alle gewaltsamen Bekehrungsmittel. Nicht durch Zwang, sagt der Pabst, sondern blos auf dem sanften Wege christlicher Liebe müßten dieselben zur Erkenntniß des wahren Gottes gebracht

rden. Würden sie aber hartnäckig der Stimme Wahrheit und Vernunft ihr Ohr verschließen, sollten die Christen sich völlig von ihnen trent, nicht mit ihnen essen, keine Gemeinschaft mit ien haben, und sie als Fremde und Unreine bechten.

Ein Grieche war zu den Bulgaren gekommen, te sich für einen Priester ausgegeben, und mehe der Eingebornen getauft. Aber bald ward es deckt, daß er kein Geistlicher war. Die Bulga ließen ihn geißeln, schnitten ihm Nase und Oh ab, jagten ihn hierauf aus dem Lande und gten nun, ob sie hierin recht oder unrecht gehant hätten. Der Pabst gibt ihnen über dieses graue Verfahren einen scharfen Verweis. Jener Grie, sagt er, der Christum verkündigte und taufte, t ein gutes Werk, und wenn er die Taufe im men der allerheiligsten Dreieinigkeit ertheilte; so sie gültig. Ihr habt also sehr gesündigt, denen auf so grausame Weise zu mißhandeln; und nn er auch darin gefehlt hat, daß er sich für ets ausgab, was er nicht war; so hättet Ihr euch nügen müssen, ihn über die Grenze bringen zu en, und nicht länger unter Euch zu dulden.

Ueber die zum Taufen vorgeschriebene Zeit begt, antwortet der Pabst, daß zwar zu Folge hlicher Satzung blos an Ostern und Pfingsten auft werden sollte; diese Verordnung jedoch auf e erst unlängst zum Christenthume bekehrte Nation ne Anwendung fände, eben so wenig wie auch jene, welchen Todesgefahr drohete, und die die Sacrament noch nicht empfangen hätten. Der bst bemerkt dabei, daß weder am Tauftage noch den folgenden Tagen ein besonders Fasten vorchrieben sey.

Die Bulgaren hatten ferner dem Pabste die Anzeige gemacht, daß die Griechen ihnen die Communion verweigerten, wenn sie beim Empfang derselben nicht Gürtel trügen, es ihnen auch zur Sünde machten, wenn sie beim Gebete in der Kirche nicht die Arme kreuzweise über die Brust legten. Der Pabst belehrte sie, daß dergleichen Gebräuche völlig gleichgültig wären; es jedoch gezjemend sey, sich ihnen da, wo sie eingeführt wären, ebenfalls zu fügen. Diesfalls eine Halsstarrigkeit zeigen zu wollen, würde unrecht seyn. — Der Pabst fährt fort: Es sey gut, um z. B. Regen von Gott zu erhalten, öffentliche Gebete anzustellen, aber dergleichen Gebete und Betstunden müßten von dem Bischofe des Ortes angeordnet und geregelt werden. Uebrigens sey es für jeden Laien eine Pflicht, alle Tage zu gewissen Zeiten dem Gebete obzuliegen. Hiezu sey weder ein besonderer Ort noch Anzug erfoderlich. Man könne überall beten, sobald nur das Gemüth gesammelt, und auf Gott gerichtet wäre *).

In Ansehung des Sonntags belehrt sie der Pabst, daß sie nicht den Samstag, sondern blos den Sonntag zu feiern hätten; aber außer diesem auch noch die Festtage der heiligen Jungfrau, der hochgebenedeiten Mutter unsers göttlichen Erlösers, ferner der zwölf Apostel, der Evangelisten, des heiligen Johannes des Täufers, des Erstlingmartyrers, nemlich des heiligen Stephanus, so wie der übrigen Heiligen, deren Feier von den Bischöfen bei ihnen

*) Diese Bemerkung, wie auch die vorhergehende, ist gegen die Griechen gerichtet, die gerne allen Völkern, um sie von der griechischen Kirche desto abhängiger zu machen, auch deren Gebräuche, als wesentliche und durchaus nothwendige Dinge aufdringen wollten.

würden eingeführt werden. An diesen Tagen müßten sie sich, wie am Sonntage aller knechtischen Arbeit enthalten; auch dürften an solchen Festen, wie die ganze Fastenzeit hindurch, keine öffentlichen Gerichtstage gehalten werden.

Ueber die von der Kirche eingeführten Fasten gibt ihnen der Pabst folgende Belehrung. Es gibt in dem Jahre zum Fasten vorgeschriebene Zeiten, nämlich vor Ostern, nach Pfingsten, vor Mariä Himmelfahrt, und vor Weihnachten *). In diesen Tagen ist es nicht erlaubt, Fleisch zu essen. Eben so auch an den Freitagen und Vorabenden großer Feste, obgleich wir in Ansehung dieser letzten Verbindlichkeit für jetzt noch einige Nachsicht mit Euch haben, mithin nicht allzu strenge die Beobachtung derselben von Euch fodern wollen. Was den Mitwoch betrifft, so dürft Ihr an demselben Fleischspeisen genießen; auch ist es nicht nöthig, daß Ihr, wie es Euch die Griechen aufbürden wollen, am Mitwoch und am Freitag Euch des Badens enthaltet.

Man kann, fährt der Pabst in Beantwortung der ihm vorgelegten Fragen fort, während der Fasten, so wie überhaupt zu allen Zeiten des Jahres an jedem Tage zu dem Tische des Herrn treten. Nur dürft Ihr an solchen heiligen Tagen, wie die ganze Fastenzeit hindurch, nicht auf die Jagd gehen, keine Possenspiele treiben, und müßt überhaupt alles eiteln leichtfertigen Geschwätzes Euch enthalten. Ueberhaupt sind in solchen heiligen Zeiten alle Arten von Ergötzlichkeit verboten, auch dürfen während derselben keine Heirathen geschlossen werden. Selbst

*) Alle diese Fasten waren von vierzig Tagen, bis auf jene vor Mariä Himmelfahrt, welche aller Wahrscheinlichkeit nach eine kürzere Dauer hatte.

die schon Verehlichten sollen sich an dergleichen Tagen der Enthaltsamkeit befleißigen, und wir überlassen es der Einsicht des Bischofes oder des Priesters, denen, welche dieses Gebot der Enthaltsamkeit nicht beobachten, eine angemessene Buße vorzuschreiben. Während der Fasten Krieg zu führen, ist jedoch erlaubt, sobald Selbstvertheidigung es nothwendig macht. — Der Unterschied zwischen reinen und unreinen Thieren ist längst aufgehoben. Man darf von allem Fleisch essen, nur nicht von der Jagdbeute eines Abgötterers, weil alle Gemeinschaft mit demselben zu fliehen ist. Endlich dürfen auch die Laien, wenn kein Geistlicher zugegen ist, bevor sie zu Tische gehen, die aufgetragenen Speisen mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes segnen. Der Pabst ermahnt sie sehr ernstlich, oder vielmehr er gebietet ihnen, zufolge der schon seit den ältesten Zeiten in der römischen Kirche eingeführten Sitte, nie vor der dritten Stunde des Tages, das heißt, vor neun Uhr des Morgens zu essen.

In Beziehung auf die, bei Heirathen eingeführten kirchlichen Zeremonien sagt der Pabst: Es sey unnöthig, daß das Brautpaar, wie es bei den Griechen üblich sey, goldene oder silberne Ketten um den Kopf trage. In der römischen Kirche wäre es Brauch, daß die Brautleute, nach geschehener Verlobung und geschlossenem Contrakt, in die Kirche geführt werden, und allda ihre Opfer in die Hände des Priesters niederlegen, der sie hierauf einsegnet, und ihnen den Schleier reicht, welcher jedoch denjenigen, welche zur zweiten Ehe schreiten, nicht gegeben werde. Bei dem Herausgehen aus der Kirche tragen sie Kränze auf dem Kopfe, welche zu diesem Zwecke sorgfältig in der Kirche aufbewahrt würden. Doch alles dieß, fügt der Pabst hinzu, wären Nebendinge; das Wesentliche bestehe in der

:iderseitigen, vor dem Priester erklärten, gesetzlichen :inwilligung, die durch den Segen der Kirche be= 'äftiget und geheiligt werde. Die Verehlichten müß= n jedoch belehrt werden, daß, wie in der Fasten, uch an Sonntagen *) strenge Enthaltsamkeit

---

*) In seinem sehr umständlichen, belehrenden Schreiben an die Bulgaren kömmt der heilige Pabst, gewiß nicht ohne guten Gründe, mehrmals auf geziemende Feier des Sonntags zurück. Man sieht, wie sehr er bemüht ist, diesen neuen Christen einen recht hohen Begriff von der Heiligkeit eines Tages beizubringen, an welchem die Kirche ein doppeltes Fest feiert, nämlich das der Schöpfung der Welt, und dann jenes der triumphirenden Auferstehung unsers göttlichen Erlösers. — Heute zu Tage ist dieß ganz anders. Von dem Sonntage hat man jetzt blos einen statistischen, aber wahrhaftig nicht kirchlichen oder religiösen Begriff. Es ist halt ein Tag, an welchem nicht gearbeitet, mithin auch nichts producirt wird. Schon ganz eigener Art ist gegenwärtig in mehrern großen Städten, besonders unter den höhern, sogenannten gebildeten Ständen die Vorbereitung zur würdigen Feier des Sonntags. Gewöhnlich werden die Vorabende desselben gerade zu recht lustigen und frohen Vereinen, zu üppigen, tief in die Nacht sich hineinziehenden Gelagen, zu Bällen und andern geräuschvollen Ergötzlichkeiten gewählt. Man sollte glauben, daß solche Herren und Damen es vorsätzlich darauf anlegten, an diesen Abenden ihre Seelen so lange in einem Wirbel lärmender Freuden herumzutreiben, bis sie endlich völlig ermüdet und erschöpft, am darauf folgenden Sonntag ja keines ernsten Gedankens, viel weniger eines höhern Aufschwungs zu dem Göttlichen mehr fähig wären. Es ist unbegreiflich, wie bei dem Anblick dieses wahrhaft abgöttischen Greuls die Hüter und Wächter Zions, mit einer der göttlichen Langmuth sich nähernden Geduld noch schweigen können, und man darüber nur, obgleich höchst selten, von der Kanzel herab die Stimme eines frommen, aber weil er blos das Evangelium predigt, von

Pflicht sey. Eben so auch die ganze Zeit hindurch, so lange die Frau ein säugendes Kind an ihrer Brust hat. Nach ihrer Niederkunft kann sie jedoch, sobald sie will, in die Kirche gehen.

Die Bulgaren hatten sich bei dem Pabst auch befragt, ob in ihrem Lande ein Patriarch könnte ordinirt werden. — Hierüber, antwortete der Pabst, könne er nicht entscheiden, als bis er von seinen Le-

---

der großen Welt wenig beachteten Priesters hie und da noch vernimmt. — Ueberhaupt spielen in der Sittengeschichte unserer Zeit die Bälle eine ganz vorzugsweise wichtige Rolle. Wochen und Monate, alle Jahreszeiten und besonders das Ende jedes Jahres müssen stets mit glänzenden Bällen geschlossen werden. Man findet es gar zu bequem, so recht in einem ununterbrochenen Sinnenrausche von einem Zeitabschnitt in den andern, und von dem letzten endlich in die Ewigkeit hinüber zu taumeln. Das unästhetische, gespenstartige Bild des Gerippen-Mannes mit der Sense wird dadurch am leichtesten verscheucht; und was den lieben Gott betrifft; so macht man Ihm ja alle acht Tage einmal eine gute Viertelstunde lang in einer sogenannten Schnappmesse die Cour; und ein Mehreres verlangt dieser gute Gott gar nicht. — Gewiß würde man längst schon auch mit einem Ball jedes Tagwerk wie jeden Tag begonnen haben, nähme dieser nur leider nicht gerade mit Sonnenaufgang seinen Anfang; eine Zeit, wo man freilich sich lieber noch in weichen Flaumfedern wiegt, als den jetzt herrschenden St. Veits-Tanz schon wieder auf das neue beginnt. Gar zu weit ist man jedoch auch von dieser schönen Sitte jetzt nicht mehr entfernt; denn in einer großen, von Kunst, Bildung und Ueberbildung strotzenden Stadt hatten wirklich während des sogenannten Carnevals oder Narren-Zeit auch des Vormittags, schon ziemlich frühe, glänzende Bälle statt; indem die Abende solcher Tage zu einem zweiten, wahrscheinlich noch weit glänzendern Ball schon im voraus in Pacht genommen — waren wahre Beiträge zum sittlichen, wie zum religiösen Charakter unserer Zeit!

gaten die Anzahl der bulgarischen Christen werde erfahren haben. Einstweilen schicke er ihnen einen Bischof, dem er, wenn das Christenthum sich in Bulgarien noch mehr ausgebreitet haben würde, das Privilegium eines Erzbischofes ertheilen, mithin ihn ermächtigen werde, Bischöfe zu consecriren, jedoch erst nachdem er, gleich den Erzbischöfen Germaniens, Galliens und anderer Länder, von dem päpstlichen Stuhle das Pallium würde erhalten haben. Die von ihm consecrirten Bischöfe stünden alsdann unter ihm, und müßten in wichtigen Fällen an ihn berichten. Wahre und ächt patriarchalische Kirchen seyen nur jene, die, von den Aposteln gegründet, auch von ihnen diesen Vorrang erhalten hätten. Solche Kirchen wären die römische, alexandrinische und antiochenische. Die Kirche von Constantinopel schmücke sich zwar ebenfalls mit diesem Titel; aber dieser Vorzug gebühre ihr nicht; denn sie sey von keinem Apostel gegründet; auch mache ihrer das nicänische Concilium keine Erwähnung. Nur weil Constantinopel, als Hauptstadt des Reiches und Sitz der Kaiser, den Namen: das neue Rom erhalten, heiße man den dortigen Bischof Patriarch, jedoch nicht aus irgend einer gegründeten, vernünftigen Ursache; sondern blos aus höfischer Gefälligkeit gegen den zeitlichen Monarchen. Was die Kirche von Jerusalem betreffe, so bezeige das nicänische Concilium ihr, als der Erstlings- und Mutterkirche aller übrigen, größere Achtung, habe aber der Kirche von Cäsarea keines ihrer Vorrechte vergeben, daher dem Bischofe von Jerusalem den ganz eigenen Titel: Bischof-Patriarch ertheilt *).

*) Man sieht, daß Pabst Nicolaus hier vorsätzlich die Kirche von Constantinopel in den Augen der bulgarischen Nation herabzusetzen, und dieser den ihr allen-

Die Bulgaren hatten ferner dem Pabste berichtet, daß Griechen, Armenier und andere in ihr Land gekommene Fremdlinge das Christenthum allda predigten, aber in ihrer Lehre nichts weniger als mit einander übereinstimmten. — Der Pabst erwiedert: Es sey gleichgültig, wer der Lehrer sey, wenn er nur Wahrheit lehre. Der römische Stuhl sey die Grundveste aller christlichen Wahrheit, und sein Glaube stets unbescholten und makellos erfunden worden. Die Legaten, die er ihnen sende, würden sie demnach in Allem gehörig unterrichten, er selbst auch ihrer, gleich einer zarten Pflanze, mit der größten Sorgfalt pflegen. — Endlich auch noch befragt, ob die Frauen mit verhülltem oder unverhülltem Haupte in der Kirche beten sollten, gebietet ihnen der Pabst und zwar in sehr ernsten

---

falls schon beigebrachten, allzuhohen Begriff von derselben wieder zu benehmen sucht. Hiezu hatte er wahrhaft sehr weise und dringende Gründe. Seit Jahrhunderten war die griechische Kirche die Gebärerin einer Menge von Ketzereien, der unaufhörliche Tummelplatz unheiligen Gezänkes und leidenschaftlicher Partheikämpfe. Es war zu befürchten, daß dieser unruhige, zänkische Geist bald auch auf die neue bulgarische Christenheit übergehen könne. Um diesem vorzubeugen, mußte der Pabst es sich angelegen seyn lassen, die bulgarischen Christen so fest als möglich an die römische Kirche zu fesseln; und wie wenig des großen Pabstes scharfer, weit in die Zukunft schauender Blick sich hierin geirret habe, beweißt leider nur zu sehr die Folge; denn als auf dem Concilium von Constantinopel, wie wir bald hören werden, die bulgarische Kirche jener von Constantinopel zugesprochen, und ihr unterworfen ward, fiel die bulgarische Nation, weil an dem Schisma der Griechen theilnehmend; in kurzer Zeit in alle Irrthümer des Manichäischen Wahns, und das unglückliche Bulgarien ward der Mittelpunkt und die Hauptniederlage der gottlosesten aller Ketzereien.

ngen Ausdrücken das Erstere *). Aber nicht blos r religiöse und kirchliche Angelegenheiten, auch r viele weltliche Dinge, besonders in Beziehung die unter ihnen eingeführten Gesetze befragten die lgaren den heiligen Vater. So z. B. verlangten von dem Pabste zu wissen, welche Strafe der diene, der den König hätte ermorden wollen, oder einen Todschlag begangen, im Kriege seine Fah- verlassen, oder gesonnen gewesen wäre, aus dem

) Diese, dem zarten, frommen weiblichen Sinne so anständige Sitte ward in allen Kirchen durch eine lange Reihe von Jahrhunderten, bis nächst auf unsere Zeiten stets unverbrüchlich beobachtet. Wir selbst erinnern uns noch aus den Zeiten unserer Jugend, daß vor der großen, auch die Begriffe und Sitten anderer Völker völlig umwälzenden, französischen Revolution, die Frauen, selbst jene vom höchsten Range, bei dem Morgengottesdienste nie anders, als in große, schwarze seidene damastene Zeuge gehüllt — (man nannte sie Fallien, und die niedern Volksklassen hatten sie von gemeinem, wohlfeilem schwarzem Tuch) — in den Kirchen erschienen, oder auch, wenn ein besonders feierlicher Gottesdienst in spätern Stunden gehalten ward, bedeckt mit langen, bis auf die Füße wallenden, das Gesicht und die ganze Gestalt verhüllenden Schleiern. Gegenwärtig ist dieß ebenfalls wieder ganz anders. Mit thurmhohen Hüten, auf welchen alle Blumen aus den Gärten des Leichtsinns und der Eitelkeit blühen, kommen sie jetzt in unsere, durch die unmittelbare Gegenwart unsers göttlichen Erlösers in dem allerheiligsten Altarssacrament, so sehr verherrlichten Tempel, und suchen da theils äußern Prachtaufwand, theils körperliche Reitze zu entfalten, wo doch Selbstverläugnung, die tiefste Demuth und Anerkennung eigener Unwürdigkeit die ersten und unerläßigsten Bedingungen eines Gott wohlgefälligen Gebetes sind. — Ganz gewiß ein Greul in den Augen des Allsehenden!

Lande zu entweichen, um unter einem andern Volke sich niederzulassen. Ueber alle diese Fragen weiset sie der Pabst auf das römische Gesetzbuch an, welches seine Legaten ihnen mitbringen, aber erst dann ihren Händen übergeben sollten, wenn sich Männer unter ihnen vorfänden, die, zuerst selbst in den römischen Gesetzen gehörig belehrt, im Stande seyn würden, sie ihnen zu erklären. Um falschen Auslegungen und großen Mißbräuchen vorzubeugen, sey dieß durchaus nothwendig. Inzwischen empfiehlt ihnen der Pabst auf das angelegentlichste, bei Bestrafung der Verbrecher stets mit christlicher Milde zu verfahren, und verbietet bei Criminaluntersuchungen ausdrücklich den Gebrauch der Folter. Als Heiden, fügt der Pabst hinzu, hätten sie unaufhörlich eine Menge Menschen zum Tode geführt. Als Christen müßten sie jetzt streben, eben so viele Menschen wieder zum Leben zu führen. Statt, wie bisher, bei ihren Verträgen und Unterhandlungen auf das Schwert zu schwören, gebietet ihnen der Pabst für die Zukunft, auf das Kreuz Christi ihre Eide abzulegen; auch dasselbe triumphirende Zeichen der Erlösung, statt einem Roßschweife, ihren Schaaren im Kriege vortragen zu lassen.

Mit der, einem noch rohen Volke eigenen Einfalt hatten sie den Pabst auch über manche bei ihnen herrschende Gebräuche um Rath gefragt. So z. B. wollten sie wissen, ob es recht sey, daß der König ganz allein speise; daß selbst seine Gemahlin nicht an der königlichen Tafel erscheinen dürfe, und die geladenen Gäste in weiter Entfernung auf dem Boden speisen müßten. Der Pabst erwiederte: dieser Gebrauch verletze zwar den natürlichen Anstand, und sey gegen die Sitte aller civilisirten Völker; da derselbe jedoch keine Glaubenssache sey, so wolle er ihnen hierüber nichts befehlen, sondern blos

ıen guten Rath geben. Es gezieme nämlich einem ·istlichen König, allen unnöthigen Stolz und Hof- ḥrt von sich zu verbannen. Der König aller Kö- ge habe nicht nur mit seinen Dienern (den Apo- ln) sondern sogar mit Sündern und Zöllnern ge- :ist; und die größten christlichen Monarchen speiß- i auch jetzt noch mit den Vornehmern ihrer Die- r und Unterthanen. Der König der Bulgaren ǒge also ebenfalls dem Beispiel christlicher Könige 'gen. — Alle ihre übrigen Fragen gaben eben- lls einen Beweis theils der zarten Gewissenhaf- keit dieses erst neu zum Christenthum bekehrten ılkes, theils auch seiner von der Hand der Kunst ch unberührten Natureinfalt; besonders wenn sie ılich gar darüber eine päbstliche Entscheidung ver- ıgen, ob es nämlich ihren Frauen erlaubt sey, ıterhosen zu tragen. Gar schön antwortet ihnen : Pabst, daß die verschiedenen Kleidungsarten der ılker ihm ganz gleichgültig sey; seine Sorgfalt ıg nur dahin, daß alle Christen den äußern Men- en aus- und Christum dafür anziehen möchten *).

*) Dergleichen Fragen legten die Bulgaren noch eine Menge dem Pabste vor, wie groß z. B. das Heiraths- gut seyn dürfte, welches sie ihren Töchtern bei deren Verehlichung mitzugeben pflegten. Aus den päbstlichen Antworten ergiebt es sich, daß der Pabst vorzüglich dahin zu wirken suchte, die rohen Sitten der Bulga- ren zu mildern, und ihnen eine wahre, sie in allen möglichen Verhältnissen leitende, christliche Gesittung und Gesinnung einzuflößen. — Da dieses päbstliche, an die Bulgaren gerichtete Schreiben uns über meh- rere damals in der römischen Kirche herrschende Ge- bräuche, so wie auch über den noch rohen Naturzu- stand der Bulgaren manche belehrende Aufschlüsse er- theilt; so glaubten wir, unsere Leser mit demselben wenigstens in einem, nicht zu enge zusammengezoge- nen Auszuge bekannt machen zu müssen.

11. Den zurückkehrenden Gesandten gab der Pabst die beiden Bischöfe Formosus von Porto, und Paulus von Pozolonia nebst mehrern andern Missionairen mit. Die Bekehrung der bulgarischen Nation sollten sie vollenden, die schon Bekehrten noch fester in dem Christenthum begründen. Von Bogoris (eigentlich jetzt Michaël, denn diesen Namen hatte er in der heiligen Taufe erhalten) wurden die beiden römischen Bischöfe, wie zwei von Gott gesandte Engel empfangen. Unverzüglich traten sie ihr apostolisches Amt an, und zwar mit so großem, sichtbarem Segen, daß der König alle andere, inzwischen in sein Reich gekommene griechische Missionaire alsogleich aus seinem Lande weisen ließ. Bald darauf kam auch der fränkische Bischof Hermanreich mit seinem Gefolge von Priestern in Bulgarien an, fand am Hofe des Königes freundliche Aufnahme, kehrte aber, als er und seine Gefährten sahen, daß es in diesem neuen Weinberge des Herrn schon der Arbeiter genug gebe, nach einem kurzen Aufenthalt von wenigen Tagen wieder in sein Land zurück.

12. Der König wollte von gar keinen andern Missionairen, als welche von Rom kämen, etwas mehr hören. Aber durch die segenvollen Bemühungen der beiden römischen Bischöfe stand nun auch in kurzer Zeit die bulgarische Christenheit in so voller und reicher Blüthe, daß Michaël sich gezwungen sah, eine abermalige Gesandtschaft nach Rom abzuordnen, den Pabst zu bitten, daß er ihm noch mehrere Priester in sein Land senden, und den Formosus zum Erzbischof von Bulgarien ernennen möchte. Der Pabst, stets geneigt, jede vernünftige Bitte zu gewähren, ordnete unverzüglich so viele Missionaire nach Bulgarien, als das Bedürfniß der dor-

tigen Christenheit es erforderte; jedoch nicht eher als bis er sie selbst geprüft hatte, ob sie auch wirklich die hiezu nöthigen Eigenschaften besäßen. Denen, die er gewählt hatte, gab er noch zwei Bischöfe mit, welche sie in ihren Missionsgeschäften genau beobachten, hierauf die zur erzbischöflichen Würde Geeignetesten ihm bezeichnen, und diese alsdann nach Rom senden sollten, um dort die bischöfliche Weihe zu erhalten *). — Die Predigten des Paulus und Formosus und deren täglicher, lehrreicher Umgang mit dem König hatten inzwischen auf das Herz desselben einen solchen Eindruck gemacht, daß er, um zu höhern Graden christlicher Vollkommenheit zu gelangen, die königliche Würde niederlegte, die Krone seinem ältesten Prinzen überließ, sich in ein Mönchsgewand hüllte, und in völlige Abgeschiedenheit von der Welt zurückzog. Leider entsprach der Sohn nicht den Erwartungen des Vaters. Er überließ sich allen Ausschweifungen, gefiel sich in heidnischen Gebräuchen, und hatte von einem Christen nichts viel mehr als blos den Namen. Das Christenthum ist eine himmlische, aber auch äußerst zarte Pflanze, die unter reinen, unbefleckten Händen eine höchst sorgsame Pflege erfordert; und das gefährliche, weil gewöhnlich so lockende Beispiel des, seinen Sitten und seiner Handlungsweise nach, völlig heidnischen jungen Monarchen wirkte nun immer verderblicher auf die junge, noch lange nicht in ihrem Glauben hinreichend

*) Die beiden Bischöfe Paulus und Formosus wollte Nicolaus blos deßwegen nicht zu Erzbischöfen in Bulgarien ernennen, weil jeder derselben schon in Italien seine bischöfliche Kirche hatte, und der Pabst das zwischen den Kirchen und ihren Bischöfen geschlossene heilige Ehebündniß nicht durch Transferirung der Letztern auf andere Stühle auflösen und entheiligen wollte.

befestigte Christenheit. Zwar fuhren die römischen Missionaire fort zu predigen und zu lehren; aber was vermag die Kraft der Rede gegen die Allmacht des stets alles mit Gewalt fortreißenden Beispiels? Als die Gefahr am größten war, war auch die Hülfe am nächsten. Aus seiner Verborgenheit trat nämlich jetzt plötzlich der königliche Einsiedler hervor, legte sich wieder Königs-Titel und Würde bei, und ergriff auf das neue mit fester Hand die Zügel der Regierung. Der unbesonnene Prinz vermochte nicht der väterlichen Gewalt zu widerstehen; denn alle alten Getreuen sammelten sich sogleich um die Person des königlichen Greises. Der ungerathene Sohn ward ein Gefangener seines Vaters, und auf dessen Befehl sogleich beider Augen beraubt. — Bogoris oder vielmehr Michaël berief nun eine Versammlung aller Großen seines Reiches. Keiner durfte fehlen, und auch die beiden römischen Bischöfe sollten Zeugen der feierlichen Handlung seyn. Seinen zweiten Sohn stellte jetzt der König der zahlreichen Versammlung als deren künftigen Beherrscher vor; sagte aber auch diesem in Gegenwart aller Anwesenden, daß, wenn er, uneingedenk der Gebote Gottes und der väterlichen Ermahnungen, je von der Richtschnur des Evangeliums abweichen sollte, ihm unfehlbar dasselbe Schicksal wie seinem ältern Bruder zu Theil werden würde. Der Prinz gelobte treue Befolgung der väterlichen Lehren, worauf Michaël die Versammlung verließ, den königlichen Schmuck wieder ablegte, und in härnem Mönchsgewandt in seine stille Einsiedlers-Klause zurückkehrte. Immer mehr und mehr erstarkte jetzt in Bulgarien der Baum des Lebens, und bald würden die schon an seinem Laube schwellenden Früchte die ganze Nation gelabt und erquickt haben, hätte nicht, wie wir in kurzem hören werden, der den

Griechen eigene Geist der Spaltung, des Zankes und der Scheelsucht Bulgarien der unmittelbaren Gerichtsbarkeit Roms entzogen, aber eben dadurch auch gleich darauf der schrecklichsten aller Ketzereien, nämlich dem gottlosen manichäischen Unsinn, alle Thore und Eingänge in das unglückliche Land geöffnet.

XIV.

1. Schisma des Photius (Fortsetzung) — — Bulgariens Bekehrungsgeschichte liefert einen abermaligen Beweis des, jeder bleibenden Spaltung der Ketzerei stets lange Zeit schon vorangehenden, beinahe völligen innern Verfalls einer solchen Kirche selbst. Daß ächte christliche Gesinnung und Gesittung längst schon in der orientalischen Kirche wie unter dem Volke verschwunden waren, daß man, mit Ausnahme weniger auserwählten, privilegirten Seelen, sich immer mehr und mehr dem wahren Geiste der Religion Jesu entfremdete, und alles Christenthum größtentheils blos noch in äußern, geistlosen, gleichsam krystallisirten Formen sich kund gab; davon haben wir in dem Laufe der Geschichte der morgenländischen Kirche, wie des morgenländischen Reiches, eine Fülle von überzeugenden Beweisen gefunden. Auch die, vor der Ankunft der römischen Bischöfe in Bulgarien, von dem Afterpatriarchen Photius dahin geschickten griechischen Missionaire kannten keinen höhern Zweck, als blos die bulgarische Christenheit der Kirche von Constantinopel recht sclavisch zu unterwerfen, auch eben dadurch die Nation selbst in eine desto größere Abhängigkeit von dem griechischen Reiche zu versetzen. Weniger war es ihnen demnach um das innere Wesen des Christenthums, als

blos um dessen äußere Formen zu thun, und indem sie nun auf diese Weise aus der jetzt aufblühenden bulgarischen Kirche eine Art Zwangsanstalt zu machen suchten, überluden sie die dortigen Christen mit einer Menge eben so unnöthiger als lästiger Gebräuche und Ceremonien. Diesem Unwesen hatte zwar die Ankunft der päbstlichen Legaten ein Ende gemacht. Aber um so leidenschaftlicher wallte jetzt Photius auf, als er hörte, daß man dort die von ihm selbst dahin geordneten Missionaire sämmtlich über die Grenzen gebracht habe. Bis zur Raserei stieg jedoch seine Wuth, als er gar hören mußte, daß die römischen Legaten die Firmung, welche die von Photius dazu ermächtigten griechischen Missionaire ertheilt hatten, als ungültig verwarfen, dieses Sacrament auf das neue ertheilten, und eben dadurch ihn selbst gar nicht als Bischof erkannten. Sein tief verwundeter Stolz ließ nun der Besinnung keinen Raum mehr, und so fiel er jetzt auf einen Gedanken, der auf offenbare Verrücktheit des Verstandes hindeutet, und nur die höllische Mißgeburt eines von Zorn und Rache glühenden, mit der Vernunft völlig entzweiten Herzens seyn konnte. Er entschloß sich nämlich, den Pabst Nicolaus in einem ö c u m e n i s c h e n C o n c i l i u m z u a n a t h e m a t i s i r e n, u n d d e r p ä b s t l i c h e n W ü r d e z u e n t s e t z e n.

2. Um diesen wahnsinnigen Entschluß in Ausführung zu bringen, schuf er ein ganz neues, noch nie erhörtes Labyrinth der frechsten Lügen wie der schamlosesten Betrügereien und Verfälschungen um sich her. Um aber wenigstens doch einen Punkt auf wirklichem, festem Boden zu haben, versammelte er, mit Genehmigung des tollen Kaisers Michaël, aus seinen, mit Leib und Seele ihm verkauften Crea-

n ein kleines, höchstens aus vierzehn oder fünf- Bischöfen bestehendes Conciliabulum, legte dem- n mehrere Klagpunkte gegen den Pabst vor, und dann von den darauf versammelten Bischöfen Schrift unterzeichnen, wovon vielleicht nur we- , vielleicht auch nicht ein einziger den Inhalt ite. Auf dieses Winkelconcilium gründete er nun Fiktion, wie solche nur das leidenschaftlich ent- ete Gehirn des schamlosesten Phantasten erzeu- kann. Sein bei Nacht und Nebel gehaltenes kenconcilium verwandelte er nämlich in ein, aus hrern hundert Bischöfen bestehendes allgemei- Concilium. Selbst die Legaten der drei Patriar- des Orients wohnen in seiner Phantasie demselben eben so alle Senatoren und höhern Reichsbeamten der zahlreichen, beinahe aus tausend Personen be- enden Versammlung präsidiren die beiden Kaiser Mi- l und Basilius. Als der Kaiser und nach ihm Pho- die Sitzung mit einer feierlichen Rede eröffnet hat- , treten sowohl aus der morgenländischen als abend- dischen Kirche mehrere Ankläger auf, die den Pabst olaus vieler Ketzereien, unerhörter Gewaltthaten einer Menge anderer Laster anklagen. Eine lke von Zeugen erscheint, bekräftigt die Aussa- der Kläger, flehet zu der Gerechtigkeitsliebe versammelten Väter, und verlangt die Absetzung Pabstes. Diesem Begehren will jedoch der ge- senhafte, stets schonungsvolle Photius sich nicht en. Er bemerkt dem Concilium, daß es höchst gerecht wäre, einen Abwesenden, bevor man ihn ört hätte, zu verdammen. Aber kaum hatte er e wenigen Worte gesprochen, als die Legaten der i Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und rusalem sammt allen Bischöfen, Senatoren und igen Großen des Reiches sich erheben, und in Photius dringen, daß er dem Pabste Nicolaus,

da dessen Verbrechen notorisch wären, und keines fernern Beweises bedürften, das Urtheil sprechen möchte. Dem übereinstimmenden, dringenden Verlangen einer so erlauchten Versammlung muß endlich die dem Photius angeborne Milde weichen. Die Criminaluntersuchung nimmt also ihren Anfang und endigt sich natürlicher Weise ganz zum Nachtheil des Pabstes, worauf Photius dem Nicolaus das Entsetzungsurtheil spricht, ihn anathematisirt, und alle excommunicirt, welche noch länger in irgend einer Verbindung mit demselben bleiben würden.

3. Obgleich dieses ganze Concilium nichts als eine elende Erdichtung, ein erbärmliches, dem Zeitalter offen ins Angesicht lügendes Gaukelspiel war, hatte dennoch Photius die Frechheit, zu diesem von ihm erdichteten Concilium Akten zu schmieden, und diese dem römischen Kaiser Ludwig und dessen Gemahlin, der Kaiserin Engelberga, denen er, gegen die damalige Sitte der Griechen, die Titel Basileus und Augusta gab, mit der Bitte zu senden, den in einem zahlreichen öcumenischen Concilium verurtheilten Pabst Nicolaus unverzüglich aus Rom zu verjagen, und an dessen Stelle einen andern römischen Bischof wählen zu lassen. An alle Bischöfe des Orients und besonders an die drei Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem hatte er ebenfalls schon früher ein ungemein weitläufiges, gegen den Pabst und die ganze abendländische Kirche gerichtetes Rundschreiben erlassen. Es gibt in der ganzen Kirchengeschichte nicht leicht eine albernere und abgeschmacktere Urkunde, als dieser Brief des Photius. Er enthält eine Aufzählung aller, dem großen Pabste Nicolaus und der abendländischen Kirche zum Vorwurf gemachten Ketzereien. Wir müssen wahrhaft bedauern, daß der Raum unsers Buches uns nicht

die Aufnahme dieses, seiner Tollheit wegen merkwürdigen Sendschreibens nach dessen ganzem Inhalt, sondern blos einige Auszüge aus demselben erlaubt.

4. Das Schreiben beginnt mit einem Klagliede über die List und Bosheit des Satans, der die Menschen nicht blos vor der Ankunft des Erlösers bethörte, sondern auch nach dessen Erscheinung sie noch lange Zeit zu verführen gesucht habe. Als Beweise dieser traurigen Wahrheit führt Photius nun alle Ketzereien an, welche von den Gnostikern bis auf die Monotheliten die Kirche betrübt und verwirrt hatten. Zum Heil der Menschen, fährt Photius fort, wurden alle diese Werke des Satans durch die sechs allgemeinen Concilien zerstört, und der wahre Glaube fing nun an, sich immer mehr zu verbreiten. Aber besonders war es die Nation der Bulgaren, deren wunderbare Bekehrung die Kirche mit Trost und Freude erfüllte. Leider ward jedoch diese Freude bald in Schmerz und Trauer verwandelt; denn zu der beinahe schon völlig bekehrten Nation kamen nun gottlose Männer (aus Rom), welche gleich einem Hagel- und Schloßen-Schauer sich über diesen neuen, von der Hand des Herrn gepflanzten Weinberg hinstürzten, oder vielmehr gleich wilden Thieren denselben mit den Füßen und Zähnen gottlosen Wandels und falscher Lehre (eine sonderbare Metapher) verwüsteten und verzehrten. — Photius geht nun zur Aufzählung der großen, in der lateinischen Kirche herrschenden Ketzereien über: „Erstens," sagt er, „fasten sie am Samstag, und „haben auch den Bulgaren an diesem Tage zu fasten „geboten. Eine offenbare Verachtung der überliefer„ten Disciplin, die gewöhnlich nach und nach zum „völligen Sturz des christlichen Glaubens führt *).

*) Hierin war wirklich zwischen der römischen und den

„Zweitens verkürzen sie die vierzigtägige Fa„sten um eine ganze Woche; wodurch die Zeit, wo „sie in Milch und Käse und andern sinnlichen Ge„nüssen schwelgen können, verlängert wird *).

„Sie fallen drittens in die Irrthümer der Ma„nichäer, indem sie jene Priester verachten, welche „in anständiger Ehe leben: sie, bei denen man doch

---

übrigen Kirchen ein Unterschied. In den letztern wurden der Mittwoch und Freitag, in der erstern der Freitag und Samstag als Fasttage beobachtet. Aber diese ganz unwesentliche, unbedeutende Verschiedenheit bestand schon seit undenklichen Zeiten, und Niemand, ja selbst keinem der, gegen den römischen Stuhl am meisten erbitterten Schismatiker war es je eingefallen, nur die mindeste Erwähnung davon zu machen.

*) Auch in Ansehung der Dauer der sogenannten vierzigtägigen Fasten gab es in den Kirchen einen Unterschied; so wie es auch in Ansehung der Weise, wie die Fasten gehalten werden, selbst bis auf den heutigen Tag noch einen Unterschied in den Kirchen in Frankreich, Spanien, Deutschland ꝛc. gibt. Photius fällt hier in einen offenbaren Widerspruch mit sich selbst. In seinem ersten Schreiben an den Pabst erkennt er die verschiedenen in verschiedenen Kirchen eingeführten Gebräuche als außerwesentlich und ganz unschuldig an, und will seine, durch päbstliche Decretale und Concilienbeschlüsse verbotene, unmittelbare Erhebung aus dem Laienstande auf den Patriarchenstuhl von Constantinopel als einen solchen ganz gleichgültigen und unschuldigen, obgleich von dem abendländischen Ritus abweichenden Gebrauch gelten lassen. Man sieht, wie sehr leidenschaftliche Bosheit den bedauernswerthen Mann verblendete. Uebrigens ist es eine Unwahrheit, daß die römische Kirche in der Fastenzeit Milchspeise erlaube. Wenn dieß geschieht; so sind es Ausnahmen. Es sind Dispensen, welche die Kirche dringender Umstände wegen erlaubt.

Mütter ohne Männer, und Kinder, die keinen Va-er haben, findet.

„Sie erfrechen sich ferner, den von Priestern Gefirmten, dieses Sacrament auf das neue zu er-heilen, indem sie in ihrem bischöflichen Stolz die von Priestern ertheilte Firmung für ungültig er-klären.

„Endlich scheuen sie sich sogar nicht, das hei-ige Glaubenssymbolum durch Zusätze (Filioque) u verfälschen, indem sie lehren, daß der heilige Geist nicht blos vom Vater, sondern auch vom Sohne ausgehe.“ *). — In seiner Raserei behaup-

*) Die Leser werden von selbst sich belehren, daß hier von jenem Zusatze die Rede ist, welchen die abendländischen Kirchen in dem Symbolum der Stelle: «qui a patre procedit» beifügten; so daß es nun hieß: «qui a patre filioque procedit.» Sie werden sich ferner aus einem der frühern Bände erinnern, daß schon Carl der Große im Jahre 809 Gesandte nach Rom ordnete, um den Pabst Leo III. zu fragen, ob die fernere Beibehaltung dieses, von der spanischen in die fränkische Kirche hinüber getragenen Zusatzes erlaubt sey; daß der Pabst denselben anfänglich mißbilligte, jedoch nicht aus dem Grunde, weil der Ausgang des heiligen Geistes von dem Sohne eine noch unentschiedene Frage sey — denn dieß war ja eine, von den Apostelzeiten an, schon in allen Kirchen anerkannte und fest geglaubte Grundlehre — sondern blos deßwegen, weil er den zanksüchtigen Griechen, welche leicht von dem pedantischen Grundsatze ausgehen könnten, daß es in keinem Falle erlaubt sey, dem Symbolum einen Zusatz beizufügen, wenn auch schon, durch eben diesen Zusatz, eine längst angenommene und allgemein geglaubte Grundwahrheit nur noch deutlicher erklärt, bestimmter ausgesprochen, mithin auch gegen jede ketzerische Deutelei sicherer gestellt würde, keine Veranlassung zu neuem Gezänke geben wollte. Indessen erlaubte er,

tet Photius, daß alle, welche diese Lehre annähmen,

am Ende seiner Unterredung mit den fränkischen Gesandten, dennoch stillschweigend, daß der Zusatz dürfte beibehalten werden, obgleich die römische Kirche selbst ihn damals nicht aufnahm. — Um den Lesern das Verständniß hierüber zu erleichtern, und sie zugleich auch mit dem Historischen dieses Dogma in wenigen Worten bekannt zu machen, müssen wir uns folgende Erläuterungen noch erlauben. Erstens begreift es sich von selbst, daß, da das Symbolum in dem Gedächtniß aller Christen, der gelehrten wie ungelehrten, treu aufbewahrt werden sollte, man es auch so wenig weitläufig als nur immer möglich entwarf. Das Concilium von Nicäa sagt also blos: „Auch glauben wir an den heiligen Geist.“ Ein mehreres zu sagen, war unnöthig, weil die sich darauf beziehende Glaubenslehre, daß der h. Geist nämlich vom Vater und Sohne ausgehe, allgemein angenommen war. Jedem, in dem Christenthum nur einigermaßen unterrichteten Knaben war sie bekannt, und er konnte, wenn er das Symbolum betete, sich solche selbst hinzudenken, dabei blieb es nun ungefähr 60 Jahre. Als aber indessen der Macedonianismus sich erhoben hatte, welcher die Wesenheit des heiligen Geistes mit dem Vater leugnete, und behauptete, der heilige Geist sey vom Sohne erschaffen; so fand das zweite, in dem Jahre 381. zu Constantinopel gehaltene, öcumenische Concilium für nothwendig, die wahre Lehre der Kirche von dem macedonianischen Irrthum dadurch auszuscheiden, daß es den Worten des nicänischen Conciliums: „Auch glauben wir an den heiligen Geist“ den Zusatz beifügte: „der vom Vater ausgeht“ (qui a patre procedit) das **Filioque** wäre jetzt noch um so überflüssiger gewesen, da ja die Macedonianer selbst daran nicht zweifelten, und sogar den Sohn zum Erschaffer des heiligen Geistes machten. — — So wie die Macedonianer die göttliche Wesenheit des h. Geistes leugneten; so hatten früher die Arianer die Gottheit des Sohnes, (welche von den Macedonianern anerkannt ward) geleugnet. Als nun die ganz im Schlamm der arianischen Gottlosigkeit versunkene west-

ſhörten, Christen zu seyn. Nach Gewohnheit der riechen nimmt er zu spitzfindigen metaphysischen entreleien seine Zuflucht, behauptend, daß die Abend- nder auf diese Weise in die heilige Dreieinigkeit ei Prinzipien oder Ursachen einführten. „Dieß," hrt nun Photius wieder fort, „sind die Gottlosig- eiten, welche jene Bischöfe der Finsterniß auch un- er den Bulgaren verbreiten. Als wir es hörten, wurden unsere Eingeweide bewegt, gleich einem ärtlichen Vater, der mit eigenen Augen ansehen uuß, wie grausame, wilde Bestien seine geliebten Kinder zerfleischen. Wir haben daher nicht gezö- ert, jene Apostel des Antichrists, jene Volksver- ihrer in einem Concilium zu verdammen, und suchen Euch (nämlich die drei Patriarchen), daß

gothische Nation, in der Hälfte des fünften Jahrhun- derts, in Spanien dem arianischen Wahne abschwur; so fanden die spanischen Bischöfe, um die zur katho- lischen Lehre neu bekehrten Westgothen desto sicherer, gegen einen langen und tief gewurzelten Irrwahn zu schützen, es für rathsam, die göttliche Wesenheit des Sohnes mit dem Vater auch dadurch auszudrücken, daß sie in dem Symbolum den Worten **qui a patre procedit**, noch das **Filioque** beifügten; so daß es nun hieß, es auch jetzt noch heißt: **qui a patre filioque procedit**. — Aus Spanien kam dieser Zu- satz zu den Franken, und da man endlich in Rom, und selbst schon Leo **III.** in der Audienz, die er den fränkischen Gesandten gab, wohl fühlte, daß die Weglas- sung dieses Zusatzes in Ländern, wo er schon lange bestanden, die wahre Lehre gefährten könne, indem das Volk eben diese Weglassung für einen Beweis eines in dem Zusatze gelegenen Irrthums halten würde; so entschloß sich auch nachher noch die römi- sche Kirche, obgleich weit später, und erst unter Paul **III.** (1534 bis 1550) den Zusatz **Filioque**, der Gleichförmigkeit wegen, ebenfalls in dem Sym- bolum aufzunehmen.

„selbe Verdammungsurtheil über alle jene gottlosen „Lehren auszusprechen.“ — — „Auch aus Italien „haben wir ein Synodalschreiben, voll der bittersten „Klagen gegen den römischen Bischof erhalten. Die „Italiäner bitten uns flehentlichst, sie von ihrem „Tyrannen zu befreien. Noch von verschiedenen „andern Orten sind ähnliche Schreiben an uns ge„kommen, wovon wir Euch hier einige Abschriften „schicken, damit man in einem ökumenischen Conci„lium, zu welchem schon eine Menge Bischöfe aus „allen Ländern angekommen ist (!!) und wozu wir „Euch ebenfalls einladen, entweder in Person oder „durch Legaten zu erscheinen, ein gemeinschaftliches „und einstimmiges Urtheil fällen könne rc. *). Ein Schreiben gleichen Inhalts erließ Photius, jedoch unter dem Namen der beiden Kaiser Michael und

*) Der, in dem Briefe an die Orientalen, dem Pabste und den Abendländern von Photius gemachten Vorwürfe sind es noch weit mehrere, als wir hier oben angeführt haben. Aber es sind durchaus theils offenbare, der Welt ins Angesicht gelogene Verläumdungen, theils Lappereien, die nachzuschreiben es einem wahrhaft eckelt. So z. B. beschuldiget auch Photius die Lateiner, daß sie den heiligen Chrysam aus Wasser verfertigten. Eine unverschämte Lüge, von deren Gegentheil die Orientalen sich jeden Augenblick überzeugen konnten. Ferner daß man in der abendländischen Kirche am heiligen Osterfeste mit dem wahren Leibe und Blut Jesu Christi auf dem Altar auch noch ein Lamm opfere. Eine, wo möglich die erstere Lüge an Schamlosigkeit noch weit übertreffende, allgemein bekannte Verläumdung. Unter anderm, und was wir eine Sublimität in der Albernheit nennen möchten, deutet Photius es der abendländischen Kirche auch zu einer Ketzerei, daß ihre Geistlichen sich den Bart scheren ließen. Ein Gebrauch, der bekanntlich gleich beim Entstehen der römischen Kirche schon war eingeführt worden.

Basilius, auch an den bulgarischen König. Er fodert darin die beiden römischen Legaten Paulus und Formosus auf, die von ihm bezeichneten Ketzereien der römischen Kirche öffentlich zu verdammen, und verspricht ihnen dafür, daß sie alsdann in aller Sicherheit nach Constantinopel kommen dürften. Aber weder auf den König der Bulgaren, noch auf die drei Patriarchen des Orients machte das Schreiben des Photius auch nur den mindesten Eindruck. Der Erstere ließ es unbeantwortet, und schickte es unmittelbar dem Pabste nach Rom. Die Patriarchen sprachen sich noch kräftiger aus, indem sie den Photius, zufolge des von dem römischen Stuhle schon gegen ihn ergangenen Urtheils, auf das neue excommuniciren, und durchaus nichts mehr mit ihm zu schaffen haben wollten.

5. Indessen näherte sich des Photius Allgewalt immer mehr ihrem Ende, und wenige Monate nachher, als er den Pabst excommunicirt, mithin von der allgemeinen Kirche sich völlig losgerissen hatte, ward Kaiser Michael im Monat September 867 ermordet, und Basilius der einzige Beherrscher des griechischen Reiches. Eine seiner ersten Regentenhandlungen war, wie wir schon wissen, daß er den Ignatius auf höchst ehrenvolle Weise nach Constantinopel und in seine Patriarchalkirche zurückführen, den Photius aber in ein Kloster bringen ließ. Alle Papiere wurden ihm abgefodert. Er leugnete, dergleichen zu haben, indem man ihm ja gar keine Zeit gelassen, irgend Etwas von Schriften mitzunehmen. Indessen hatte Baanes, der Abgeordnete des Kaisers bemerkt, daß die Bedienten des Photius in dessen Wohnung ungemein beschäftiget waren, mehrere Säcke, die sie auf den Schultern trugen, in aller Eile fortzuschaffen. Baanes stellte Un-

tersuchungen an. Die Bedienten bekannten. Man bemächtigte sich der Säcke, und fand dieselben voll Schriften, und unter diesen nun auch die sogenannten Akten des von Photius erdichteten, der Welt aufgelogenen Conciliums. Es war in sieben Sitzungen abgetheilt; und zu jeder Abtheilung hatte der, dem Leser längst schon bekannte elende Gregor Asbesta, abgesetzter und anathematisirter Bischof von Syrakus, grobe den heiligen Iquatius schmähende Carrikaturen, gleichsam als Titelkupfer verfertiget.

6. Bevor von Constantinopel die Nachricht von dieser für die Kirche so erfreulichen Veränderung in Rom eintraf, starb der große und heilige Pabst Nicolaus am 13. November des Jahres 867. — In der langen, beinahe endlosen Kette großer und heiliger Päbste gebührt unstreitig dem Pabste Nicolaus eine der vorzüglichsten Stellen. Noch jetzt ehrt jährlich die Christenheit sein Andenken; denn die Kirche hat ihn den Heiligen beigezählt. Neun Jahre und sieben Monate bewachte er die ihm anvertraute Kirche des Sohnes Gottes mit der heiligen Obhut eines glühenden, jedoch stets von erleuchteter Einsicht geleiteten Eifers. Stark in der Kraft des heiligen Geistes, vermochte keine Gefahr, keine Drohung seine Standhaftigkeit zu erschüttern. Selbst in den drohendsten Momenten, und wenn die Erde unter seinen Füßen zu schwanken schien, stand er fest, wie ein Fels von der Hand der Allmacht gesetzt, an dem alle Wogen der Verruchtheit wie des Leichtsinns sich brechen mußten. Aber mit aller Strenge und allem Ernste eines Apostels verband er doch zugleich auch alle Milde des Evangeliums, die sich besonders in seiner zarten, sorgsamen Pflege der Armen und Nothleidenden kund gab. Von allen Preßhaften der großen und volk-

:eichen Stadt, die von ihrer Händearbeit sich nicht mehr nähren konnten, hatte er ein Verzeichniß, und alle wurden täglich von ihm gespeiset, und auch die übrigen durchaus nöthigen Bedürfnisse zu gehöriger Zeit ihnen gereicht. Geschmückt mit hohen Gaben des Geistes, wie mit einer, alle Zweige des menschlichen Erkenntnisses umfassenden Gelehrsamkeit, und dabei vom Lichte göttlicher Wahrheit bestrahlt, verbreitete sich der Ruf seiner Weisheit bald über alle Theile des christlichen Erdkreises. Aus allen Ländern, selbst aus den entferntesten Provinzen des christlichen Orients, wandte sich stets in jedem nur einigermaßen bedeutenden Falle Alles an ihn, als an die Quelle aller Weisheit und höheren Wahrheit; und zwar nicht bloß Bischöfe, Aebte, Priester und Mönche, auch Laien von jedem Stande und jedem Range, Könige, Fürsten und Fürstinnen, Herzöge und Grafen, Gelehrten und Beamten, kurz wer einer sichern Leitung bedurfte, suchte und fand sie unter den liebevollen Händen des großen, von Oben erleuchteten Pabstes. Eine zahllose Menge Pilger, ft sogar viele vom höchsten Range, strömte daher jedes Jahr nach der Hauptstadt der Christenheit, und noch nie trug Rom so sichtbar das Gepräg einer allgemeinen Welt- und Völkerstadt, als unter Nicolaus. Nichts war leichter, als Zutritt bei ihm zu finden, und von den Tausenden, die das Glück hatten, ihn zu sehen und zu sprechen, ging nie einer anders, als voll Bewunderung seiner Weisheit, und ergriffen von der in allen seinen Reden, wie in seiner ganzen Person sich kundgebenden Würde und Heiligkeit wieder von ihm hinweg. Die, welche nicht nach Rom kommen konnten, wandten sich in Briefen an ihn. Auch von diesen blieb keiner unbeantwortet; und es übersteigt allen Begriff, wie dieser große Pabst, außer seinen so vielen und oft

sehr verwickelten Kirchen- und Staatsgeschäften, noch zu den beinahe täglich, oft stundenlangen Unterredungen, so wie zur Beantwortung der zahllosen, gleich einer Fluth ihm unaufhörlich zuströmenden Briefen, die nöthige Zeit habe finden können; und es gehörte wahrhaftig nur die ihm eigene, seltene Geistesstärke dazu, um dieser immer drückender werdenden Last nicht am Ende zu unterliegen. Blos der von Nicolaus auf uns gekommenen Briefe zählt man schon über hundert. Der Bibliothekar Anastasius hatte gegen zweihundert, und doch bei weitem noch nicht alle gelesen. Aber unter seiner fruchtbaren Feder schwollen viele dieser Briefe zu ganzen Abhandlungen an; daher man sie auch in mehren Kapitel theilte; und blos vier oder fünf solcher Briefe würden allein schon einen mäßigen Quartband füllen. Auch die alte, heilsam strenge Kirchendisciplin früherer Jahrhunderte schien unter ihm wieder auf das neue in das Leben zu treten, und öffentliche sehr strenge Kirchenbußen waren zu seiner Zeit nichts seltenes. Ein Mönch, Namens Eriarth, z. B. hatte einen seiner Ordensbruder, der Priester war, erschlagen. Eriarth, voll Reue über den begangenen Todschlag, wanderte nach Rom, warf sich dem heiligen Vater zu Füßen, und flehte um Verzeihung und Losssprechung von seiner Sünde. Der Pabst erzeigte Barmherzigkeit dem Reumüthigen, legte ihm aber eine zwölfjährige öffentliche Buße auf. Drei Jahre mußte er an der Kirchenthür unter den Weinenden stehen. Im vierten und fünften ward ihm ein Platz unter den Zuhörern gegönnt, jedoch nicht erlaubt, dem gesegneten Tische des Herrn sich zu nähern. In den sieben folgenden Jahren durfte ihm zwar die heilige Communion gereicht, aber kein Opfer von ihm angenommen werden. — Einem Grafen von Auvergne, der sich

)wer gegen seinen Bischof versündiget hatte, fahl Nicolaus, vor den römischen, gerade damals Frankreich anwesenden Legaten zu erscheinen, und egen des begangenen Verbrechens sich zu verant- orten. Sollte er dieses unterlassen, so verbot m der Pabst so lange den Genuß des Weines und s Fleisches, bis er dem päbstlichen Befehle würde olge geleistet haben. — Sein ganzes Leben hin- ırch dürstete dieser heilige Pabst blos nach Ge- chtigkeit. Ein Durst, der freilich nicht auf dieser Zelt, sondern nur jenseits konnte gestillt werden. ls er starb, klagte die Erde, und ein dichter rauerflor bedeckte alle Kirchen des christlichen Erd- eises. Nur die Verruchtheit jubelte im Stillen, eil sie Hoffnungen nährte, die jedoch eben so schnell ieder verschwanden. Während seiner beinahe zehn- hrigen Regierung consecrirte er für verschiedene tädte zweiundsechzig Bischöfe, hielt aber nur eine nzige Ordination, in welcher er sieben Priester ıd vier Diacone weihete. Begraben ward er in r St. Peterskirche, und zwar ganz nahe am Eingang :rselben. Auf dem Stuhle des heiligen Petrus lgte ihm Hadrian II. ein geborner Römer.

XV.

1. Blutige Verfolgung der Chri- en in Spanien. — Die unter Abd-er-Rha- ıan II. im Jahre 850 gegen die Christen begon- ene Verfolgung dauerte auch während des Ponti- cats Nicolaus I. ununterbrochen fort. In Allem atte sie eine Dauer von mehr als dreißig Jahren. — Seit Spaniens Eroberung durch die Saracenen, atten diese in ihrem Betragen gegen die Eingebor- en des Landes bisher eine ganz ungewöhnliche Milde

bewiesen. Sobald nur die Christen ihr Kopfgeld und übrigen Steuern richtig bezahlten, hatten sie nicht die mindeste Bedrückung, vielweniger Verfolgung zu fürchten. Völlige Freiheit des Cultus ward ihnen gestattet, selbst der Gebrauch der Glocken, den Mohamedanern gewöhnlich ein Greul, ihnen erlaubt. In den ansehnlichern Städten gab es bischöfliche und erzbischöfliche Stühle, in den übrigen, wie in den Flecken und Dörfern die nöthige Anzahl Priester, in den Gebirgen eine Menge Klöster für Männer und Frauen; und weder den Bischöfen, noch den Priestern oder Mönchen ward die Ausübung ihrer geistlichen Verrichtungen auch nur von ferne erschwert. Sogar in ihren Prozessen unter sich selbst waren die Christen nicht der Jurisprudenz des Korans unterworfen, sondern hatten eigene Gerichte, denen ein Comes vorstand, und den Partheien das Recht sprach. Friedlich und freundlich lebten Mohamedaner und Christen neben und untereinander, und da die Redlichkeit der Letztern den neuen Herrn des Landes schon gleich im Anfange Achtung und Zutrauen eingeflößt hatte, so übertrugen diese ihnen auch bald verschiedene ehrenvolle öffentliche Aemter, und zwar vorzüglich in dem Steuer- und Rechnungswesen. Aber eben diese äußere Freiheit, diese ungestörte Ruhe, verbunden mit wachsendem Wohlstand, ward Ursache, daß nach und nach der Eifer der spanischen Christen, und mit diesem auch bald ihr Glauben erkaltete. Noch verderblicher wurden für sie die jetzt immer häufiger eintretenden gemischten Ehen zwischen Christen und Mohamedanern. *) Um sich diesen nun immer

*) Es ergiebt sich aus der Geschichte der spanischen Märtyrer, wie wir auch in der Folge mehrmals zu bemerken Gelegenheit haben werden, daß,

och mehr zu nähern, und so viel möglich ähnlich nd gefällig zu machen, fügten jene sich vielen, ih: ꝛr beschränkten Einsicht unschuldig scheinenden mo: ımedanischen Gebräuchen, eigneten sich die Sprache der raber an, enthielten sich der von dem sogenannten Pro: heten verbotenen Speisen, unterwarfen sich sogar dem iebrauch der Beschneidung, wurden endlich vollkommen ıs, was die ihnen eben daher gegebene Benennung Moz: raber ausdrückt, nämlich angekindete Araber; nd es hatte wahrhaft schon alles Ansehen, daß in Spa: ien Christen und Mohamedaner, durch die beiden, ölker trennenden und auch vereinenden Prinzipen, imlich durch Religion und Sprache, bald in ein und ısselbe Volk zusammen schmelzen würden. Selbst ber einen Theil der Geistlichkeit ging dieser vergif: nde Hauch nicht, ohne sie wenigstens in etwas zu be: ihren, vorüber, und es gab bisweilen sogar Bischöfe, e, indem sie um die Gunst der Kaliphen und deren roßen buhlten, zugleich Christi Knechte und auch Die: ꝛr des Belials seyn wollten. Aber eben dadurch zog end: ch auch die spanische Christenheit die längst schon von rne drohenden göttlichen Strafgerichte herbei, die je: och auch jetzt noch nur Wirkungen einer unendlich er: ırmenden Liebe waren; denn hätte der tödtliche chlummer der Christen in Spanien noch länger dauert, so würde sie gewiß auch bald das näm: che unselige Loos, wie die, noch vor ein paar hun: ꝛrt Jahren so ungemein zahlreichen afrikanischen hristen, getroffen haben, unter denen schon im sech: gsten Jahre nach Afrika's Eroberung durch die araꝫenen, das Christenthum so völlig erloschen

---

wenn Christen Mohamedanerinnen heiratheten, diese sehr oft, und beinahe größtentheils nachher noch Christinnen wurden; welches jedoch im umgekehrten Falle beinahe nie, oder doch äußerst selten geschah.

war, daß, zufolge eines Berichtes an den Kaliphen in Bagdad, es auf der ganzen Nordküste von Afrika auch nicht einen einzigen Christen gab, von dem der Statthalter die, den Ungläubigen, wie die Mohamedaner die Anbeter Jesu nannten, auferlegte Kopfsteuer in den Schatz von Bagdad hätte senden können. *)

2. Die erste Veranlassung zu der nun beginnenden, und immer heftiger werdenden Verfolgung gab ein schändlicher Renegat, Namens Bodon. Theils erbittert durch die, seines schändlichen Abfalles wegen, ihm von seinen ehemaligen Glaubensgenossen gemachten Vorwürfe, theils in der täuschenden Hoffnung, durch eine große Anzahl solcher, die mit ihm in gleicher Schuld wären, seine eigene Schmach zu decken, gab er sich alle Mühe, dem Kaliphen, und dessen mit beinahe unbeschränkter Macht ausgerüsteten ersten Minister, dem Eunuchen Nazar-Hageb begreiflich zu machen, daß dem Reiche nichts gefährlicher sey, als die Verschiedenheit zweier, einander völlig entgegengesetzter Religionen. Der dadurch entstehende Conflikt religiöser Meinun-

*) Abdul-Rhaman, so hieß dieser Statthalter, hatte zwar in seinem Briefe an den Kaliphen gelogen, weil er den Christentribut für sich behalten wollte. Aber um so lügen zu können, oder vielmehr lügen zu dürfen, mußte doch die Zahl der Christen in Afrika schon furchtbar zusammen geschmolzen seyn. Uebrigens finden wir im eilften Jahrhundert noch einen afrikanischen Bischof, der auf den Trümmern von Carthago nach Rom an den Pabst einen Brief sendet, und sich von dem heiligen Vater ein Almosen erbittet, um seinen, wie er sich ausdrückt, ganz nackten, von der Sonne verbrannten, und von den Sarazenen oft schon mit Geisselhieben schmerzlich zerfleischten Körper bedecken zu können.

n müsse nothwendig Partheien erzeugen, und de- r verschiedenes, sich gegenseitig bekämpfendes In- esse für den Staat im höchsten Grade verderblich rden. So lange nicht alle, dem Scepter des lliphen unterworfenen Bewohner Spaniens sich der Lehre Mohameds bekännten, würde Abd-er- aman nie auf die Treue aller seiner Unterthanen t Sicherheit zählen können. *) — Was jedem ge-

*) Der Grundsatz, den der Renegat hier aufstellt, nämlich die Nothwendigkeit vollkommener Einheit der Kirche und des Staates, ist nicht zu bestreiten; nur Deutung und Anwenduug waren hier falsch, wodurch jedoch das Princip selbst keinesweges wankend gemacht wird. Wenn die Geschichte aller Völker zahllose Beweise liefert, daß gerade die religiösen Gesinnungen eines Volkes stets die größten und erhabensten Thaten hervorbrachten; so ist ja auch offenbar alles, was jene, so viel Großes erzeugende moralische Kraft nur einigermaßen spaltet und lähmt, ein Nachtheil für den Staat. Da ferner noch Religion ein, alle nur gedenkbare menschliche Verhältnisse umfassendes, oder vielmehr durchströmendes Element ist; so muß nothwendig auch eine, gewöhnlich sehr bald in Partheisache übergehende Verschiedenheit religiöser Grundsätze und Meinungen ein getheiltes, seiner Natur nach sich gegenseitig bekämpfendes Interesse erzeugen; und da endlich jede Partheisache nud deren Interesse, weil es die Individualität des Menschen viel stärker und lebendiger berührt, auch ungleich mächtiger wirkt, als die, dem Einzeln ungleich entfernter liegende Sache des Staats und dessen Gesammtinteresse, so werden auch eben so nothwendig dem Zwecke des letztern stets eine Menge kleiner Partheizwecke, gewöhnlich blos im geheim, oft aber auch offen und sichtbar entgegen wirken, und es nie möglich machen, die Gesammtkräfte der Nation ganz und ungetheilt auf einen und denselben Zweck zu concentriren. Aus diesem Grunde ist es daher auch ganz allein zu erklären, wenn man in solchen Staaten so

gesunden Menschenverstand einleuchtet, begriffen auch der Kaliph und seine Minister; und von jetzt an machte Politik, wie sie glaubten, es ihnen zum Gesetze, die Christen auf alle Art zu unterdrücken, und so nach und nach das Christenthum in dem spanischen Kaliphat völlig zu vertilgen. —

3. *) Gleich im Anfange war zwar die Verfolgung nicht blutig; aber die Waffen bittern Hohns und kränkender Verachtung, deren man sich gegen die Christen bediente, waren vielleicht nicht minder grausam. Von allen öffentlichen Aemtern wurden

viele halbe Maßregeln, so viele unvollständige oder unvollendete Institutionen, keine durchgreifende, auf ein hohes Ziel berechnete, sondern blos eine Menge vereinzelter, ohne Zusammenhang und Verbindung isolirt stehender Verordnungen antrifft, und endlich auch noch jenes ängstliche, unsichere Herumtappen bemerkt, welches unaufhörlich neue Staats-, Verwaltungs-, Schul-, Erziehungs-, Systeme ꝛc. erzeugt, wovon stets das Eine das Andere wieder verschlingt, weil keines festen Grund und Boden hat. — Anders ist es freilich in jenen Staaten, wo die Regierung keinen andern Zweck kennt, hat, und haben will, als blos das Agio zu vermehren, die im Lande vorfindliche Masse Geldes in immer schnellern Umlauf zu setzen, und so die davon für den Staat abfallenden Zinsen mit jedem Jahre zu vermehren. In einem solchen Reiche können freilich, dem Staatszweck völlig unbeschadet, alle nur mögliche Sekten ruhig und ungestört neben einander wuchern und schachern.

*) Die sichersten und zuverlässigsten Quellen sind des heiligen Eulogius Memoriale Sanctorum, ferner dessen Apologeticus sanctorum martyrum, und endlich die von ihm im Gefängniß geschriebene Adhortatio ad martyrium. Man findet diese Schriften in dem fünfzehnten Band der Bibliotheca maxima.

sie ausgeschlossen, die ihnen auferlegten Steuern und Abgaben verdoppelt und verdreifacht, in allen ihren bürgerlichen Rechten, wo man nur immer konnte, tief gekränkt; auch das Läuten der Glocken ward unter schwerer Strafe ihnen verboten; und da die Gesinnungen des Hofes bald bekannt, mithin nun auch jene des gemeinen Volkes unter den Mohamedanern wurden; so machte jetzt dieses sich nicht es minder zum Geschäft, die Christen auf alle Weise zu demüthigen, zu necken und zu beleidigen. Besonders war die Geistlichkeit ein Gegenstand seiner Verachtung und seines pöbelhaften Betragens. Wo nur immer ein Geistlicher auf öffentlicher Straße erschien, folgte ihn höhnendes Gezisch auf der Ferse, und ungezogene Gassenjungen warfen nach ihm mit Koth und Steinen.

4. So sehr auch im Anfange der Kaliph es noch vermied, die Christen mit dem Schwert zu verfolgen; so ward dennoch sehr bald der heilige Perfektus ein Opfer der Bosheit Einiger aus dem Volke. — Dieser Perfektus stand seiner großen Geistesgaben wegen, auch weil er der arabischen Sprache und Schriften sehr kundig war, bei den Mohamedanern in großer Achtung. Seine erste Erziehung hatte er in einem Kloster erhalten, war aber, zum Jüngling gereift, zeitlichen Vortheils wegen vom Christenthum abgefallen. Bald bereuete er doch schmerzhaft seinen tiefen Fall, kehrte in den Schoos der Kirche zurück, that Buße, und ward ein, durch hohe Frömmigkeit ausgezeichneter Priester. Mit der Miene alter Vertraulichkeit kamen jetzt Einige seiner alten Bekannten aus den Mohamedanern zu ihm, ihn bittend, ihnen einige Aufschlüsse über die Lehre der Christen zu geben. Perfektus ließ sich nicht lange bitten, und erklärte

ihnen sogleich alles, was er glaubte, daß sie für jetzt schon zu fassen im Stande wären. Sehr aufmerksam hörten sie ihm zu, und baten ihn endlich auch, ihnen mit aller Freimüthigkeit zu sagen, was die Christen von dem großen Propheten Mohamed dächten. Perfektus gab eine ausweichende Antwort; denn, sagte er, wollte ich hierüber unumwunden mit Euch sprechen, so würdet Ihr Euch beleidiget glauben, und mir und den Christen nur noch mehr zürnen. Die Mohamedaner versicherten ihn des Gegentheils, drangen mit Bitten noch ernstlicher in ihn, und Perfektus, endlich treuherzig gemacht, sagte ihnen ganz gerade heraus, daß die Christen den Mohamed für einen schlauen Betrüger und schamlosen Lügner hielten, der sich selbst und viele Tausende bethört, und in das Verderben gestürzt hätte. Ihren Ingrimm ob dieser Rede suchten die Lauernden hinter süßlichen Worten zu verstecken, und trennten sich hierauf, dem Anscheine nach, ganz freundlich von ihrem alten Bekannten. Als aber einige Zeit nachher Perfektus in Geschäften seines Berufes über den öffentlichen Marktplatz ging, wo stets eine Menge Volks versammelt war, sagten jene, als sie ihn von ferne kommen sahen, zu den Umstehenden: „Sehet, dieser, der dort herkommt, hat vor einigen Tagen gegen unsern großen Propheten Schmähungen ausgestoßen, welche die Ehrfurcht gegen denselben uns gar nicht zu sagen erlaubt.“ Diese Rede ging jetzt von Mund zu Mund; und in einem Augenblicke sah sich Perfektus von einer Rotte Ungläubiger umringt, die ihn unter den Armen faßten, und mit ihm so schnell zu dem, unter dem großen Thor *) Gericht haltenden Kadi

*) Der Oberrichter von Cordova hielt sein Gericht gewöhnlich in dem der Al Hamrah, das man daher auch

ten, daß seine Füße kaum den Boden berührten. Dieser da," schrieen sie dem Kadi entgegen, hat un n großen Propheten gelästert, und spottet allen ien, die ihn verehren. Ihr werdet wissen, welche rafe er verdient." — Da es grade zur Zeit Ramadans war, ließ der Kadi den Angeklagten Bande legen, und in ein Gefängniß werfen. n zu dem ihm bevorstehenden Kampfe sich zu stär, unterwarf sich Perfektus strengen Fasten, und rchwachte ganze Nächte im Gebet; sagte aber n Aufsehern des Gefängnisses, daß er selbst zwar rben, aber auch jener Eunuch, der jetzt so mäch wäre, ebenfalls das Ende des Jahres nicht er en würde. Als das Ramadan-Fest vorüber war, ird Perfektus aus dem Gefängniß, nach einem r weiten jenseits des, die Stadt Cordova durch neidenden Fluß Boetis, geführt, und dort öffent) enthauptet. Bevor er seinen Nacken dem Schwert s Henkers darbot, fluchte er mit lauter Stimme ch einmal dem Mohamed, und bedrohete alle, zu dessen falscher, gottloser Lehre sich bekennen irden. Perfektus starb den Märtyrer Tod im onat April, und bevor noch der Sommer zu ide war, starb auch der Eunuch Nazar-Hageb ötzlichen Todes.

5. Blut war jetzt geflossen; bald sollte es in gan Strömen fließen. Wenige Tage nach der Hinrich ng des Perfektus ward ein Kaufmann, Namens hann vor den Kadi geführt, und angeklagt, daß in Geschäften seines Gewerbes sich sehr oft al lei, den Propheten und dessen Lehre, verhöhnende

---

das Gerichtsthor nannte. Schon in den alleraltesten Zeiten war Oeffentlichkeit der Gerichte den Orientalen nicht mehr fremd.

Anspielungen in Worten und Geberden erlaube. Da der Kadi die Anklage, wie die Aussage der Zeugen nicht hinreichend fand, befahl er den christlichen Kaufmann einstweilen nach dem Gefängniß zu bringen. Aber nun erhob Johann seine Stimme. „An allem,“ sagte er „dessen man mich anklagt, ist zwar kein wahres Wort; mit Freude ergreife ich jedoch diese Gelegenheit, um öffentlich zu erklären, daß ich Jesum Christum nie verleugnen, zugleich aber auch den Mohamed nie für etwas anders als einen fluchwürdigen Volksverführer halten werde.“ Zum Lohne seiner Freimüthigkeit erhielt er fünfhundert Peitschenhiebe. Halb todt setzte man ihn hierauf rückwärts auf einen Esel, und führte ihn durch alle Straßen von Cordova. Ein öffentlicher Ausrufer ging vor ihm her, und verkündete allem Volke, daß jedem, der den großen Propheten verunehre, gleiche Strafe zu Theil werden sollte. Nachdem Johann einige Tage in dem Gefängniß geschmachtet hatte, ward er ebenfalls jenseits des Stromes geführt, und auf Befehl des Kaliphen, oder vielmehr dessen mächtigen Eunuchen enthauptet.

6. Schon diese beiden Hinrichtungen schreckten nicht wenig alle Halb- oder Maul-Christen. Jedoch noch ungleich verderblicher wurden ihnen die glänzenden, zum Abfall lockenden Versprechungen des Hofes, wie der Statthalter in den Provinzen, und bald gab es kein größeres, reichlicher belohntes Verdienst mehr als Jesum Christum zu verleugnen, und dem falschen Propheten zu huldigen. Aber nun war auch die Zeit erschienen, wo der Herr seine Scheune in Spanien säuberte, und die Spreu von dem Waizen sonderte. Groß und häufig war zwar jetzt der Abfall, besonders in den südlichen Gegenden. Aber eben diese schändliche Untreue so vieler

ıer Christen entflammte nun desto mehr den Ei-
' aller wahren Anbeter Jesu. Sie fühlten sich
ırk genug, die durch den Abfall jener Elenden
m Christenthum zugefügte Schmach mit ihrem
enen Blut zu tilgen. Furchtlos gingen sie auf
e öffentliche Plätze, predigten Jesum Christum
f den Straßen und von den Dächern, fluchten
n Mohamed, und gingen dann freudig in den Tod.
ne ganze Schaar Christen jedes Standes, wie
es Alters, Priester, Diacone, Mönche, Laien,
d selbst von dem zarten Geschlechte mehrere christ-
je Heldinnen kamen eines Tages in die Stadt,
'annten laut den Namen Jesu, redeten ohne Scheu
ı dem Unsinn und der Gottlosigkeit des Islams,
n den albernen Träumereien des sogenannten Pro-
ten, und foderten dann die Mohamedaner zu
genbeweisen auf. Diese, geschreckt durch die
ße Anzahl der Christen, und einen Aufruhr be-
'chtend, vermochten ihren Gegnern nicht zu ant-
rten, suchten im Gegentheil durch schmeichelnde
orte sie zu besänftigen. Der Muselmänner Ver-
enheit war jedoch nicht von langer Dauer. Eine
ittene Abtheilung der Leibwache des Kaliphen
engte plötzlich auf die Christen an, bewies ihnen
t dem Säbel in der Hand die Göttlichkeit von
ohameds Lehre, und hieb sie sämmtlich, ohne
ücksicht auf Alter oder Geschlecht, erbarmungslos
ammen.

7. Beinahe täglich hatten jetzt die Henker
le Arbeit. Aber die Standhaftigkeit der Blut-
igen, und die hohe Freudigkeit, mit der sie den
od erduldeten, munterten stets wieder andere
f, denselben blutigen Kampfplatz zu betreten.
m allen Seiten drängte man sich herbei, die
one der Märtyrer zu erringen. Nicht von Allen

sind die Namen auf uns gekommen; aber von Allen wird unter der Benennung der spanischen Märtyrer das Andenken von der Kirche geehrt. Unter den vielen, welche mit ihrem Blute das Bekenntniß ihres Glaubens besiegelten, wollen wir hier nur von Einigen jetzt noch eine nähere Erwähnung machen.

7. Isaak, aus einer der angesehensten und reichsten Familien Cordovas, hatte in seiner Jugend eine wissenschaftliche Bildung, und eben daher, als er zum Jüngling gereift war, ein öffenliches Amt erhalten. Aber plötzlich, und als er noch in der Blüthe seiner Jahre stand, legte er sein Amt nieder, verließ das väterliche Haus, entsagte allen Freuden der Welt, und ging in das, sieben Stunden von Cordova, in einer menschenleeren Wildniß, auf dem steilen Abhange eines Gebirges liegende Kloster Tabane. Einer von Isaaks Anverwandten, Namens Jeremias, ein Mann von ungeheurem Vermögen, hatte es erst vor einigen Jahren erbaut, und sich, da es in zwei abgesonderten Gebäuden, zwei besondere religiöse Gemeinden, nämlich die eine von Frauen die andere von Männern enthielt, mit seiner frommen Gattin Elisabeth und allen seinen Kindern dahin zurückgezogen. Hier lebte Isaak drei Jahre unter der Leitung eines einsichtvollen, in den Wegen Gottes erfahrnen Abtes. Aber jetzt fühlte er einen innern Antrieb, den verblendeten Verehrern Mohameds, besonders jenen, die ihm ehemals seiner Gelehrsamkeit wegen so viele Achtung bezeigt hatten, die Augen zu öffnen, sie wo möglich durch das Licht des Evangeliums zu erleuchten. Er kehrte also nach Cordova zurück, ging gerades Weges zu dem Kadi, und sagte diesem, daß er gerne den Islam annehmen würde, sobald man ihn nur von der Göttlichkeit der darin enthaltenen Lehren über-

eugen konnte. Der Kadi, in der Meinung, daß Isaak in vollem Ernste spreche, fing nun an, ihm von seinem großen Propheten zu erzählen, von den Wundern desselben, von seiner Unterredung mit dem Erzengel Gabriel, von dem göttlichen Ursprung des Korans ꝛc. Nachdem Isaak ihm eine Weile zugehört hatte, sagte er ihm endlich: „wie ist es wohl möglich, daß Ihr und Eures Gleichen, die Ihr Euch doch für gelehrte Leute haltet, solche Albernheiten glauben könnet, und nicht einsehet, daß Euer sogenannte Prophet blos ein schlauer Betrüger war, und das Islam nichts als eine Kette von Unsinn und Thorheiten ist?“ — In der ersten Aufwallung eines Zorns schlug ihm der Kadi mit geballter Faust ins Gesicht. Aber die Beisitzer des Gerichts erinnerten ihn, daß er die Würde seines Amtes verletze, wenn er sich von seinem Eifer so weit hinreissen lasse, einen vor ihm stehenden, wenn auch noch so großen Verbrecher mit eigener Hand zu mißhandeln. Der Kadi wandte sich nun wieder zu Isaak, und fragte ihn, ob er allenfalls besoffen, oder gar wahnsinnig sey, mithin auch nicht wisse, was er spreche, oder was er thue? Isaak erwiederte: er sey nichts weniger als verrückt, auch spreche der Wein nicht aus ihm, sondern blos reiner, gottgefälliger Eifer für die Ehre Jesu und dessen göttliche Lehre. Der Vorfall ward sogleich dem Kalyphen berichtet, Isaak noch an demselben Tage enthauptet, dessen entseelter Körper bei den Füßen an einen Pfahl aufgehangen, und erst nach einigen Tagen mit den Leichen anderer Märtyrer, die indessen ebenfalls waren hingerichtet worden, verbrannt, und die Asche in den Strom gestreut.

9. Die Anzahl der nach der Märtyrerkrone sich Sehnenden ward bald so groß, daß man sie

nicht mehr einzeln, sondern schaarenweise, Priester, Diacone, Mönche und Laien hinrichtete. So z. B. ward Petrus, ein Priester, Valabonsus, ein Diacon, und Sabianus, Vistremond, Habentius und Jeremias, Mönche aus verschiedenen Klöstern, an einem und demselben Tage mit einander zum Tode geführt. Der Vater des Valabonsus hatte eine Mohamedanerin geheiratehet. Nachdem er einige Jahre mit ihr in glücklicher Ehe gelebt, gelang es ihm endlich sie zu dem Christenthum zu bekehren. Aber eben daher ward er nun gezwungen, aus seiner Vaterstadt zu entfliehen, und in den Gebirgen Spaniens sich einen verborgenen Zufluchtsort zu suchen. Er veränderte einigemal seinen Wohnort. Während seiner Wanderung starb seine Gattin, und hinterließ ihm zwei Kinder in noch äußerst zartem Alter nämlich den Valabonsus und dessen Schwester Maria. Für die christliche Erziehung der beiden Kinder besorgt, brachte der Vater sie in zwei Klöster, nämlich den Knaben in jenes des heiligen Felix zu Fronianum, und das Mädchen in das berühmte Frauenkloster zu Sankta Maria von Cuntelar. Es lag nur sechs Stunden von Cordova, und in dieser Stadt nahm nun auch der Vater seinen Wohnsitz. Als die Erziehung des Valabonsus beendiget war, kehrte er zu seinem Vater zurück, und ward von dem Bischof zum Diacon geweihet. — Sabianus, Vistremond und Habentius waren Klostergeistliche von bekannter ausgezeichneter Frömmigkeit, besonders der letztere, der zu Christoffel, Cordova gegenüber, in strengster Abgeschiedenheit von der Welt lebte, seine enge Zelle nie verließ, nur bisweilen an einem kleinen Fenster sich sehen ließ. Anhaltendes, mit Fasten verbundenes Gebet war sein einziges Tagewerk, mit dem er gewöhnlich auch noch ganze halbe Nächte durchwachte. Aber

ı dieses ununterbrochene Gebet war für ihn, ob-
ch von jeder lebenden Seele getrennt, dennoch
eben so schönes als festes Band seines innigsten
ammenhanges mit der Welt, die er verlassen
e, und mit den Brüdern, die in derselben, von
vielen Seiten gefährdet, jetzt noch zu kämpfen und
dulden hatten, und für die er nun täglich sein
z im Gebete zum Himmel erhob. Auf dem
ten Leibe trug Habentius eiserne Platten, und
ganzes Leben war eine Kette der strengsten Buß-
ke. — Jeremias endlich war, wie wir schon er-
lt, jener ehrwürdige Greis, welcher das Kloster
Tabane, jenen stillen, lange Zeit durch die Fröm-
keit seiner Bewohner, begeisternden Wohnplatz
hauender Heiligen gegründet hatte. Unaufgefor-
stellten sie sich vor den Kadi. Befragt, warum
gekommen wären, riefen sie mit einer Stimme:
ir haben die nämlichen Gesinnungen, wegen wel-
r bisher schon so viele Christen bluten mußten.
erdamme uns also auch zum Tode; denn gleich
nen bekennen wir ebenfalls, daß Jesus Christus
hrer Gott ist, und bejammern von Herzen die
auervolle Finsterniß, in welche Euch und so
ele andere euer lügenhafte Prophet Mohamed
stürzt hat." — Durch diese Worte hatten sie
n das Leben verwirkt. Es bedurfte keiner wei-
ı Verhandlung. Alle sechs wurden sogleich zum
e verurtheilt, und schon am folgenden Tage hin-
chtet. Nichts ist mit der hohen Freudigkeit zu
gleichen, mit welcher diese sechs Christen, als
ı sie auf den Richtplatz führte, einher schritten.
Ausdruck des lebendigsten Glaubens, wie der
ersichtlichsten Hoffnung stralte aus jedem ihrer Ge-
eszüge. Kein Laut, keine Gebärde verriethen
zagendes Herz. Auf dem Richtplatz angekom-
ı, drückten sie einander lächelnd die Hände. Je-

der wollte zuletzt sterben, um dem andern den stets etwas graunvollen Anblick des Todes zu ersparen. Petrus und Valabonsus empfingen zuerst den tödtlichen Streich; dann folgten die andern. Aber das, an blutigen Schauspielen gewöhnlich sich ergötzende, und daher auch jetzt wieder zahlreich versammelte Volk staunte, ob der unerhörten, selbst durch alle Schrecken eines gewaltsamen Todes nicht zu erschütternden Standhaftigkeit dieser Christen, und in mancher Brust regte sich ein leiser Gedanke, daß eine Lehre, welche eine so übermenschliche Kraft und Stärke verleihe, doch wohl etwas mehr, als bloß menschliche Erfindung seyn möchte.

10. Die Geschichte der spanischen Kirche erwähnt zwar keiner, bei dem Grabe oder den Gebeinen dieser Märtyrer geschehener wunderbaren göttlicher Gnadenerweisungen. Indessen gefiel es doch Gott sehr oft, durch viele andere Zeichen sein allerheiligstes Wohlgefallen über die Bereitwilligkeit der Christen kund zu geben, mit der sie aus freiem, innern Antrieb ihr Leben, gleich einem von seiner Huld gewiß nicht verschmähten Brandopfer, ihm darbrachten. So z. B. ward der junge Diacon Sissenand, obgleich er ebenfalls unaufgefordert sein schönes Bekenntniß vor dem Kadi abgelegt hatte, dennoch in seinem Gefängniß durch höhere Offenbarung über den Tag und die Stunde seines Todes belehrt. Als jener erschienen war, und diese bald schlagen sollte, schlich ein Knabe sich zu ihm in das Gefängniß, und brachte ihm von einem seiner Freunde einen Brief. Der Knabe sollte und wollte auf Antwort warten. Aber Sissenand gebot ihm sich augenblicklich zu entfernen, denn bald sagte er, werden Soldaten kommen, um mich zum Tode zu führen. Leicht könnten sie dich ebenfalls ergreifen, und

könntest dann in die Versuchung gerathen, durch
i falsches Bekenntniß dein Leben retten zu wollen.
er Knabe eilte von dannen, war aber noch nicht
r ferne, als wirklich Schergen und Soldaten vor
n Gefängniß erschienen, die Sissenand abholten,
d unter Stößen und Schlägen und mancherlei
dern Mißhandlungen auf den Richtplatz schleppten. —
n anderer Diacon, Namens Paulus, war wegen
nes, ebenfalls ganz freien, durch keine äußere
eranlassung herbeigeführten Bekenntnisses, in das
efängniß gebracht worden. Hier fand er den Ti-
rinus, einen Priester aus Badajoz, der wegen ei-
r, bei dem Kaliphen gegen ihn angebrachten Klage
on seit zwanzig Jahren ein Gefangener war
m aller Welt verlassen und vergessen, glaubte
berinus in dem Gefängnisse sein Leben endigen
müssen. Jetzt bat er den Paulus, daß er, so
ld er vollendet seyn würde, bei Gott für ihn bit-
i möchte, daß er ihn aus seiner Gefangenschaft
reie. Paulus war kaum hingerichtet, als schon
ch wenigen Tagen eine obrigkeitliche Person in
n Gefängniß erschien, und ohne irgend einen
rund anzugeben, den Tiberinus in Freiheit setzte.
n offenbarer Beweis, daß Paulus nach seinem
de sehr bald zur beseligenden Anschauung Gottes
angte, und sein Gebet vor dem Throne des All-
armers Erhörung fand.

11. Aber auch das zarte Geschlecht blieb an
andhaftigkeit in dem Bekenntniß des Namens
su hinter den Männern auch nicht einen Schritt
ück. Eine Menge christlicher Heldinnen betraten
n so freiwillig und mit derselben männlichen Un-
hrockenheit den blutigen Kampfplatz, und seit
hrhunderten glänzen in den Annalen der Kirche
i Namen einer Flora, Maria, Liliosa, Beniola,

Colomba, Pomposa, Aura und noch vieler andern frommen Matronen und gottgefälliger Jungfrauen in der Reihe heiliger Blutzeugen. Besonders hart und lange anhaltend war der Kampf der heiligen Flora. Nicht bloß der öffentlichen, sondern auch der häuslichen, noch ungleich gefährlichern Verfolgung im Kreise ihrer eigenen Familie Tag und Nacht ausgesetzt, hatte sie Jahre lang gegen einen doppelten nie ruhenden oder rastenden Feind zu kämpfen. Flora war die Frucht einer gemischten Ehe. Ihr Vater war ein Muselmann, eine Christin ihre Mutter. Zum Glück für das Heil der Tochter starb Ersterer, als diese noch in sehr zartem Alter sich befand. Der christlichen Mutter ward es nun möglich, ihre Tochter in dem Christenthum zu erziehen. Floras Fortschritte in der Frömmigkeit übertrafen bald alle Erwartungen ihrer mütterlichen Erzieherin. In ihrem reinen, schuldlosen Gemüthe schlug der Samen christlicher Lehre mit jedem Tage tiefere Wurzeln, und jeder in ihr schönes Herz geworfene Funke evangelischer Wahrheit erglühete schnell zu einem, alles Irdische in ihrer Brust verzehrenden Feuer. Ganz in geheim, und ohne daß irgend jemand es wußte, unterwarf sich also Flora schon frühzeitig den strengsten Bußübungen, besonders an den geheiligten Tagen der Fastenzeit, und als die Mutter es endlich erfuhr, und diese nun mit Recht für die Gesundheit ihrer Tochter schlimme Folgen befürchtete, mußte sie sich ihres ganzen mütterlichen Ansehens bedienen, um Flora nur zu einiger Milderung ihres ascetischen Eifers zu vermögen. Leider hatte Flora einen weit ältern Bruder, der, weil von dem Vater in der Lehre des Islams erzogen, ein fanatischer Muselmann war. Aus Furcht vor diesem Bruder, der, weil etwas muthmaßend, schon seit einiger Zeit seine junge Schwester überall mit spähendem Blick ver-

folgte, wagte es Flora nur selten in die Kirche zu gehen, und dem hochheiligen, ihr jungfräuliches Herz jedesmal mit himmlischem Entzücken erfüllenden Opfer allda beizuwohnen. Dieses grausamen Zwanges endlich müde, entfernte sie sich ohne Wissen der Mutter aus dem Hause, verließ die Stadt, und suchte und fand Zuflucht bei den frommen und gutmüthigen Bewohnerinnen eines, nahe bei Cordova gelegenen Frauenklosters. Als der Bruder sah, daß seine Schwester entflohen war, zweifelte er keinen Augenblick mehr an dem, was er längst schon geahnet hatte. Sein Zorn ergoß sich nun über alle Christen ohne Unterschied. Er erregte ihnen allerlei böse Händel, bewirkte sogar die Verhaftung mehrerer derselben, und in der vollen Ueberzeugung, daß seine Schwester in einem Kloster verborgen seyn müßte, wurden Gott geweihte Jungfrauen ein Hauptgegenstand seiner Wuth, seiner täglichen Verläumdungen, und unaufhörlichen Lästerungen. Sobald des Bruders wüthendes Betragen zu den Ohren der frommen Schwester kam, entschloß sie sich sogleich ihren stillen Zufluchtsort zu verlassen; denn, sagte sie, es wäre eine Sünde für mich, wenn ich zugäbe, daß meinetwegen die Gemeinde der Christen, besonders der Klosterfrauen noch länger gekränkt und gelästert würde. Sie kehrte also unverzüglich wieder in das väterliche Haus zurück. „Hier bin ich," sagte sie zu ihrem Bruder, „ich weiß, daß Du mich suchtest; aber wisse auch „Du, daß ich eine Christin, und um des Namens „Jesu willen alles zu leiden bereit bin." — Durch schmeichelnde Worte und lockende Versprechungen suchte nun der Muselmann mehrere Tage lang seine Schwester wieder für seinen halb abgöttischen Wahn zu gewinnen. Als er sah, daß alle seine Mühe verloren wäre, schritt er zu Drohungen, zu Schlä-

gen und den gröbsten Mißhandlungen, und als er dadurch Floras Standhaftigkeit nicht erschüttern konnte, führte der Unmensch sie vor den Kadi, ward der Ankläger seiner eigenen Schwester, und schärfte seine Anklage noch dadurch, daß er behauptete, Flora sey lange Zeit eine Mohamedanerin gewesen, und erst lange nachher, weil von den Christen verführt, zu dem Christenthum übergetreten. Nach dem Criminalcodex der Mohamedaner steht Todesstrafe auf einen solchen Abfall. Von dem Kadi aufgefordert, auf die Anklage des Bruders zu antworten, leugnete Flora sich je zur Lehre Mohameds bekannt zu haben, von ihrer zartesten Kindheit an sey sie eine wahre, stets eifrige Anbeterin Jesu Christi gewesen. Auch der Kadi entflammte jetzt in blindem Zorn. Auf seinen Wink rissen zwei Soldaten Flora auf die Erde, hielten ihr Hände und Füße, während rohe Schergen den Körper der zarten Jungfrau mit Peitschenhieben beinahe völlig zermalmten. Die Büttel schlugen so blind und so wüthend drein, daß sie nicht selten auch den Kopf trafen, und endlich sogar die Hirnschale bedeutend verletzten. Blut triefend und ohnmächtig übergab der Kadi das unschuldige Lamm nun wieder dem unnatürlichen Bruder, und zwar mit dem Auftrage, seine Schwester auf das neue in den Lehren des Propheten zu unterrichten, und dann über ihre völlige Bekehrung ihm zu seiner Zeit Bericht zu erstatten. Der Bruder nahm Flora mit sich nach Hause, und übergab sie einigen Frauen, die sie verbinden und für ihre Heilung sorgen sollten, hielt sie aber übrigens gleich einer Verbrecherin in einem abgelegenen, fest verschlossenen Zimmer sorgfältig eingesperrt. Sobald Flora wieder vollkommen hergestellt war, sann sie auf Mittel, der Gewalt ihres Wütherichs sich zu entziehen, und obgleich die, das Haus umgebende Mauer

ı bedeutender Höhe war, gelang es ihr doch über
ielbe auf das etwas niedrigere Dach eines benach-
ten Hauses zu steigen, und von da auf die
raße sich herabzulassen. Von der Dunkelheit der
:cht begünstiget, floh sie in die, von ihrem vä-
:ichen Hause weit entfernte Wohnung einer treuen
:undin, die sie mehrere Tage bei sich verbarg.
sorgt, daß man ihren Aufenthalt in Cordova
)lich doch entdecken möchte, verließ Flora die
:adt, und ging nach Ossaria, einem mehrere Mei-
. von Cordova entlegenen Flecken, zu einer ihr
'annten christlichen Matrone. Mit dem größten
ohlwollen nahm diese sogleich die gute Flora auf,
egte auch ihrer von jetzt an mit christlicher Liebe.

12. In stiller Zufriedenheit lebte die fromme
ılderin einige Zeit in Ossaria, und ungestört nun
ıg und Nacht dem Gebete obliegend, fühlte sie
) über alle Maßen glücklich, jede Stunde dem
:enste ihres Gottes weihen zu können. Aber im-
:r mächtiger ward jetzt auch in ihr der Trieb,
s schöne Bekenntniß, das sie vor dem Kadi ab-
'egt hatte, mit ihrem Blute zu versiegeln. Die-
n innern Antrieb vermochte sie nicht lange zu wi-
rstehen. Sie kehrte also wieder nach Cordova zu-
ck. In der Stadt angekommen, wollte sie jedoch
) noch nicht gleich dem Kadi vorstellen, sondern ging
t in die, dem heiligen Acisclus geweihte Kirche,
ı durch die Fürbitte dieses heiligen Märtyrers sich
:aft und Stärke von oben zu erflehen. Kaum
ır Flora einige Augenblicke im Gebet versunken,
s plötzlich die Kirchenthüre sich öffnete, und eine
dere holde Jungfrau ungefähr von gleichem Alter
ıtrat. Es war Maria, des Märtyrers Walabon-
s Schwester. Auch diese hatte seit einigen Tagen
n Entschluß gefaßt, ihrem Erlöser ihr Leben frei-

willig zu opfern, und war nun aus der nämlichen Ursache, wie Flora, in die Kirche gekommen. Beide schöne Seelen ahneten einander schon von ferne, flogen sich entgegen, und theilten sich gegenseitig ihre Gesinnungen mit. Der unauflösliche Bund zweier, von Liebe glühender Herzen, war jetzt auf immer geschlossen, und da der Tod sie auch nicht mehr trennen sollte, gingen sie sogleich beide mit einander zu dem Kadi. „Ich bin," sprach zuerst Flora, „diejenige, die ihr im verflossenen Jahre so grausam mit Peitschenhieben habt zerfleischen lassen. „Ich hatte bisher die Schwachheit, mich zu verbergen; aber nun mich unbedingt in die Arme meines Gottes werfend, komme ich, um vor euch „noch einmal laut und öffentlich zu bekennen, daß „ich Jesum Christum als wahren Gott anbete; eure „Religion und euren Propheten aber von ganzem „Herzen verabscheue." — „Auch ich," nahm jetzt Maria das Wort, „bin eine Anbeterin Jesu, „und halte die Lehre eures Propheten für nichts, „als eine Erfindung höllischer Dämonen." — Der überraschte Richter wußte nicht gleich, was er antworten sollte. Sein Ingrimm ergoß sich endlich in einen ganzen Schwalm der schrecklichsten Drohungen. Er dräuete unter andern, daß er beide Jungfrauen, als Sclavinnen verkaufen, und der öffentlichen Prostitution wollte preis geben lassen. Er befahl hierauf, sie nach dem Gefängniß zu bringen. Flora und Maria empfahlen sich Gott durch Fasten und Gebet. Aber nun erschien ihnen ganz unvermuthet ein Engel des Trostes. Der heilige Eulogius, damals Priester und nachheriger Erzbischof von Toledo, war vor einigen Tagen ebenfalls verhaftet worden, und benutzte jetzt seine Lage, die beiden Gott geweihten Jungfrauen zu trösten und zu stärken. Des Kadis Drohungen, sagte er, sollten sie nicht fürchten;

keine Macht sey im Stande, die Reinheit ihrer Seele zu beflecken, welche Infamien man auch an ihrem Körper begehen möchte. Da Eulogius nur selten bei ihnen seyn konnte, so schrieb er jetzt für sie eine besondere Instruction, (exhortatio ad martyrium,) welche ihnen, so lange ihr Kampf noch dauern würde, sowohl zur Stärkung als auch zu einem Leitfaden ihres Verhaltens dienen sollte. — Floras Bruder hatte indessen erfahren, daß seine Schwester wieder in der Stadt und in dem öffentlichen Gefängnisse sey. Da höllischer Fanatismus in diesem Muselmann alle Gefühle der Natur erstickt hatte, so ging er zu dem Kadi, und drang in diesen, den Prozeß seiner Schwester zu beschleunigen. Flora und Marie wurden also wieder vorgeführt. Der Kadi fragte die erstere, ob sie diesen da, auf den Bruder zeigend, kenne? „Ja!“ erwiederte sie, „dem Fleische nach ist es mein Bruder.“ — „Woher kommt es,“ fragte der Kadi ferner, „daß „dein Bruder unserer Religion treu blieb, du aber „eine Christin wardst?“ — „Gleich meinen Vätern“ sprach Flora, „saß ich ebenfalls in den Schatten „des Todes und der Finsterniß; aber erleuchtet durch „die Gnade Gottes ward ich eine Christin, und „werde bis zum letzten Augenblick meines Lebens „den Namen Jesu freudig bekennen.“ — Dasselbe bezeugte auch Marie, und nachdem der Kadi sie jetzt zum letztenmale gefragt, ob sie bei diesem Bekenntniß beharrten, und die Eine wie die Andere mit hoher Freudigkeit es bejahet hatte, wurden beide wieder nach dem Gefängniß zurückgeführt. Als der heilige Eulogius von ihnen erfuhr, wie das Verhör abgelaufen, was der Kadi gefragt und eine jede geantwortet, empfand er himmlischen Trost, und da beide nun mit jedem Tage den Tod durch das Schwert erwarteten; gleichsam der Altar, auf

welchem sie sollten geopfert werden, ihnen schon winkte, so fleheten sie unter dem Beistande des heiligen Eulogius, mit erhöheter Inbrunst unaufhörlich zu Gott, daß er sie nun bald würdigen möge, ihrem Erlöser als ein, ihm wohlgefälliges Trankopfer ausgegossen zu werden. Am zehnten Tage nach dem letzten Verhör öffnete sich endlich die Thüre ihres Gefängnisses. Beide wurden mit einander auf den Richtplatz geführt. Flora starb zuerst, dann Marie, und bevor eine jede den tödtlichen Streich empfing, bezeichneten sie sich noch einmal mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes. — Vier und zwanzig Stunden wurden ihre Leichen den Vögeln und Hunden preis gegeben, erst am zweiten Tage in den Fluß geworfen. Am vier und zwanzigsten Novbr, dem Tage ihrer Hinrichtung, wird Floras und Mariens Andenken von der Kirche gefeiert. — Als sie aus dem Gefängniß traten, um ihren letzten Gang nach dem Richtplatz zu gehen, versprachen sie dem heiligen Eulogius und den übrigen gefangenen Christen, bei Gott für ihre Befreiung zu bitten, und wirklich wurden, wenige Tage nach der Vollendung der beiden jungfräulichen Märtyrer, so wohl Eulogius, als auch die Uebrigen in Freiheit gesetzt.

13. Nicht minder merkwürdig ist auch die Geschichte des heiligen Aurelius und seiner Familie. Aurelius, aus einer der angesehensten und reichsten Familien aus Cordova, hatte einen Muselmann zum Vater, und eine Christin zur Mutter. Er ward frühzeitig eine Waise. Eine Tante mütterlicher Seite vertrat nun Mutterstelle, und erzog den Knaben heimlich in den Lehren des Christenthums, während die Anverwandten väterlicher Seits nicht minder eifrig dafür sorgten, daß der junge Aurelius recht viele theologische Schriften der Mohamedaner

studiren mußte: ein Studium, das, da er in der Erkenntniß der Wissenschaft des Heils immer größere Fortschritte machte, nur noch mehr dazu beitrug, ihm die Greul wie die Absurditäten des Islams recht fühlbar und abschreckend zu machen. Je mehr er indessen an Jahren zunahm, desto schmerzhafter fühlte er es, die Kirchen der Christen nicht besuchen zu dürfen. Wo er nur immer einem Priester begegnete, empfahl er sich trauernd und dringend in dessen Gebet. Endlich zum Manne gereift, und im Begriffe sich zu verheirathen, flebete er inständigst zu Gott, daß er ihm eine Gattin schenken möchte, die im Stande wäre, ihn in seinem frommen Vorsatz zu stärken, und in der Ausführung desselben ihm behülflich zu seyn. Gott erhörte sein Gebet und sandte ihm eine Gefährtin seines Lebens, wie sie sein christliches Herz sich längst schon gewünscht hatte. Sie hieß Sabigotha, und war die Tochter muselmännischer Aeltern, wovon jedoch die Mutter nach dem Tode ihres Gatten sich mit einem Christen vermählt hatte, von diesem zum Christenthum war bekehrt worden, und hierauf die kleine Sabigotha unter dem Namen Nathalie hatte taufen lassen. Durch den Segen eines Priesters wurde Aurelius und Nathalie auf immer mit einander vereint. Sie lebten im geheim nach christlicher Weise, mußten jedoch in dem Aeußern sich den Mohamedanern gleich stellen, daher auch bei deren Versammlungen in der großen Moschee von Cordova sich öfters einfinden. — Aurelius hatte einen nahen Anverwandten, Namens Felix. Aus Furcht und menschlicher Schwäche war derselbe vor mehrern Jahren von dem Christenthum abgefallen, bereuete seit dieser Zeit unaufhörlich seinen tiefen Fall, ohne jedoch den Muth zu haben, sich auf das neue wieder öffentlich zu dem Christenthum zu bekennen. Zu seinem Glücke war er mit

Liliosa, der Tochter christlicher Aeltern vermählt, und das schöne, Gott wohlgefällige Band innigster Freundschaft, knüpfte nun bald die Familie des Aurelius und jene des Felix unzertrennlich an einander.

14. Als Aurelius eines Tages über einen der öffentlichen Plätze von Cordova ging, begegnete er einem, wegen seines Bekenntnisses des Namens Jesu, schrecklich zerfleischten Christen, den die Schergen jetzt durch alle Straßen der Stadt dem Volke zur Schau herumführten. Heftig ward Aurelius bei dem Anblick dieses frommen Dulders ergriffen. Nicht ohne höhere Fügung glaubte er jetzt diesen Weg gekommen zu seyn. Was er sah, hielt er für eine, ihm von Oben gesandte Belehrung. Voll von diesem Gedanken kam er nach Hause. Wie gewöhnlich eilte seine Gattin ihm entgegen. Zärtlicher wie sonst schien er sie jetzt zu umarmen; erbat sich hierauf von ihr einen Augenblick aufmerksames Gehör, und sagte ihr dann: „Schon oft, Theure! hast du „mich ermahnt, der Welt und ihren Freuden zu „entsagen; schon oft mich an das Beispiel frommer „Mönche erinnert, und deren strenge Enthaltsam„keit mir gepriesen. Auch ich glaube jetzt, daß es „Zeit sey, nach einem höhern Grade evangelischer „Vollkommenheit zu streben. Leben wir also in „Zukunft wie Bruder und Schwester. Widmen wir „einen Theil des Tages dem Gebete und geistlichen „Betrachtungen, den andern Theil Werken der Barm„herzigkeit. Vielleicht winkt auch uns die Krone „der Märtyrer. Bereiten wir uns demnach so vor, „daß wir wirklich dieser höhern Gnade noch gewür„diget werden.“ — Niemand war über diesen Vorschlag mehr entzückt, als Sabigotha; es war ihr, als habe sie die Botschaft eines Engels vernom-

men. Um dem spähenden Blick ihrer muselmännischen Verwandten keinen Anlaß zum Verdacht zu geben, hatten sie in einem ihrer Zimmer ein, jedoch bloß zur Schau aufgeschlagenes Bett; denn beide schliefen von jetzt an gesondert, und zwar auf einer Matte und in härnem Gewand. Viele Stunden des Tages weiheten sie dem Gebete, verbanden es mit strengem Fasten und reichlichem Almosen, und durchwachten halbe Nächte unter Lesung der Psalmen, deren hohe Begeisterung sich nun auch ihnen immer mehr und mehr mittheilte. Am Tage sah man sie nirgends, als blos in Hospitälern, Gefängnissen und Krankenhäusern. Aurelius beschäftigte sich mit den Männern, Sabigotha mit den Frauen, und beide trösteten, ermunterten und halfen, wo man nur immer des Trostes, der Ermunterung oder der Hülfe bedurfte. In einem der Gefängnisse lernten sie jetzt die beiden heiligen Jungfrauen Flora und Marie, wie auch den heiligen Eulogius und noch mehrere andere gefangene Christen kennen. Da an der baldigen Hinrichtung der beiden erstern nicht mehr zu zweifeln war, so baten sie diese nun öfters, daß sie, wenn zur Anschauung Gottes gelangt, dann auch für sie die Gnade eines glorreichen Märtyrertodes von Gott erflehen möchten.

15. Der einzige, obgleich nur dünne Faden, der Aurelius noch an das Irdische knüpfte, war blos zarte Vaterliebe zu seinen beiden, noch ganz unmündigen Kindern, — es waren zwei Mädchen, — und dann Sorge für schleunige Bestellung seines Hauses. Er besprach sich hierüber mit dem heiligen Eulogius und dem Doctor Alvaro, einem der gelehrtesten und geistvollsten Theologen Spaniens je-

ner Zeit! *) In Folge des, ihm von ihnen ertheilten Rathes übergab er seine beiden Töchter zu ihrer Erziehung der ehrwürdigen Elisabeth, Aebtissin des Frauenklosters von Tabane, und Schwester des frommen Martins, der ebenfalls als Abt den Mönchen zu Tabane vorstand. Seine liegenden Gründe verkaufte hierauf Aurelius mit möglichster Eile, vertheilte alles daraus gelöste Geld unter die Armen, und legte überhaupt von seinem ganzen sehr bedeutenden Vermögen nur einen sehr mäßigen Theil für seine beiden Kinder, als deren künftiges väterliches Erbe zurück. Von nun an gehörten Aurelius und seine Gattin Sabigotha, wie auch deren Freunde Felix und Liliosa, schon einer ganz andern unsichtbaren und höhern Welt an. Sehr oft begaben sie sich jetzt sämmtlich nach dem Kloster von Tabane; diesem stillen Wohnsitz des Friedens und evangelischer Vollkommenheit. Ganze Tage und Nächte blieben sie oft allda. In ihren öftern Unterredungen mit jenen gottseligen Anachoreten erkannten sie nun im Lichte des Glaubens mehr als eine bisher ihnen unbekannt gebliebene höhere Wahrheit, und wenn sie dann wieder nach der Stadt zurückgekehrt waren, dämpfte nicht selten die Erinnerung an das, was sie zu Tabane gehört hatten, manche, Gott nicht ganz gefällige, weit zu heftige Aufwallung ihrer Sehnsucht nach der Märtyrerkrone. Als beide einst von einem Besuche in dem Kloster von Tabane zurückgekommen waren, und Sabigotha, nach einer beinahe ganz im Gebete durchwachten Nacht, endlich auf ihrem harten Lager eingeschlafen war, hatte sie folgendes merkwürdige Traumgesicht. Es erschienen ihr nämlich Flora und Marie. Ein blen-

*) Alvaro ward nachher der Biograph des heiligen Eulogius.

dend weißes Gewand umfloß die beiden heiligen Jungfrauen. In ihren Händen hatten sie himmlisch duftende Blumenkränze. So bald Sabigotha sie erblickte, hob sie ihre Hände empor, und rief ihnen zu: „Welche Früchte darf ich erwarten von „dem Gebete, das ihr, als ihr noch hienieden wal„letet, mir in eurem Gefängniß versprochen habt? „darf ich hoffen, denselben glorreichen Kampf, wie „ihr zu kämpfen?“ — „Ja!“ antwortete Flora und Maria „du bist dazu bestimmt. In kurzem wirst „auch du vollendet werden, und zum Zeichen, daß „wir Wahrheit sprechen, werden wir einen, dir „jetzt noch unbekannten fremden Mönch dir entgegen „führen, und dieser wird in dem Kampfe, in wel„chem du Siegerin seyn wirst, dein Gefährte seyn.“ — Dieses nächtliche Gesicht erfüllte Sabigotha mit himmlischer Wonne. Sie erzählte es Morgens sogleich ihrem Gatten, und beide überließen sich jetzt ganz und ungetheilt dem beseligenden Gedanken, ihren Glauben an Jesu, wie ihre Liebe zu ihm nun bald mit ihrem Blute besiegeln zu können.

16. Acht Meilen von Jerusalem gegen Mittag lag das Kloster des heiligen Sabas. Unter der Leitung des Abts David lebten in demselben gegen fünfhundert Mönche, und unter diesen ein Diacon, Namens Georg, aus Bethlehem gebürtig, ein junger Mann von hohem Geiste und ausgezeichneter Frömmigkeit. Da er mehrerer Sprachen kundig war, so hatte ihn sein Abt nach Afrika geschickt, um bei den dortigen Kirchen Almosen für das Kloster zu sammeln. Der Abt kannte den Zustand der afrikanischen Kirche nicht. Georg fand das Christenthum in Afrika beinahe ganz erstorben, und die wenigen dort lebenden Christen selbst so in Armuth versunken, daß sie nichts hatten, was sie ihm

sie ihm zu: Georg, mein Bruder! stehe auf und folge uns.“ — Diese wenigen Worte gaben ihm neues Leben, und indem er sich vollkommen gekräftigt von der Erde erhob, sagte er lächelnd: theure Schwester! mein Gewinn wird jetzt nur um so größer seyn.“ — Das Verhör dauerte nicht lange. Der Kadi schien ein ziemlich sanfter Mann, und sein Herz nicht jedem theilnehmenden Gefühle verschlossen zu seyn. Er redete ihnen anfänglich mit vielen freundlichen Worten zu. Als er sah, daß alles fruchtlos sey, schickte er sie in ihr Gefängniß zurück, und machte seinen Bericht an den Kaliphen, der sie sämmtlich zu enthaupten befahl. Nach einigen Tagen wurden demnach alle wieder vor den Kadi gebracht, und da sie bei ihrem Bekenntniß beharrten, zum Tode verurtheilt. Georg mußte sich jetzt abermals erst die Ehre erkämpfen, den Märtyrertod sterben zu dürfen. Der Kadi nämlich und dessen Beisitzer hatten ihn frei gesprochen, weil er, wie sie sagten, ihren Propheten nicht gelästert hätte. Aber kaum hatte Georg den Grund seiner Freisprechung vernommen, als sein Mund sich sogleich in einen ganzen Strom von Lästerungen ergoß. Er nannte Mohamed einen Sohn des Verderbens, einen Apostel des Satans, und ward nun ohne weiteres den Verurtheilten beigesellt. — Wie zu einem Freudenfest gingen alle sechs Christen nach dem Richtplatz. Durch lebendigen Glauben erleuchtet, durch die zuversichtlichste Hoffnung gestärkt, und das Vorgefühl namenloser Seligkeit erheitert, setzten sie durch ihre, von Freude und nahender Herrlichkeit stralenden Gesichter alles Volk in Erstaunen. Auf der Richtstätte angekommen, ward Felix zuerst aufgerufen. Ihm ward also jetzt die Ehre, den heiligen Reigen anzuführen. Als sein Haupt gefallen war, folgten ihm Georg, dann Liliosa, Aurelius

und Sabigotha. Die Körper der Enthaupteten wurden wie gewöhnlich den Vögeln und Hunden preisgegeben; aber bei herabsinkender Nacht sogleich wieder von den Christen hinweggenommen, und in verschiedenen Kirchen heimlich begraben. Die römische Kirche ehrt das Andenken dieser sechs Märtyrer am sieben und zwanzigsten Julius, als dem Tage ihrer Vollendung.

17. Je mehr die Mohamedaner mit dem Schwerte gegen die Christen wütheten, desto mehr entflammte sich der Eifer der letztern, desto kühner und trotziger forderten sie die Ungläubigen zum Kampfe heraus. Einige aus den Christen gingen sogar in die Moschee, mitten unter das versammelte Volk, fingen dann an ganz laut Jesum Christum zu predigen, und den falschen Propheten und dessen Lehre zu verfluchen. Größtentheils wurden diese auf das grausamste mißhandelt, und zwei Mönche, Namens Roger und Servideo, würden ganz sicher schon in der Moschee von dem Pöbel in Stücken gerissen worden seyn, hätte nicht der gerade anwesende Kadi sie gegen die Volkswuth geschützt, um am folgenden Tage sie wenigstens methodisch sterben zu lassen. Aber allen Christen, die es gewagt hatten, eine Moschee, wie es gewöhnlich in dem Urtheilsspruch hieß, durch ihre Gegenwart zu verunreinigen, wurden, bevor man sie enthauptete, erst noch beide Hände und Füße abgehauen. — Der Raum dieses Buches würde es nicht gestatten, wenn wir von den beinahe zahllosen spanischen Märtyrern auch nur hie und da einige biographische Züge noch liefern wollten. Das Gemeinsame ihres Charakters war bei allen ein lebendig leuchtender Glaube, und ein christlicher, die Welt und ihre Zwingherren weit überwindender Heldensinn. In dem Kerker wie in den

Verhören, und in diesen wie auf dem Richtplatze blieben sie immer sich gleich, und jeder lieferte den sichtbaren Beweis, daß das Evangelium denen, die an dasselbe glauben, stets noch ungleich mehr giebt als es verheißt.

18. Indessen fühlten Mohameds Schüler und Jünger es immer schmerzhafter, wie sehr sie täglich durch den mehr als menschlichen Heldenmuth der Christen beschämt würden, und welche erbärmliche Figur ihr Islam gegen die, alle ihre Bekenner so sehr begeisternde Lehre Jesu mache. Jenes (das Islam) konnte blos durch seine sinnlichen Lockungen auf einige Augenblicke blenden, betäuben und berauschen. Aber die Lehre der Christen gab hohe Begeisterung, erhob den Menschen über alle Schwächen seiner Natur, und gab Kraft, die Welt und ihre Herrlichkeit, wie den Tod und seine Schrecken zu verachten. Der Kaliph selbst befürchtete endlich von dem heldenmäßigen Betragen der Christen einen, dem Mohamedanismus nachtheiligen Einfluß auf das Volk. *) — Recafred, ein spanischer Bischof, aber allem Anschein nach noch ungleich lauer, als jener von Laodicea, hatte längst schon gegen die spanischen Märtyrer geeifert, ihr Betragen in harten Ausdrücken gerüget, demnach auch ihnen die Ehre der Märtyrer zu erzeigen, förmlich verboten. Wie es scheint, ward der Kaliph Abder-Rhaman II. davon in Kenntniß gesetzt. Er ließ also jetzt sämmtliche in seinem Reiche wohnenden Metropolitanbischöfe vor sich kommen, und be-

*) Wirklich waren auch nach dem Zeugniß des heiligen Eulogius schon mehrere Muselmänner Christen geworden, und dasselbe zu thun hielt eine, noch weit größere Anzahl blos die Furcht zurück.

fahl ihnen, die Christen eines bessern zu belehren, ihnen wenigstens auf das strengste zu verbieten, den großen Propheten und dessen Lehre öffentlich zu schmähen. Zu diesem Ende sollten sie sich ungesäumt zu einem Concilium versammeln. Des Kaliphen Befehl mußte befolgt werden. Das Concilium hatte statt; aber der Beschluß der versammelten Väter war in so umwundenen, verschiedener Deutung und Erklärung fähigen Ausdrücken abgefaßt, daß zwar auf der einen Seite der Wunsch des Kaliphen erfüllt, jedoch andern Seits auch weder der Eifer noch der Muth der Christen nur im mindesten gedämpft oder niedergebeugt ward. *) Das glühende Verlangen der begeisternden Anbeter Jesu blieb also dasselbe, daher auch die Christenverfolgung in ihrer ganzen Heftigkeit noch mehrere Jahre fortdauerte. **)

---

*) Sehr laut, und in nichts weniger als sehr gewählten Ausdrücken tadelte der heilige Eulogius dieses, von dem Verdacht der Feigheit nicht völlig freie Betragen der Bischöfe, und den dadurch veranlaßten Doppelsinn sogar eines conciliarischen Beschlusses.

**) Das Betragen der spanischen Märtyrer scheint, man kann es nicht läugnen, mit der alten Kirchendisciplin in auffallendem Widerspruch zu stehen. Die Kirche von Smyrna, in ihrem Berichte über das Martyrthum des heiligen Polykarpus, sagt deutlich: „Wir loben nicht jene, welche von selbst und unaufgefodert sich zum Märtyrertod darstellen." — Dasselbe sagt auch der heilige Cyprianus, als er vor dem Proconsul von Afrika stand, und in seinem letzten Briefe an die Gläubigen verbietet er diesen, unaufgefordert und aus freien Stücken vor den Heiden ein Bekenntniß ihres Glaubens abzulegen. Auch einen Beschluß des Conciliums von Elvira pflegt man in Beziehung auf die vorliegende Frage ebenfalls anzuführen. Dieses Concilium verbot, denjenigen in die Zahl der

Märtyrer zu setzen, welcher unberufen ein Götzenbild auf öffentlichem Platz gestürzt hätte, und dann unmittelbar gleich nach der That von den Götzendienern wäre getödtet worden. Unsers Erachtens kann dieses Verbot auf das Betragen wie auf die Lage der spanischen Märtyrer gar nicht angewendet werden. Es ist offenbar etwas anders, in einer vorübergehenden, oft gar keine Ueberlegung mehr zulassenden, frommen Aufwallung ein Götzenbild öffentlich zu zertrümmern, mithin dabei sogleich erschlagen zu werden, und wieder etwas ganz anderes, erst nach sehr ernster, in anhaltendem Gebete gleichsam mit Gott selbst gehaltener Berathung, und lange gereiftem Entschluß, beim Anblick schauerlicher Marterwerkzeuge, und der schreckenden Zurüstungen zu einem gewaltsamen Tod, dennoch kühn und freudig den Namen Jesu vor Ungläubigen zu bekennen. Indessen dürfen uns jetzt über diese Frage keine Zweifel mehr beunruhigen; denn unsere heilige Kirche hat ja darüber entschieden, jene christliche Helden Spaniens den heiligen Blutzeugen beigezählt, und in die Zahl hochbegnadigter Freunde Gottes aufgenommen. — Uebrigens glauben wir uns hierüber noch folgende kleine Bemerkung erlauben zu müssen. Es ist nämlich eine, auf die Geschichte unserer heiligen Kirche und besonders der aus ihr hervorgegangenen großen und heiligen Naturen gegründete Wahrheit, daß alles, in dem Heiligthum des Gemüthes erzeugte und darin immer mehr genährte Göttliche nach und nach auch in immer lebendigere Gestalten hervortritt; endlich gleichsam gewaltsam aus einer, von Liebe zu Gott erglühten Brust hervorbricht; aber dann auch den Menschen zu seiner höchsten und erhabensten Würde erhebt, welche offenbar in nichts anderm bestehen kann, als gerade in jenem, die Welt, ihre Herrlichkeit wie ihre Schrecken verachtenden, dabei sich selbst völlig verläugnenden, daher auch sich selbst freiwillig und gerne zum Opfer bringenden, christlichen Heroismus. Auch die Tiefen des menschlichen Herzens sind oft unerforschlich; und gewiß liegt Manches darin verborgen, was oft der bloße Verstandestheolog mit aller seiner, auch noch so gründlichen Gelehrsam-

keit nicht erforscht, daher nicht anerkennt, und verwirft, und das doch dem, bisweilen ganz einfältigen, aber demüthigen, und durch lebendig flammenden Glauben erleuchteten, wahrhaft religiösen Auge sich von selbst aufschließt.

19. Aus der zahlreichen Schaar heiliger Märrer, die noch eine ziemlich lange Reihe von Jahn hindurch mit ihrem Blut für die Göttlichkeit r Lehre Jesu zeugten, wollen wir hier jetzt nur n der heiligen Columba eine kurze Erwähnung ch machen. Sie war die jüngste Schwester des tes und der Aebtissin von Tabane. Von der atur mit hohen Gaben des Geistes wie des Herıs geschmückt, verband sie mit einer ungemeinen, nern Seelenschöne eine nicht minder bezaubernde ohlgestalt des Körpers. Ihr zartes Gefühl für es Göttliche und Erhabene, und ihre ungewöhnje Empfänglichkeit für dessen leisesten Berührunn, ließen schon frühzeitig ahnen, welche Richtung ist ihr Geist nehmen werde. Den Vater hatte verloren, bevor sie ihn noch kannte. Ihre erste ziehung leitete demnach die Mutter. Diese, obich eine Christin, und im ganzen genommen tallos in ihrem Wandel, liebte dennoch nicht weg alle erlaubten Vergnügungen des Lebens. Gleich ugvögeln umschwärmte daher eine ganze Schaar n Weltfreuden Columbas früheste Jugend, und reifern Jahren gelangt, sah sie sich von einer ht mindern zahlreichen Schaar von Anbetern umben. Cordovas edelste und reichste Jünglinge warben sich um die Hand der reizenden, lieblin Jungfrau. Aber schon als Kind war diese, ne Wissen der Mutter Braut geworden, und wer die Lockungen der heitersten Zukunft in Reichım und Ueberfluß, noch die Bitten und Klagen

ihrer Mutter vermochten Columbas Treue gegen ihren himmlischen Bräutigam zu erschüttern. In jungfräulichen Schleier gehüllt, hätte sie jetzt schon gerne hinter einsamen Klostermauern ihre Jugend wie ihr ganzes Leben Gott geweihet. Aber ohne jene, welcher Columba das Leben zu danken hatte, tief zu betrüben, und deren mütterliches Herz schmerzhaft zu verwunden, konnte sie, so lange diese lebte, ihr gottseliges Vorhaben nicht ausführen. So bald aber die Mutter todt war, und sie der theuern Verstorbenen die letzten Beweise kindlicher Liebe und Ehrfurcht gegeben hatte, ward auch der sehnlichste Wunsch ihres Herzens erfüllt, und Columba, die längst sich selbst verlassen hatte, verließ nun auch alles übrige, und ging unter der Leitung ihres, der Wege Gottes so sehr erfahrenen Bruders, nämlich des Abtes Martin, in das Kloster von Tabane.

20. Hier ward Columba bald das unerreichbare Muster aller Klosterfrauen. Um dem Gebete desto länger und ungestörter obliegen zu können, ward ihr eine besondere Zelle verstattet. Hier eingeschlossen, durchwachte sie oft ganze Nächte im Gebete, und vor ihrem Crucifix auf den Knieen liegend, war sie dann, selbst nach dem Zeugniß des Abts, das treueste und sprechendste Bild einer vollendeten betenden Heiligen. Unschuld, Andacht und Heiligkeit waren, im Lichte einer alles verklärenden Begeisterung, über alle Züge ihres himmlischen Gesichtes verbreitet, und ihr Geist, theils im Gebete, theils in Betrachtungen der unendlichen erbarmenden Liebe Gottes versenkt, schien bisweilen jetzt schon seiner irdischen Hülle entrückt. Aber nun kamen die Muselmänner auch nach Tabane. Längst schon war ihren verblendeten Augen dieser stille Auf-

haltsort eifriger Christen ein brennnender Dorn.
Mohamed, Abd-er-Rhamans II. Sohn und
chfolger, alle, seit der Eroberung Spaniens
rch die Saracenen, von den Christen erbauten
rchen und gestifteten Klöster niederzureißen befohlen
te, so wurden nun auch die beiden Klöster von
bane zerstört, und deren fromme Bewohner ver-
t. Zum Glück hatten die Klosterfrauen eine in
rdova, nahe bei der Kirche des heiligen Cypri-
s gelegene, sehr geräumige Wohnung. Dahin
gab sich nun die ganze weibliche Gemeinde. Das
us ward in ein Kloster verwandelt; und ob-
ich jetzt mitten in eine volkreiche, geräuschvolle
tadt versetzt, lebten dennoch die gottgeweiheten
auen und Jungfrauen auch hier in der nämli-
n Abgeschiedenheit von der Welt, wie früher in
er, ihnen ewig theuren, menschenleeren Einöde
n Tabane.

21. Diese Ortsveränderung, wie peinlich sie
ch für die eingeschüchterten zagenden Nonnen war,
tte nicht den mindesten Einfluß auf Columbas
fer, und ihre sichtbar zunehmende Vervollkomm-
ng. Mit jedem Tage erhob sie sich auf immer
htvollere Höhen des Glaubens und der Religion.
ald ward sie sogar göttlicher Offenbarungen ge-
ürdiget, und endlich vernahm sie eine innere, ihr
utlich sagende Stimme, daß sie, die ihrem gött-
hen Bräutigam alles aufgeopfert habe, nun auch
rufen sey, Ihm ihr Leben zum Opfer zu brin-
n. Mit erhöhter Inbrunst flehte jetzt Columba
Gott, sie vor Täuschung zu schützen; nicht vor
n Menschen suche sie Ehre, aber ihre höchste
onne sey Erfüllung seines heiligsten Willens; die-
n möchte er also ihr kund geben. Nach, mehrere
age fortgesetztem Gebete endlich von der Wahrheit

und Göttlichkeit jenes innern Rufes überzeugt, verließ sie eines Morgens sehr frühe ihr Kloster, und ging gerade zu dem Kadi, nachdem sie erst auf der Straße sich nach dessen Wohnung bei den Leuten hatte erkundigen müssen. — Mit der rührenden Beredsamkeit unverfälschter, warmer Theilnahme an dem ewigen Seelenheile jedes Menschen, bat nun Columba den Kadi, seinen groben Wahn doch endlich zu verlassen, die schmählichen Banden zu zerreißen, mit denen ein lügenhafter Prophet ihn gefesselt, an dem selbst die Tugend hassenswürdig sey, weil sie bloß die Hehlerin und Mitschuldige seiner Gottlosigkeit wäre. Nur in der Anbetung des allerheiligsten Namens Jesu sey für ihn, wie für alle, die gleich ihm in der Finsterniß wandelten, noch Heil und Rettung zu finden. Der Kadi, geblendet von der himmlischen Schönheit der vor ihm stehenden holden Gestalt, wußte nicht, was er ihr antworten sollte. Noch nie hatte er so viel Anmuth mit hoher weiblicher Würde, noch nie so viel Geist und Seelenadel mit unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit gesehen. Liebe, Wohlwollen, Ehrfurcht und alle sanftere Empfindungen kämpften jetzt in seiner Brust mit den strengen Forderungen seines unerbittlichen Richteramts. Schweigend wählte er endlich einen Mittelweg, und führte Columba in den Palast vor den versammelten Divan.

22. Als Columba in der vollen Blüthe ihrer Schönheit und Jugend vor den im Divan versammelten Großen stand, glaubten auch diese, gleich dem Kadi ein überirdisches Wesen vor sich zu erblicken. Ihre staunenden Augen ruheten bald auf den unnachahmlich schönen Formen von Columbas zartem Körperbau, bald auf den himmlischen Zügen ihres lieblichen Gesichtes, oder auf ihrem see-

lenvollen Blicke, aus dem ihnen der Himmel entgegen zu stralen schien. Aber noch größer ward ihr Erstaunen, als Columba in einer Flammenrede, in die sich die erhabensten und heiligsten Gefühle ergossen, die ganze Fülle ihres, von Oben erleuchteten Geistes entfaltete, mit aller Wärme der Empfindung ihr Glaubensbekenntniß ablegte, und halb bittend halb drohend, die Anwesenden aufforderte, nicht länger mehr die bethörten Sclaven eines eben so stolzen, als in allen Lüsten tief versunkenen, lügenhaften Propheten zu seyn. — Gerne hätte auch der hohe Rath der Muselmänner der holden, wunderschönen Christin das Leben gerettet. In schmeichelnder Rede, und mehr bittend als dräuend, ermahnte man sie also, daß wenn sie auch über den großen Propheten der Moslemin ihre Gedanken nicht ändern wollte, sie diese doch wenigstens für die Zukunft nicht mehr lautbar sollte werden lassen. Aber nur noch feuriger und kühner sprach jetzt Columba, und die Glut, die ihre schönen Wangen überzog, vermehrte noch um vieles ihre natürlichen Reitze. Ihr christlich gebildeter, durch das Evangelium erleuchteter Verstand, ward jetzt der klare Spiegel ihres schönen Gemüthes, und die Sprache vermochte daher bald nicht mehr, ihr Worte und Ausdrücke zu bieten, durch die sie ihren ganzen Abscheu gegen den falschen Propheten hätte kund geben können. Schweigend, und mit zur Erde gesenktem Blicke saßen alle Mitglieder des Divans. Aber dumpfes Vorurtheil und anererbter Fanatismus siegten endlich über jedes, in ihrer Brust sich regende sanftere Gefühl. Columba ward zum Tode verurtheilt, jedoch aus Schonung nicht nach dem gemeinen Richtplatz geführt, sondern innerhalb der Thore des Palastes enthauptet. Bevor die Engelreine ihren schuldlosen, lilienweißen Nacken dem Schwert des Henkers darbot,

machte sie demselben ein sehr kostbares, zu diesem Zwecke vorsätzlich mitgebrachtes Geschenk. Der tiefe Eindruck, den diese hohe weibliche Gestalt, diese heilige Natur auf alle, im Divan versammelten Räthe gemacht hatte, gab sich jetzt auch dadurch kund, daß die Leiche der holden Märtyrin nicht, nach der Muselmänner bisherigen wilden Sitte, nackt an einen Pfahl aufgehangen, oder den Hunden und Raubvögeln preisgegeben ward. In demselben Gewand, in welches Columba gekleidet war, ward auch ihr entseelter Körper in einen Korb gelegt, dieser mit einem leinenen Tuch zugedeckt, mit Steinen beschwert, und dann in den Fluß gesenkt. Aber das Wasser spülte die heilige Reliquie bald wieder aus. Völlig unversehrt ward dieselbe nach sechs Tagen von einigen Christen gefunden, zu dem heiligen Eulogius gebracht, und von diesem, in der nach der heiligen Eulalia benannten Kirche in geheim begraben.

23. Der Kaliph und dessen Räthe sahen endlich ein, daß, wenn sie noch länger mit dem Schwert gegen die Christen zu wüthen fortfahren wollten, sie bald gerade den redlichsten, aufgeklärtesten und industriösesten Theil ihrer Unterthanen vertilgt haben würden. Die blutige Verfolgung ließ also nach, und der heilige Eulogius war der letzte, der als Märtyrer christlicher Wahrheit fiel. Viele Jahre hindurch hatte er die gefangenen Christen in den Gefängnissen besucht, sie getröstet, gestärkt, zum Märtyrthum ermuntert, auch so oft er nur konnte, deren Leichen begraben. Es war billig, daß er der glänzenden Schaar von heiligen Blutzeugen, die er gleichsam vor sich her zum Himmel gesandt hatte, nun ebenfalls folge. Die Araber schätzten Künste und Wissenschaften, und Eulogius stand daher, so-

wohl seiner Gelehrsamkeit, als auch seiner hohen Würde und seines tadellosen Wandels wegen bei ihnen in großer Achtung. Aus diesem Grunde führte ihn der Kadi ebenfalls vor den Divan. Ein einziges zweideutiges, einer doppelten Erklärung fähiges Wort hätte sein Leben retten können; aber er verschmähete einen Rath, dessen Befolgung ihm sein zartes Gewissen untersagte. Vor dem versammelten Divan fing er sogar an, den Gekreuzigten zu predigen, daher auch die Richter um so mehr eilten, ihm das Urtheil zu sprechen. Als er zum Tode geführt ward, begegnete er des Kaliphen erstem Eunuchen, der ihm im Vorübergehen einen sehr derben Backenstreich gab. Eulogius stand sogleich stille, und reichte auch seine andere Wange dar, auf welche der Unmensch nun wirklich ihm einen noch ungleich derbern Schlag versetzte. Ein Jahr vor seinem Tode, nämlich in dem Jahre 858 war Eulogius auf den erzbischöflichen Stuhl von Toledo erhoben worden.

24. Nicht die Verfolgung der Christen, nur die blutige Verfolgung derselben hörte bald nach dem Tode des heiligen Eulogius auf. Nicht nur, daß die Christen jetzt mit ganz unverhältnißmäßigen, oft gar nicht zu erschwingenden Steuern und Abgaben belastet wurden; man suchte auch auf alle Weise sie in den abjectesten Zustand der tiefsten und schmachvollsten Erniedrigung herabzudrücken. Diese Art von Verfolgung ward für die spanische Christenheit unter der Herrschaft der Mohamedaner weit verderblicher, als die blutigste Verfolgung es je hätte werden können. Manche, die vielleicht dem Tode getrotzt, und selbst auf dem Richtplatz noch ein freudiges Bekenntniß würden abgelegt haben,

fielen jetzt von dem Christenthum ab. *) Mit jedem Jahre nahm der Abfall zu; daher man auch von jetzt an, von der alten spanischen Kirche aus dieser ganzen Periode kein einziges Document besitzt. **) Aber in eben dieser Periode, wie wir in der Folge sehen werden, fängt auch das spanische Kaliphat an immer tiefer und tiefer zu sinken. Die Ommaijaden werden vom Throne vertrieben. Sämmtliche Statthalter machen sich unabhängig, und das nunmehr in mehrere kleinere Staaten zerstückte sarazenische Spanien wird nun um so leichter eine Beute der Könige des christlichen Spaniens. Indessen waren Christenthum und Priesterthum in allen diesen kleinen, durch jene Theilung entstandenen spanisch-arabischen Reichen, in Cordova, Toledo, Valencia, Grenada, Sevilla nach und nach, schon in der Hälfte des eilften Jahrhunderts, so sehr erloschen, daß, als endlich gegen das Ende eben dieser Periode, Sevilla von dem castilianischen Könige, Ferdinand III. erobert ward, man in der ganzen sehr volkreichen Stadt auch nicht einen einzigen christlichen Bewohner mehr fand.

---

*) Aber eben dadurch bewiesen auch diese, daß sie selbst zur Zeit blutiger Verfolgung der Märtyrerkrone nicht würdig gewesen wären. „Nicht der“ sagte der erleuchtete Thomas von Kempis, „verdient ein Liebender genannt zu werden, der den Geliebten nicht alles zum Opfer zu bringen bereit ist.

**) Die letzte, aus jener Zeit auf uns gekommene Urkunde ist des heiligen Eulogius, bald nach dessen Tode, von seinem Freunde, dem Doctor Alvaro verfertigte Lebensbeschreibung.

XVI.

1. Pontificat Hadrians II. — Gleich
ich dem Tode Nicolaus' I. ward Hadrian einstim-
ig von der römischen Clerisei, dem Volke und
m Senat, jedoch ohne Zuziehung der kaiserlichen
esandten, zum Pabste gewählt. Er war ein ge-
rner Römer, und gehörte einer Familie an, welche
r Kirche zwei Päbste, nämlich Stephan VI. und
ergius II. gegeben hatte. Schon zweimal war er
bst mit einer großen Mehrheit der Stimmen zum
abste gewählt worden; das erstemal nach dem Tode
o IV. und nachher abermal nach dem Ableben
enedikts III. Aber diese höchste Würde mehr fürch-
nd, als sie suchend, hatte Hadrian sich jedesmal
ser eben so schweren als heiligen Bürde zu ent-
hen gewußt. Diesmal waren jedoch alle seine
itten und Einwendungen fruchtlos. Die Römer,
tröstlich über den Verlust ihres großen Pabstes
icolaus, den sie mit Recht Gregor dem Großen
die Seite setzten, wollten durch die Wahl eines
fflichen Nachfolgers sich so viel wie möglich ent-
ädigen. Alle Stimmen vereinigten sich also in
Wahl Hadrians II. Aus der Kirche Maria
aggiore, wo er verborgen zu bleiben glaubte,
rd er mit Gewalt herausgezogen, und unter dem
uten Jubel der ganzen Stadt nach dem Lateran
führt. Mit Ungestüm begehrte das Volk, daß
gleich am andern Tage consecrirt werden sollte.
drian suchte es jedoch zu beruhigen. Man war-
also die Antwort des Kaisers ab, der in Rück-
t auf die hohen Tugenden des Neugewählten,
Wahl mit der größten Bereitwilligkeit geneh-
gte.

2. Des neuen Pabstes feierliche Weihe hatte am 14 Dec., mithin ungefähr vier Wochen nach dem Tode Nicolaus I. statt. Hadrian zählte fünf und siebenzig Jahre, als er jetzt den Stuhl des heiligen Petrus bestieg. Beinahe beispiellos war der Zulauf des Volkes bei der hohen Messe, welche er an seinem Consecrationstage las. Jeder wollte aus seinen Händen die heilige Eucharistie empfangen. Die Feier des Tages ward jedoch bald eben so unerwartet, als schrecklich gestört. Lambert, Herzog von Spoleto, war in feindlicher Absicht gegen Rom gezogen. Er überfiel jetzt plötzlich die Stadt, und überließ sie der Plünderung seiner Soldaten. Die größten Ausschweifungen wurden begangen, die Vornehmen und Reichen gezwungen, durch große Summen sich von der Plünderung loszukaufen, weder der Kirchen noch Klöster geschont, viele der edelsten Jungfrauen gewaltsam entführt, und der Jubel der Römer am Morgen des Tages verwandelte sich am Abend desselben in Klag- und Angstgeschrei. In seinem gerechten Unwillen schleuderte der Pabst sogleich den Bannstrahl der Kirche gegen Lambert, und noch fünf andere Großen, welche zu demselben Frevel sich mit ihm verbunden hatten. Nicht eher sollten sie in die Gemeinschaft der Kirche wieder aufgenommen werden, als bis sie das Geraubte zurückgegeben hätten. Leider hatte diese furchtbare Kirchenstrafe nur bei zwei die gehoffte Wirkung. Diese allein erstatteten, was sie geraubt hatten, und kehrten dann in den Schooß der Kirche zurück. Lambert und den drei andern war die gewonnene Beute kostbarer, als der Friede mit Gott und das Heil ihrer Seelen. — Nicht minder zürnte dem Herzog auch der Kaiser. Mit einem Theile seines Heeres rückte er gegen Spoleto. Aber Lambert, den Zorn des Kaisers fürchtend, entwich nach Be-

nevent, worauf Ludwig ihn des Herzogthums entsetzte, und seine fernere Bestrafung sich einstweilen noch vorbehielt. Man weiß nicht, was den Herzog Lambert zu dieser unerhörten Gewaltthat veranlaßte; wahrscheinlich war es blos Raubluſt, was ihn dazu vermochte. Indessen mag dieser räuberische, mitten im Frieden, ohne alle Veranlassung gewagte Ueberfall der ersten Stadt der Christenheit, und zwar gerade während der Feier eines, für die ganze, über den Erdkreis verbreitete Kirche so freudevollen Ereignisses, uns einen so ziemlich anschaulichen Begriff geben von der Wildheit und Gesetzlosigkeit jener Zeit, so wie von den immer frecher und unerträglicher werdenden Anmaßungen der Großen, die doch Kaiser Ludwig II. mehr, als irgend einer der Prinzen des carolingischen Hauses, niederzudrücken, und einigermaßen in Schranken zu halten verstand.

3. Da Hadrian an seinem Consecrationstage verschiedene, von Nicolaus Excommunicirte, wie z. B. den Erzbischof Theutgod von Trier, den Zacharias von Anagnia ꝛc., wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen, und die heilige Communion ihnen gereicht hatte, so entstand sogleich das Gerücht, der neue Pabst misbillige die allzugroße Strenge seines Vorfahren, werde daher viele von dessen Verordnungen zurücknehmen, und überhaupt ganz andern Grundsätzen in seinem kirchlichen wie weltlichen Regimente folgen. Da gerade dies die Feinde des großen Verstorbenen von ganzem Herzen wünschten, so verbreitete sich dieses eben so grundlose als dem heiligen Vater unangenehme Gerücht, mit unglaublicher Schnelligkeit in allen Reichen des christlichen Abendlandes. Von allen Metropoliten Frankreichs erhielt der Pabst demnach Briefe,

in welchen man ihn dringend bat, das Andenken seines Vorfahrers zu ehren, nichts zu unternehmen, was auf die Regierung desselben den mindesten Schatten werfen könnte. Noch größern Glauben schenkte man dieser Verläumdung in Rom selbst. Mehrere anwesende abendländische wie morgenländische Bischöfe, alle in Rom sich aufhaltende orientalische Mönche, und unter diesen auch einige Abgeordneten der Patriarchalkirchen des Orients trennten sich sogar in Geheim von der Kirchengemeinschaft des Pabstes. Als Hadrian dieses, so viele Gemüther beunruhigende Gerücht erfuhr, war er sogleich auf Mittel bedacht, seinen wahren Gesinnungen und seiner großen Verehrung gegen Nicolaus die möglichst größte Publicität zu verschaffen. Zu diesem Ende gab er ein großes Mahl, wozu er alle orientalische Prälaten und Mönche, so wie auch abenländische Bischöfe, und sämmtliche in Rom anwesende fremde Gesandten einlud. Seinen Gästen reichte Hadrian selbst das Wasser zum waschen; speißte auch, was noch kein Pabst gethan hatte, mit ihnen an derselben Tafel. Während des Mahles wurden geistliche Lieder, von Saitenspiel begleitet, gesungen. Als man von der Tafel aufgestanden war, warf sich der Pabst vor der ganzen Versammlung auf die Erde: „betet“ sprach er, „geliebte Brüder in Christo! für die katholische „Kirche, für unsern geliebten Sohn, den Kaiser Ludwig, „und endlich fur mich selbst, daß Gott mir Kraft „verleihen möge, seine, mir anvertraute Kirche „nach seinem allerheiligsten Wohlgefallen zu regieren.“ — Voll Bewunderung einer solchen Demuth von Seiten des heiligen Vaters, erwiederten sogleich Alle, daß nicht er ihrer Fürbitte, sondern vielmehr sie der seinigen bedürften. „Da aber,“ fuhr jetzt der Pabst fort, „das Gebet für jene, welche Gott nach „einem tugendhaften und heiligen Leben zu sich ge-

„rufen, eigentlich eine Danksagung gegen den Ewi„gen ist; so danket jetzt Gott, daß mein, mir un„vergeßlicher Vater und Herr, der heilige und recht„gläubige Pabst Nicolaus, der Kirche von ihm zum „Oberhaupt war gegeben worden.“ — Frohes Erstaunen über diese ganz unerwartete Erklärung fesselte auf einige Augenblicke alle Zungen. Aber bald offenbarten sich die geheimen Gedanken und Gesinnungen aller Anwesenden. Wie mit einer Stimme riefen sie sämmtlich: „Ehre, Preis und Dank dem „Allmächtigen, der seiner Kirche einen so trefflichen, „das Andenken seines Vorfahrers so sehr ehrenden „Oberhirt gegeben hat. Für immer müße der Neid „jetzt verstummen; alle falschen Gerüchte müßen auf„hören. Segen und langes Leben Hadrian, un„serm Herrn, dem von Gott gesetzten obersten Prie„ster und allgemeinen Pabst! (papae universali.) Dreimal ward dieser Ruf jubelnd wiederholt. — Eben so leicht war es dem Pabste, auch den fränkischen Bischöfen ihre ungegründeten Besorgnisse zu benehmen. Er befahl ihnen den Namen seines Vorfahrers in den Dyptichen ihrer Kirche einzutragen, und ermahnte sie, sorgfältig darüber zu wachen, daß keine von den Verordnungen des verstorbenen Pabstes nur im mindesten entkräftet würde; eben so strenge wie seine eigenen werde er dieselben aufrecht zu erhalten suchen. Uebrigens, fügt jedoch Hadrian noch hinzu, werde ihn alles dieses nicht hindern, jetzt da mehr Milde und Nachsicht eintreten zu lassen, wo blos imperiöse Zeitumstände unter dem Pabste Nicolaus eine weit größere Strenge nothwendig gemacht hätten.

4. Der päbstliche Thron war für Hadrian nichts weniger, als ein Sitz der Ruhe und stillen Friedens. Selbst traurige Familienverhältnisse trüb-

ten seine Tage, und nicht lange nach seiner Erhebung, ward sein so sanftes zartfühlendes Herz durch ein vielleicht noch nie erhörtes, schauerliches Ereigniß auf das schmerzhafteste verwundet. Bevor Hadrian in den geistlichen Stand trat, war er mit einer vornehmen römischen Matrone, Namens Stephanie vermählt, und hatte in dieser Ehe eine Tochter gezeugt. Als er den päbstlichen Thron bestieg, lebte noch die Mutter, und die Tochter ward bald darauf einem edeln, sehr tugendhaften Römer versprochen, und mit demselben verlobet. Dieser hatte jedoch, ohne es vielleicht zu wissen, einen Nebenbuhler an einem gewissen Eleutherius, der in Geheim ebenfalls um die Hand des Mädchens sich bewarb, deren Herz durch allerlei Verläumdungen gegen ihren künftigen Gemahl zu bethören wußte, sie endlich entführte, und schon im Begriffe stand, gegen den Willen des Vaters, sich mit ihr zu vermählen, als der Pabst noch zu rechter Zeit den Aufenthalt desselben entdeckte, und über ein solches Bubenstück mit Recht auf das höchste aufgebracht, Befehl gab, seine Tochter aus den Händen ihres Entführers zu befreien, und wieder zu ihrer Mutter zurückzuführen. Darüber entflammte nun Eleutherius in einen solchen Zorn, daß er gewaltsam in Stephaniens Wohnung einbrach, und in seiner teuflischen Wuth Mutter und Tochter grausam ermordete. Nach vollbrachter That wollte der Mörder entfliehen, ward aber ergriffen, und in ein Gefängniß geworfen. In einer, seine Person und seine Familie so unmittelbar und so schmerzhaft berührenden Angelegenheit wollte Hadrian nicht selbst Richter seyn. Er schrieb also an den Kaiser, ihn bittend, einige seiner Richter nach Rom zu schicken, um den von Eleutherius begangenen blutigen Frevel zu untersuchen, und den Verbrecher nach den

)esetzen zu bestrafen. Dies geschah. Eleutherius
ıard von den kaiserlichen Sendboten zum Tode
erurtheilt, und dem gefällten Urtheile zufolge auch
ɩgleich hingerichtet. *) Es ergab sich aus der Un=
:rsuchung, daß der Bruder des Eleutherius, der=
:lbe Cardinal=Priester Anastasius, welcher wegen
:iner pflichtwidrigen Aufführung schon von dem
)abst Leo IV. im Jahre 853, seiner Würde war
ıtsetzt, aber von Hadrian, gleich in den er=
:en Tagen seines Pontificats, wieder zu Gnaden
ufgenommen, und in alle seine vorigen Aemter
ingesetzt worden, der Genosse des Verbrechens sei=
es Bruders war, diesen auch zum Mord der bei=
en Matronen vorzüglich gereizt hatte. Da Ana=
:asius gleich einsah, welchen Ausgang der Prozeß

*) Es ist nicht zu begreifen, wie selbst katholische Ge=
lehrten, — den Protestanten ist es zu verzeihen, —
sich ein eigenes Vergnügen daraus machen können,
die Päbste jener Zeit zu Leudes, zu kleinen, blos die nie=
dere Gerichtsbarkeit besitzenden Vasallen des Kaisers her=
abzuwürdigen, und sie ungefähr in das nämliche Verhält=
niß zu setzen, in welchem die Patriarchen von Con=
stantinopel zu den byzantinischen Kaisern standen.
Weil Hadrian II. sich von dem Kaiser Richter erbat,
die dem Eleutherius das Urtheil sprechen sollten, fin=
det auch Pagi hierin einen Beweis von der kaiserlichen
Oberherrschaft über Rom. Der scharfsinnige
Kritiker hätte sich doch erinnern können, daß Leo III.,
als gegen das Ende seines Pontificats mehrere vor=
nehme Römer abermals gegen sein Leben eine Ver=
schwörung angezettelt hatten, die Urheber derselben,
ohne den Kaiser darum zu befragen, beim Kopf neh=
men, vor Gericht stellen, und dann der Gerechtigkeit,
welche die Köpfe der Staatsverbrecher verlangte, ohne
weiteres ihren Lauf ließ. — Uebrigens wäre es in
dem gegenwärtigen Falle auch möglich, daß Eleuthe=
rius vielleicht zu des Kaisers Leuten gehörte, deren
es selbst unter den vornehmen Römern, wie es aus
Urkunden erhellt, mehrere gab, und über die nun frei=
lich die Gerichtsbarkeit dem Kaiser allein zustand.

Hinsicht unstreitig das wichtigste Ereigniß *) während seines Pontifikats, das übrigens nur eine Dauer von fünf Jahren hatte. **) Hadrian II. starb im November des Jahres 872, und hatte Johann VIII. zum Nachfolger.

6. Eine ganz ungewöhnliche Sanftmuth und Herzensgüte waren die vorherrschenden Züge in dem durchaus edeln, liebenswürdigen Charakter dieses Pabstes. Aber mit aller Weichheit seines Herzens, wie mit seiner großen unverstellten Demuth, wovon wir hier oben schon ein Beispiel gesehen haben, verband er doch stets eine unerschütterliche Festigkeit, sobald es darauf ankam, das Ansehen des apostolischen Stuhles zu behaupten. Beweise davon enthalten seine sieben und dreißig, in verschiedenen Angelegenheiten der Kirche, von ihm geschriebenen und auf uns gekommenen Briefe. Man findet sie in der Sammlung des Labbäus (Tom. VIII. concilior.) — Eben so sehr wird auch seine Milde gegen Arme und Nothleidende gerühmt, unter die er, auch bevor er Pabst ward, stets reichliche Almosen vertheilte. Zwar thaten und thun auch jetzt noch viele andere dasselbe. Aber Hadrian that es mit einer ganz besondern, seinem warmen Herzen eigenen Empfindung theilnehmender Liebe. Er versetzte sich ganz in die Lage dieser guten Leute, betrachtete sie, nicht blos den Worten sondern auch

*) Hievon wird sogleich etwas weiter unten hier die Rede seyn.

**) An diesen fünf Jahren fehlten jedoch ein paar Wochen. Eigentlich hatte Hadrian II. vier Jahre, eilf Monate und zwölf Tage die Kirche des Sohnes Gottes regiert.

der That nach, als die kostbarsten Glieder des Leibes Jesu, fühlte daher ihre Leiden wie die seinigen, und freuete sich mit kindlicher Freude ob der kleinen Gaben, die er ihnen reichen konnte. Einst erhielt er nebst noch mehrern andern Priestern von dem Pabste Sergius II. Geld, um es unter den Armen auszutheilen. Die Summe, welche Hadrian erhalten, belief sich ungefähr auf vierzig Denaren. *) Aber der Armen stellten sich jetzt so viele ihm vor, daß, wenn er auch jedem nur Weniges, dennoch nicht allen Etwas geben konnte. Tief schmerzte ihn dieses, und Thränen, von wahrer Liebe entlockt, glänzten in seinem Auge. Aber von welchem freudigen Erstaunen ward er ergriffen, als jetzt plötzlich das Geld wunderbarer Weise sich in seiner Hand vermehrte, und zwar so, daß er den Forderungen seines liebenden Herzens nun volles Genüge leisten konnte. An Hadrians sanften Gefühlen gab also Gott selbst sein Wohlgefallen durch ein Wunder zu erkennen. Gott ist die Liebe. Die Liebe ist daher auch der Geist der Religion Jesu, und sie ist es allein, die unsern Werken vor Gott einen Werth giebt. Wer auch sein ganzes Vermögen den Armen gäbe, und hätte die Liebe nicht in sich, dessen Freigebigkeit würde in den Augen Gottes wenig oder gar keinen Werth haben. Da, wie wir so eben sagten, Gott die Liebe ist, so versteht es sich von selbst, daß es auch keine andere wahre Liebe geben kann, als jene, die an der Liebe zu Gott sich entzündet, und von dem Feuer göttlicher Liebe ihre Glut unaufhörlich nährt und erhält. **)

---

*) Ein römischer Denar in jener Zeit mag, nach unserm gegenwärtigen Geldwerth in Deutschland, ungefähr sieben bis acht Kreuzer betragen haben.

**) Vermeintlich verletzte Nationaleitelkeit mag wohl die

Ursache seyn, daß französische, kirchliche Schriftsteller, und unter diesen auch Herr von Vence uns von Hadrian II. ein nichts weniger als ganz treues, dem höchst ehrwürdigen Original vollkommen entsprechendes Bild entwerfen. Hadrian hatte sich in einem Briefe an König Carl II. und in einem andern an die französischen Bischöfe ziemlich scharfer, etwas tief einschneidender Ausdrücke bedient, und so etwas können natürlicher Weise die Herren Franzosen nicht so leicht vergessen. Indessen hatte der Pabst in der Hauptsache vollkommen recht. Hier die Ursache, wie der Gang dieses Conflikts. — Hincmar, Bischof von Laon, ein Neffe des Erzbischofes Hincmar von Rheims hatte wegen eines, für den König wie für seinen Oheim nicht sehr rühmlichen, an den Pabst geschriebenen Briefes, sich die Ungnade des erstern und den Unwillen des Letztern zugezogen. Da er aber selbst in seiner Diöces sich mancherlei Gewaltstreiche erlaubte, nahm man davon Anlaß, ihn vor das in Verbiere versammelte Concilium vorladen zu lassen, um wegen der, gegen ihn erhobenen Klagen und einer dem König persönlich zugefügten Beleidigung sich zu verantworten. Hincmar, der theils in Betracht seiner mächtigen Feinde, theils auch, weil seiner Schuld wohl bewußt, sich keinen guten Ausgang von der Sache versprach, appellirte an den Pabst, den er in einem Schreiben um die Erlaubniß bat, nach Rom kommen und vor dem römischen Stuhle sich vertheidigen zu dürfen. Daß den Bischöfen der Weg der Appellation nach Rom offen steht, dies wird doch niemand in Abrede stellen wollen. In allen Zeiten appellirten Bischöfe nach Rom, und zwar oft sehr heilige und erleuchtete Bischöfe, wie z. B. der h. Athanasius, Chrysosthomus, Flavianus, Ignatius und noch eine Menge anderer, deren Namen, wollten wir sie hier aufführen, eine ganze Litanei ausmachen würden. Der Pabst nahm also die Appellation des Bischofes von Laon an. Aber der König, im Einverständniß mit seinen Bischöfen, erlaubte dem Hincmar durchaus nicht, die Reise nach Rom anzutreten; ließ ihn sogar, obgleich noch andern Unfugs wegen, verhaften, jedoch bald wieder in Freiheit setzen. Der

Pabst, dem ohnehin Hincmar von Laon alles in dem gehässigsten Licht vorgestellt haben mag, auch für jetzt noch von dem ganzen Handel nichts wußte, als daß ein Bischof an den römischen Stuhl appellirt, der König solchen aber mit Gewalt zurückgehalten habe, die Reise nach Rom anzutreten, betrachtete dies Letztere als eine grobe Verletzung seines apostolischen Ansehens. Er erließ demnach an den französischen Monarchen ein Breve, in welchem, man kann es nicht leugnen, manches in etwas mildern Ausdrücken hätte gesagt werden können, obgleich man auch anderer Seits gestehen muß, daß das Betragen des Königs, der einen Bischof, den der Pabst, zufolge der an ihn gelangten Appellation, nach Rom berufen, durchaus nicht dahin reisen lassen wollte, unstreitig eine sehr ernste Rüge von Seiten des römischen Stuhles verdiente. Das päbstliche Breve ward indessen von dem König mit einem, in noch ungleich ungeziemendern Ausdrücken abgefaßten Schreiben beantwortet. Natürlicher Weise wurden dadurch auch die Gemüther gegen den Bischof von Laon noch mehr erbittert, und da dieser in der That sehr unruhige Kopf weder mit dem König, noch mit dem Erzbischofe von Rheims, noch auch mit den, von ihm sehr gekränkten Vasallen der Kirche von Laon sich aussöhnen wollte, welches er doch auf dem Concilium von Douzi, wo der König selbst als Parthie auftrat, sehr leicht hätte thun können; so ward er, jedoch unter Vorbehalt der päbstlichen Ratification, der bischöflichen Würde entsetzt. Von den Verhandlungen dieses Conciliums erstatteten die französischen Bischöfe dem Pabste einen kurz gefaßten Bericht, den heiligen Vater bittend, das von ihnen gegen Hincmar von Laon gefällte Urtheil zu bestätigen. Diese Bestätigung ward jedoch verweigert. Der Pabst bestand darauf, daß der Angeklagte und dessen Ankläger vor ihm in Rom erscheinen sollten; verbot daher den französischen Bischöfen, bevor der römische Stuhl in dieser Sache definitiv würde erkannt haben, für die Kirche von Laon einen andern Bischof zu wählen. Bald darauf starb Hadrian; hätte er noch länger gelebt, so würde er, nach genommener näherer Einsicht, ganz gewiß

diesen Handel so beendigt haben, wie ihn sein Nachfolger Pabst Johann VIII. beendigte, der die Absetzung des Hincmars bestätigte, jedoch nachher auf dem Concilium von Troyes, aus Mitleid mit dem alten, blinden Mann, ihm zwar seine Kirche nicht zurückstellte, aber doch in seine bischöfliche Würde wieder einsetzte, und einen Theil der Einkünfte der bischöflichen Kirche von Laon ihm zu seinem standesmäßigen Unterhalt anwies.

7. Ganz den Grundsätzen seines erlauchten Vorfahrers, des großen Pabstes Nicolaus gemäß, erlaubte auch Hadrian den zum Christenthum bekehrten Slaven in Mähren, ihren Gottesdienst, weil dort niemand lateinisch verstand, in ihrer Landessprache zu halten, jedoch unter der Bedingung, daß bei der heiligen Messe das Evangelium zuerst in lateinischer, und dann erst in slavischer Sprache sollte gelesen werden. — Während seines Pontificats ward auch in Worms jenes Concilium gehalten, welches entschied, daß das Verbrechen der Frauen, die vorsätzlich durch den Gebrauch allerlei Mittel die Leibesfrucht von sich abtreiben, einem Todschlage sollte gleich geachtet werden. Zu andern jedoch gelindern Strafen verurtheilte dasselbe Concilium auch jene Weiber, die, obgleich nicht vorsätzlich, des Nachts schlafend ihre Kinder in ihrem Bette ersticken, oder auch erdrücken. *)

*) Das Concilium erklärte eigentlich nur, daß die Sünde jener Frauen der Sünde des Todschlags gleich zu achten sey, mithin denjenigen, die sich eines solchen Verbrechens schuldig gemacht, auch die nämlichen Kirchenbußen müßten auferlegt werden. Es war demnach von Seiten des Conciliums kein Eingriff in das richterliche Amt der weltlichen Regierung; obgleich diese, die Beschlüsse eines Conciliums ehrend, nun auch auf dieses Verbrechen dieselbe, auf dem Todschlag stehende weltliche Strafe setzte.

XVII.

1. **Achtes allgemeines Concilium oder auch drittes oecumenisches Concilium von Constantinopel.** — Sobald Ignatius auf dem Patriarchenstuhle wieder hergestellt war, machte er den Kaiser darauf aufmerksam, daß, um den von Photius verursachten Scandal völlig zu tilgen, es durchaus eines, von dem Oberhaupt der Kirche angeordneten, oecumenischen Conciliums bedürfe. Basilius, dem es weder an Einsicht noch an Eifer für das Wohl der Kirche fehlte, ging sogleich in die Idee seines Patriarchen ein. Schon in den allerersten Tagen nach dem Antritt seiner Regierung, hatte Basilius einen gewissen Euthymius als Gesandten nach Rom geschickt, um den Pabst von den neuesten, in Constantinopel vorgefallenen Ereignissen, nämlich der Thronbesteigung des Kaisers und der Entfernung des Photius in Kenntniß zu setzen, und durch denselben Euthymius erhielt man nun von diesen für die Kirche so erfreulichen Veränderungen die erste Nachricht in Rom. Basilius wartete die Rückkehr seines Gesandten nicht ab, sondern ordnete auf den Vorschlag des Ignatius sogleich eine neue Gesandtschaft an den Pabst. An der Spitze derselben standen Johannes, Metropolit von Silea in Pamphilien, und der Spatatarius Basilius Pinaces. Da man den Tod des Pabstes Nicolaus und die Erhebung Hadrians II. erst nachher durch den Euthymius, als dieser wieder von Rom zurückgekommen war, in Constantinopel erfuhr, so waren die Briefe des Kaisers und des Patriarchen Ignatius, die man der nun ernannten Gesandtschaft mit gab, noch an den Pabst Nicolaus

gerichtet. Die kaiserlichen Gesandten kamen im Monate September 864 in Rom an. Von vielen Bischöfen und römischen Großen umgeben, empfing sie der Pabst mit ausgezeichneter Feierlichkeit in dem sogenannten, geheimen Saale zu Santa Maria Maggiore. Mit der größten Ehrfurcht näherten sich die Griechen dem heiligen Vater, und überreichten ihm den Brief und die Geschenke des Kaisers, und dann auch das Schreiben des Patriarchen Ignatius. Der Kaiser gab in dem seinigen dem Pabste den Wunsch wegen eines allgemeinen Conciliums zu erkennen, und bat um Nachsicht und Schonung für die schismatischen, von Photius geordneten Bischöfe. Ungefähr von gleichem Inhalt war auch der Brief des Patriarchen; aber merkwürdig ist der Eingang desselben, in welchem Ignatius feierlich die Supremacie des römischen Stuhles über alle Kirchen anerkennt, und daß nur er Macht und Gewalt habe, jedes Uebel der Kirche zu heilen, und in allen Ruhe, Friede und Einigkeit zu erhalten.

2. Nachdem die Gesandten die Briefe überreicht hatten, dankten sie dem römischen Stuhle, die Kirche von Constantinopel gegen ein ärgerliches Schisma geschützt zu haben. Aber, setzten sie hinzu, der Kaiser und der Patriarch fanden, nach der Vertreibung des Photius, in dessen Wohnung ein Buch, voll der größten Lästerungen gegen den Pabst Nicolaus und die römische Kirche. *) Verschlossen unter dem Siegel des Kaisers, legen wir,

*) Nämlich die von Photius selbst geschmiedeten Verhandlungen seines erdichteten, mit beispielloser Frechheit der Welt aufgelogenen, allgemeinen Conciliums, wozu, wie wir schon bemerkt, Gregor Asbesta die Titelkupfer verfertiget hatte.

heiliger Vater! es zu euern Füßen, damit ihr als Oberhaupt der Kirche entscheidet, was mit demselben zu thun sey. Der Pabst erwiederte: er wolle die Schriften durchsehen, um deren Verfasser zum dritten male das Verdammungsurtheil zu sprechen. Der Metropolit von Silen entfernte sich hierauf einen Augenblick, um das Buch herbei zu holen. Als er mit demselben zurück kam, warf er es mit den Worten auf die Erde: „Zu Constantinopel bist du schon verflucht worden, werde nun auch hier in Rom noch einmal verflucht.“ Der Spatatarius, indem er es mit Füßen trat, fügte noch hinzu: „Ich bin überzeugt, daß der böse Geist in diesem Buche wohnt, um durch den Mund des Photius zu sagen, was er selbst auszusprechen nicht einmal waget.“ — Die Gesandten betheuerten dem Pabst, daß die am Ende des Buchs stehende Unterschrift ihres Herrn, des Basilius, so wie die meisten übrigen nichts als von Photius nachgemachte, falsche Handschriften seyen; was jedoch jene des verstorbenen Kaisers Michaël betreffe, so habe sie der Afterpatriarch von demselben des Nachts, als er schon wieder völlig berauscht gewesen, zu erschleichen gewußt. — Sämmtliche, dem Pabst übersandte Schriften des Photius wurden einige Tage nachher von einem Concilium, in Gegenwart der kaiserlichen Gesandten, zum Feuer verurtheilt, Photius auf das neue anathematisirt, und jeder, der eine Abschrift davon nehmen, oder eine solche aufbewahren würde, excommunicirt. — Zu dem, in Constantinopel zu haltenden allgemeinen Concilium, ernannte der Pabst drei Legaten, nämlich Donatus, Bischof von Ostia, Stephanus von Negi und Marinus, einen der sieben Diacone der römischen Kirche, welcher in der Folge auf den päbstlichen Stuhl erhoben ward.

3. Die Legaten ließen ziemlich lange in Constantinopel auf sich warten. Als Basilius erfuhr, daß sie auf dem Wege wären, schickte er ihnen einige Hofbeamte bis nach Thessalonich entgegen. Aber ein noch ungleich glänzender Empfang erwartete sie in Selembria, ungefähr sechzehn Meilen von Constantinopel. Hier empfing sie nämlich der Oberstallmeister an der Spitze des sämmtlichen Personals seines Stabes, begrüßte sie auf das freundlichste im Namen des Kaisers, brachte ihnen vierzig der schönsten Pferde aus den kaiserlichen Ställen, überreichte ihnen von Seite seines Herrn prächtige Geschenke, unter diesen auch ein sehr kostbares, ganz vollständiges silbernes Tafelservice, und stellte ihnen endlich eine, zu ihrer Bedienung angeordnete, ungemein zahlreiche Dienerschaft vor. — Am 24. September des Jahres 869 erblickten die Legaten endlich die hohen Thürme und hervorragenden Paläste von Constantinopel. Bei der, außerhalb der Stadt gelegenen, dem heiligen Johannes dem Evangelisten geweihten Kirche stiegen sie ab, wo sie in dem, an dieselbe anstoßenden Palaste alles zu ihrer Aufnahme in Bereitschaft fanden. Auf den, vom Kaiser ihnen gesandten, mit dem kostbarsten Geschirr geschmückten Pferden hielten sie am folgenden Tag ihren Einzug in Constantinopel. An dem Thor, durch welches sie in die Stadt zogen, wurden sie von dem dort versammelten kaiserlichen Hofe und der gesammten Clerisei von Constantinopel empfangen. Den Zug öffneten jetzt die ersten Beamten des kaiserlichen Hauses mit den, ihnen untergeordneten Beamten in festlicher Kleidung. Auf diese folgte der ganze zahlreiche Clerus in priesterlichem Schmuck. Endlich erschienen die Legaten, umgeben von den Assistenten des Patriarchen, und den vornehmsten Würdeträgern der Kirche von Constanti-

nopel. Den Zug schloß ein zahlloses in unübersehbaren Reihen geordnetes Volk, welches sämmtlich brennende Kerzen in den Händen trug. Die ganze Stadt war in Bewegung; überall herrschte Jubel über die so lange erwartete, und endlich glücklich erfolgte Ankunft der Abgesandten des heiligen Vaters. Als der Zug vor dem Palaste der Kaiserin Irene angekommen war, traten den Legaten abermals zwei kaiserliche Abgeordnete, Männer vom ersten Range, entgegen, begrüßten sie noch einmal im Namen des Kaisers, und wiesen ihnen nun, den auf das kostbarste meublirten Palast zu ihrer Wohnung während ihres Aufenthalts in Constantinopel an.

4. Am zweiten Tage nach ihrer Ankunft wurden die Legaten in den Palast zu dem Kaiser geführt. Zu ihrer Begleitung dahin hatte Basilius eine Abtheilung seiner Leibwache befehliget. Er selbst empfing sie in dem, von Gold schimmernden, großen Audienzsaale. So bald die Legaten eintraten, erhob sich der Kaiser von seinem Throne, nahm selbst ihnen die päbstlichen Briefe ab, und drückte diese mit Liebe und Ehrerbietung an die Lippen. Er umarmte hierauf mit vieler Herzlichkeit die Legaten, erkundigte sich mit Wärme nach der Gesundheit des heiligen Vaters, und richtete noch mehrere andere, theils den römischen Clerus, theils die Stadt Rom betreffende Fragen an die Legaten. „Mit „wahrem apostolischen Eifer“ sagte endlich der Kaiser, „ist schon der höchstselige Pabst Nicolaus der Kirche „von Constantinopel, in welcher der Stolz des Pho„tius eine Spaltung veranlaßte, zu Hülfe geeilet. „Seit seinem Tode harren wir sehnsuchtsvoll, und „mit uns des Orients sämmtliche Patriarchen, Me„tropoliten und Bischöfe, was unsere heilige Mut-

„ter, die römische Kirche verordnen und aussprechen „werde. Beginnt also, ohne länger zu zögern, euer „Werk, verbannt den Geist der Zwiespalt aus unserer Kirche, und macht, daß Friede und Eintracht „sich schwesterlich umarmend, bald wieder in dieselbe einziehen." — Die Legaten erwiederten: sie würden keine Mühe und Arbeit scheuen, um den frommen Wünschen eines eben so großen, als gottseligen, für das Wohl der Kirche so eifrig besorgten Monarchen vollkommen zu entsprechen.

5. In den, von den Legaten an den Kaiser und den Patriarchen mitgebrachten päbstlichen Briefen waren die Forderungen enthalten, welche der heilige Vater an das Concilium machte. Was die schismatischen Bischöfe betraf, für welche der Kaiser den Pabst um Nachsicht und Schonung gebeten hatte; so bemerkte Hadrian, daß das Verbrechen derselben verschiedene Grade habe, mithin auch nach dieser Verschiedenheit beurtheilet werden müße; seine Legaten wären demnach beauftragt, mit Zuziehung des Patriarchen Ignatius darüber zu erkennen. Uebrigens, fügt der Pabst hinzu, sey er gar nicht abgeneigt, die von Photius geweihten Bischöfe und Geistlichen, wenn sie Genugthuung geleistet, anzuerkennen, nur müße Photius auf immer von der bischöflichen Gemeinschaft ausgeschlossen bleiben. Endlich verlangte der Pabst noch, daß sämmtliche Akten des falschen erlogenen Conciliums verbrannt werden, und alle Bischöfe, die von den Legaten mitgebrachte Vereinigungsformel, so wie auch die von dem römischen Stuhle gegen Photius erlassenen Decrete unterschreiben sollten. — In seinem Schreiben an den Ignatius sagt der Pabst, daß er die, von seinem Vorfahrer, dem Pabste Nicolaus in der Sache des Photius wie des Gregors

besta gegebenen Entscheidungen und erlassenen
:rordnungen auch zur Grundlage seines eigenen
:rfahrens machen werde. Jene Bischöfe, welche
ter Schmach und Verfolgung dennoch den recht-
ißigen Patriarchen Ignatius treu geblieben, setzt
: Pabst in die Reihe standhafter Bekenner, und
ßert den Wunsch, daß denselben auf dem Con-
ium ausgezeichnete Ehre möchte erwiesen werden.

6. Gerne hätte der Pabst und der Kaiser
i mehr als gewöhnlich zahlreiches Concilium zu-
mmen berufen. Aber verschiedene, theils in der
atur der Sache theils in den Zeitverhältnissen lie-
nde Umstände verhinderten die Erfüllung dieses
'unsches. Nicht wie ehemals konnten jetzt die Bi-
öfe Aegyptens, Syriens und Palästinas, da diese
nder der Herrschaft der Saracenen unterworfen
iren, nach Constantinopel sich begeben. Die plötz-
he Entfernung so vieler Bischöfe von ihren Sit-
i, und deren zahlreiche Zusammenkunft in Con-
intinopel würde den Verdacht ihrer mohamedani-
ien Herren erregt, und gewiß nicht kleines Ver-
rben über die Christenheit jener Länder gebracht
iben. Ein großer, jede Erwartung übersteigender
ewinn war es schon, daß die drei Patriarchen
s Orients, entweder in Person oder durch Stell-
rtreter, auf dem Concilium von Constantinopel
erscheinen, von ihrer Regierung die Erlaubniß
halten hatten. *) Die andern Bischöfe des griechi-

*) Der Erklärungsgrund davon liegt darin, daß kurz vor
dieser Zeit die Dynastie der Tholuniden sich in Besitz
von Aegypten, Syrien und Palästina gesetzt hatte,
und jetzt gerade jener, dem Leser schon bekannte
Ahmed herrschte, der, weit freier, wie jeder andere,
von muselmännischen Vorurtheilen, jede Religion in
seinem Reiche schützte, und ungemein bedeutende

schen Reiches, weil größtentheils und nur mit geringer Ausnahme von Photius geweihet, waren schismatische Bischöfe, konnten also zufolge der päbstlichen Verordnung erst, nachdem über den Grad ihres Verbrechens erkannt worden, und sie selbst Genugthuung geleistet hatten, in die bischöfliche Gemeinschaft wieder aufgenommen werden. Daher also die im Anfange so schwache, nur aus sechs Individuen bestehende Zahl der Bischöfe, die sich aber im Laufe des Conciliums, als man immer mehr schismatische Bischöfe aufnahm, auch bedeutend vermehrte, so daß am Ende die Anzahl der versammelten Väter aus hundert und zwei Bischöfen bestand.

Summen jedes Jahr unter alle Kirchen, ohne Unterschied ihres Glaubens vertheilen ließ. Ohne ihn zu nennen, gibt eben diesem Emir oder Sultan der Patriarch von Jerusalem, in seinem Briefe an das Concilium ein herrliches Zeugniß. „Die Regierung" sagt Theodosius, (so hieß der Patriarch,) „erweist „uns ausgezeichnete Begünstigungen. Wir dürfen „Kirchen bauen, können alle unsere kirchlichen Ge„bräuche ohne die mindeste Störung beobachten, und „haben weder Ungerechtigkeit zu erdulden, noch zu „befürchten. Sogar hat der Emir selbst uns aufge„fordert, diesen Brief zu schreiben, den wir euch durch „unsern Syncellus schicken. Auch dem Thomas, Erz„bischof von Tyrus hat der Emir, weil ihr ihn darum „gebeten habt, die Erlaubniß ertheilt, in der Ge„sellschaft des Elias nach Constantinopel zu reisen." rc. Um die unduldsamen Vorurtheile seiner Türken und mohamedanischen Unterthanen in etwas zu schonen, machte Ahmed die Auswechselung einiger Gefangenen zum Vorwand der Reise des Erzbischofes. — Man sieht, wie genau und mit wie vielen, oft nicht leicht zu bemerkenden Fäden die Völkergeschichte, auf ihrem religiösen Standpunkte, selbst in die specielle Kirchengeschichte verwebt ist.

7. In der großen und prachtvollen, von Justinian I. wieder neu auferbauten Sophienkirche ward endlich am 15. October 869 das Concilium eröffnet. Der Versammlungsplatz war die rechte Seite der obern, ungemein geräumigen Gallerie der Kirche. Unter einem Thronhimmel stand ein Crucifix, zu den Füßen desselben lag ein aufgeschlagenes Evangelium-Buch, und auf demselben eine Reliquie des wahren Kreuzes unsers göttlichen Erlösers. Die Ordnung, nach welcher die versammelten Väter sich reiheten, war folgende. Zuerst saßen die drei Legaten des Pabstes; auf diese folgte Ignatius, Patriarch von Constantinopel; hierauf die Abgeordneten der Patriarchen des Orients; zuerst Thomas, Erzbischof von Tyrus, der, weil sein Sitz der erste nach dem antiochenischen, dieser aber jetzt erledigt war, nicht als Abgeordneter erschien, sondern in eigener Person die Kirche von Antiochien bei dem Concilium repräsentirte; dann Elias, Syncell des Patriarchen von Jerusalem, auf welchen endlich, da der Abgeordnete des Patriarchen von Alexandrien noch nicht angekommen war, *) die übrigen Väter nach dem Range ihrer bischöflichen Kirche folgten. Gegenwärtig waren auch noch, jedoch blos um Ordnung zu erhalten, mehrere Senatoren und Patricier, und unter diesen der Patricier Bahanes als Sprecher der weltlichen Regierung. Bevor das Concilium seine Verhandlungen begann, befahl es, daß man alle wegen ihrer treuen Anhänglichkeit an den rechtmäßigen Patriarchen Ignatius verfolgten und abgesetzten Bischöfe sogleich einlassen sollte. Als diese ein-

*) Dieser kam so spät an, daß er erst an den letzten Sitzungen des Conciliums Theil nehmen konnte.

traten, erhoben sich die Legaten und begrüßten die Eintretenden mit folgenden Worten: „Kommt edle, „wahrhaft apostolische Bischöfe, deren Schicksal „wir beneiden, und nehmt die, euerm Range „wie eurer in Zeiten harter Verfolgung bewiesenen „Standhaftigkeit gebührenden Plätze wieder ein.“ Dieser ehrenvollen Begrüßung ward von der ganzen Versammlung lauter Beifall zugerufen.

8. Erste Sitzung. — Der Gegenstand derselben war blos die Erörterung einiger durchaus nothwendigen Vorfragen. Der Patricier Bahanes, als Bevollmächtigter des Kaisers verlangte, daß die römischen Legaten wie die orientalischen Abgeordneten ihre Vollmacht der Versammlung vorlegen sollten. Dagegen protestirten jedoch die Legaten. Es sey, sagten sie, etwas neues, in allen frühern Concilien nicht Gebräuchliches. Aber sie wurden belehrt, daß man dadurch nicht die, dem römischen Stuhle gebührende Ehrfurcht verletzen wolle, sondern es nur deswegen für nothwendig erachte, damit nicht wieder geschehen könne, was von den Legaten des Pabstes Nicolaus, nämlich dem Rodoalo und Zacharias geschehen war, die eben daher, weil sie ihre Vollmachten nicht vorgelegt hatten, diese desto kühner überschreiten, und sogar im Widerspruch mit denselben verfahren konnten. Ihren Protest nahmen nun die Legaten zurück, und einer derselben, der Diacon Marinus, las mit lauter Stimme die päbstliche Vollmacht, daß heißt, die ihnen von dem Pabste ertheilte Instruction in lateinischer Sprache vor, die nun sogleich von einem griechischen Geistlichen, dem kaiserlichen Dolmetscher Damianus, in das griechische übersetzt ward. Dasselbe geschah auch mit dem Beglaubigungsschreiben der Orientalen, das heißt, für jetzt noch blos

mit dem des Elias, Abgeordneten des Patriarchen von Jerusalem, indem der Abgeordnete von Alexandrien dieser Sitzung noch nicht beiwohnte, und der Bischof von Tyrus nicht als Abgeordneter, sondern als Selbstvertreter der Kirche von Antiochien zu betrachten war. — Die Legaten legten hierauf dem Concilium die, von dem Pabst ihnen gegebene Vereinigungsformel vor. Dieselbe war folgenden Inhalts: „Zu unserm ewigen Heile ist es vor Allem nothwendig, den wahren Glauben zu bewahren, uns an die Ueberlieferungen und Verordnungen der Väter zu halten, und die Worte Jesu Christi wohl zu beachten, als er sagte: „du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen.“ Diesen Ausspruch Christi bestätigte der Erfolg durch alle Jahrhunderte, indem der römische Stuhl die heilige Lehre stets unversehrt erhalten, und nie auch nur mit dem mindesten Mackel irgend einer Ketzerei befleckt ward. Da wir also von dem wahren Glauben nicht abfallen, auch den Verordnungen der Väter, besonders derjenigen, welche auf dem römischen Stuhle saßen, mit unverbrüchlicher Treue folgen wollen, so verfluchen wir alle Ketzereien, welche je die Kirche trübten und verwirrten, namentlich jene der Ikonoklasten. Wir anathematisiren auch den Photius, den Usurpator des Stuhles von Constantinopel, und zwar so lange, bis er dem Ausspruch des römischen Stuhles sich unterworfen, und seine Afterconcilien selbst anathematisirt haben wird. Wir nehmen die beiden, in dieser Angelegenheit, von den Päbsten Nicolaus und Hadrian in Rom gehaltenen Concilien an, und verdammen alles, was auch sie verdammt haben, vorzüglich den Photius und Gregor Asbesta, sammt allen, die auf ihrer Seite stehen, oder in der Gemeinschaft mit

„ihnen beharren. Eben so verabscheuen wir auch „die drei von Photius unter dem Kaiser Michael ge„gen Ignatius und endlich selbst gegen den römischen „Stuhl gehaltenen Afterconcilien, und sprechen allen „denen Anathema, die diese Conciliabulen anerken„nen, oder deren Verhandlungen aufbewahren. Wir „fügen uns mit aufrichtigen Herzen allen und je„den Verordnungen, welche der apostolische Stuhl „in Beziehung auf unsern Patriarchen Ignatius er„lassen hat; fest entschlossen, mit der römischen Kirche, „die da ist die Grundfeste des christlichen Glaubens, „innigst vereint zu bleiben; daher wir auch derjeni„gen, welche sich von ihr getrennt haben, bei der „Feier unserer heil. Mysterien nie erwähnen werden.“ — Von allen bei der ersten Sitzung anwesenden Vätern, ward diese Vereinigungsformel einstimmig gut geheißen und unterzeichnet. *) — Bahanes, wahr-

*) Diese Erklärung mußte jeder Bischof eigenhändig niederschreiben, seine eigene und noch einiger Zeugen Unterschrift darunter setzen, und sie dann den päbstlichen Legaten überreichen. Im Grunde war diese Vereinigungsformel dieselbe, welche schon der Pabst Hormisdas, auf Veranlassung der monophysitischen Ketzerei, an den Kaiser Justinus I. und den Johannes, damaligen Patriarchen von Constantinopel gesandt hatte, und die auch ohne allen Anstand von dem Kaiser, dessen Patriarchen und allen orientalischen Bischöfen angenommen ward; nur mit Ausnahme der ägyptischen Bischöfe, die theils selbst in den Monophysismus verstrickt, theils aus Schonung für die, in der Erklärung verdammten Häupter dieser Ketzerei, die größtentheils ägyptische Patriarchen gewesen waren, sie nicht unterzeichnen wollten. Der ganze Unterschied zwischen der Vereinigungsformel des Pabstes Hormisdas, und der des Pabstes Hadrian besteht blos darin, daß in jener ganz andere Ketzereien, und andere Irrlehrer, als z. B. Thimotheus, Aelurus, Peter Fullo, Petrus, Mon-

heinlich ein geheimer Freund des Photius, und on demselben unterrichtet, bat die Legaten, um ie Lösung eines, den Kaiser und den ganzen Seat, wie auch ihn selbst beruhigenden Zweifels, ämlich, wie man in Rom den Photius, ohne m jemals dort gesehen zu haben, dennoch habe erdammen können? Die Legaten erwiederten: Pabst licolaus habe den Photius verdammt als einen, er durch Briefe und Abgeordnete gegenwärtig geesen. Sie machten hierauf eine ziemlich weitläufge Erzählung aller, zwischen Rom und Constannopel gepflogener Unterhandlungen, und nannten uch die, in der Sache des Photius, und zu dessen Vertheidigung, theils von dem verstorbenen Kaiser Nichaël, theils von Photius selbst, nach Rom abeordneten Gesandten. Das Concilium fand diese ntwort vollkommen befriedigend, und als der Patricier dieselbe alberne Frage nun auch an die Orientalen richtete, rechtfertigten diese ungefähr auf ie nämliche Weise die, von ihren Patriarchen gen Photius ausgesprochene Excommunication. — Da er Tag jetzt schon sehr weit vorgerückt war, so ward die Sitzung, nach den gewöhnlichen Segenswünschen für den Kaiser, die Kaiserin, für den erstorbenen, wie für den gegenwärtig regierenden Pabst, und endlich auch für den Senat, und das anze Concilium, für heute geschlossen.

9. Die zweite Sitzung wurde zwei Tage nach er ersten, nämlich am 7. October gehalten. Der Carthophylax (Archivar) Paulus meldete den verammelten Vätern: Bischöfe und Priester und Dia-

---

gus, 2c. in dieser aber der ikonoklastische Irrthum und Photius und Gregor Asbesta anathematisirt werden.

cone, theils von Ignatius, theils von dessen Vorfahrer, dem Patriarchen Methodius geweihet, aber zur Parthei des Photius übergetreten, verlangten eingelassen zu werden. Die Legaten forderten, daß man zuerst die Bischöfe sollte kommen lassen. Als diese vor dem Concilium erschienen, warfen sie sich auf die Erde. Befragt, von wem sie geweihet worden, antwortete der Metropolit Theodor von Carien im Namen der übrigen: sie seyen theils von Methodius, theils von Ignatius geweihet, und bäten um Buße und Wiederaufnahme. Die Schrift, die sie in der Hand hätten, enthalte das Bekenntniß ihrer gegen Ignatius begangenen Sünde, zugleich aber auch eine wahre Darstellung des Charakters des Photius, seiner Arglist, und der Künste, die er sich bedient, sie zum Abfall von Ignatius zu verführen. Sie klagten endlich über die vielen erduldeten großen Drangsale. In Ketten und Banden habe man sie geschlagen, eiserne Halsbänder ihnen angelegt, in dunkle, ungesunde Kerker sie geworfen, mehrere Tage statt aller Nahrung ihnen Heu vorgeworfen, sie zum Marmor-Sägen verurtheilt, und wenn sie dann, weil von Hunger, Durst, Kälte und Leiden jeder Art völlig entkräftet, sich in eine solche, ihnen völlig ungewohnte Arbeit nicht sogleich hätten schicken können, mit flachen Klingen ganz unbarmherzig auf sie darein geschlagen. *) Jeder Buße, fügten sie hinzu, die man

*) Wie groß mußte da nicht schon des Christenthums und der Kirche Verfall seyn, wo auch nur die Hälfte solchen Greuls geschehen konnte, geschehen durfte. Aehnliche Scenen hatte das Abendland noch nie gesehen, als erst während jener, gleich einem höllischen Hauche über den ganzen christlichen Erdkreis hinfahrenden Revolution, die man mit Unrecht die

hnen auferlegen wollte, würden sie sich gerne unterwerfen. — Die römischen Legaten erklärten, daß e, ihres reumüthigen Bekenntnisses wegen, zufolge er von dem Pabste gegebenen Vorschrift, wieder

französische Revolution nennt. Lange bevor, ehe Frankreich der schauervolle Schauplatz jenes blutigen, in der Völkergeschichte unerhörten Nationaldramas ward, nagte die in der Hölle erzeugte Brut schon an den Brüsten aller, welchen Ländern sie auch angehören, und welche Sprache sie sprechen mochten, die nach und nach an dem Becher des Stolzes, der Hoffarth und der Unzucht sich berauscht hatten. Die eigentliche wahre Gebärmutter dieses Ungethüms ist nicht in Frankreich, sondern in einem ganz andern Lande und in weit frühern Ereignissen zu suchen. Nur zuerst brach in Frankreich die Revolution aus, nahm dort eine bestimmte, jedoch nichts weniger als französisch-nationelle, sondern eine ihr ausschließend eigene gespensterartige Form und Gestalt an, unter welcher sie daher auch, was unsere Ansicht so ziemlich bestätigen möchte, in allen Ländern, wo der Hydra eines ihrer Häupter zu schütteln gegönnt wird, stets völlig unverändert erscheint; wie wir dies jetzt wieder in dem unglücklichen, bejammernswerthen Spanien vor Augen haben. Möchte doch das geheiligte Oberhaupt der Kirche und dessen heiliges Collegium ihre unergründliche Langmuth endlich erschöpft fühlen, und nun einmal zu jenem unüberwindlichen Schwert greifen, womit Jesus Christus selbst sie umgürtet hat; zu jenem Schwert, das nicht nur die Seelen der Gottlosen tödtet, sondern auch, wie Geschichte und Erfahrung es lehren, nicht selten schon deren Körper und zeitliche Macht zerstörte. Welche heilsame Furcht würde nicht diese heilige Strenge unter jenen Machthabern verbreiten, die in der Kirche des Sohnes Gottes Diesen selbst jetzt so grausam verfolgen, und gerne, wenn sie nur könnten, ihn auf das neue wieder an das Kreuz schlagen möchten. — „Wie höllisches Feuer" klagte einst der gekrönte Prophet „brennt es in meinen Gebeinen, wenn der Gottlose täglich zu mir sagt, wo ist nun dein Gott?" —

aufgenommen werden sollten, jedoch unter der Bedingung, daß sie vorher die Vereinigungsformel unterzeichneten. Die Bischöfe zögerten nicht, diese Unterschriften zu geben, und wurden hierauf sogleich auch zur Sitzung in dem Concilium aufgenommen. — Nach den Bischöfen wurden auch die übrigen Geistlichen, die sich gemeldet hatten, vorgelassen, zuerst die Priester, darauf die Diaconen, und dann die Subdiaconen. Auch diese hatten in ihren Händen ein schriftliches Bekenntniß ungefähr von gleichem Inhalt, wie jenes der Bischöfe. Ignatius legte ihnen eine Buße auf, und da sie sich derselben willig unterwarfen, wurden sie wieder zu ihrem vorigen Range aufgenommen, jedoch unter dem Vorbehalt, daß sie während ihrer Bußzeit, welche erst am nächsten Weihnachtsfeste zu Ende ging, sich aller, der Würde eines jeden zustehenden Funktionen enthalten sollten.

10. Die dritte Sitzung wurde am 11. Octbr. gehalten. Die Legaten eröffneten sie mit der Bemerkung, wie sie in Erfahrung gebracht, daß von Methodius und Ignatius geweihte Bischöfe in Constantinopel anwesend wären, und sich weigerten, die Vereinigungsformel zu unterschreiben. Die Legaten forderten, daß sie vorgerufen würden, um wegen ihrer Verweigerung dem Concilium Rede zu stehen. Drei Bischöfe, und unter diesen der höchst ehrwürdige Metrophanes von Smyrna wurden von dem Concilium mit der Vorladung jener Bischöfe beauftragt. Sie erfüllten ihren Auftrag bei zwei Metropoliten, nämlich dem Theodulos von Ancyra und Nycephorus von Nicäa. Aber diese gaben zur Antwort: sie hätten seit einiger Zeit schon so vieles, bald Gutes bald Schlechtes unterschreiben müßen, daß sie des Unterschreibens müde wären,

nd sich entschlossen hätten, für die Zukunft sich anz allein an jene Unterschrift zu halten, welche e dem, bei ihrer Weihe abgelegten Glaubensbe- nntniß beigefügt hätten. Man finde es in dem rchiv der Patriarchalkirche. Sie baten demnach s Concilium, diese Erklärung zu genehmigen, und ine weitere Unterschriften ihnen mehr zuzumuthen. ie drei abgeordneten Bischöfe brachten diese Er- ärung schriftlich mit. Sie ward öffentlich abge- sen, und den Akten des Conciliums beigefügt. *)

---

*) Wie uns der Bibliothekar Anastasius, der gerade sich damals als Gesandter Kaisers Ludwigs II. eben- falls in Constantinopel befand, uns belehrt, lag der Weigerung dieser beiden, ächt griechischen Bischöfe eine geheime, von griechischer National-Eitelkeit und Scheelsucht gegen den römischen Stuhl gesponnene In- trigue zum Grund. Theodulos und Nycephorus näm- lich hatten indessen dem Kaiser Basilius allerlei Be- denklichkeiten und Besorgnisse über die Vereinigungs- formel beizubringen gewußt. Die Kirche von Con- stantinopel, sagten sie, werde dadurch zu sehr unter die römische herabgewürdiget, und dieser gleichsam wie eine Dienstmagd untergeordnet. Natürlich ward es den beiden Bischöfen nicht sehr schwer, den gu- ten Kaiser, der, obgleich aller Geschäfte des Krieges wie der Verwaltung vollkommen kundig, dennoch we- der ein großer Canonist noch überhaupt sehr großer Theolog war, durch ihre Vorspiegelungen für sich zu gewinnen, und dessen Anhänglichkeit an den römi- schen Stuhl nach und nach immer mehr zu erkalten. Dies gelang ihnen so gut, daß Basilius endlich einigen von der, zur Bedienung der Legaten geordneten griechi- schen Hofdienerschaft den Befehl gab, die denselben von den Bischöfen schon eingereichten, unterzeichneten Ver- einigungsformeln heimlich zu entwenden. Die Un- terschriften des Patriarchen, und der Orientalen hat- ten die Legaten, weil ihnen besonders viel daran ge- legen war, zwar wohl verschlossen, aber die übrigen nicht, und diese wurden ihnen nun sämmtlich entwen-

Man las hierauf die Briefe des Kaisers und des Patriarchen Ignatius an den Pabst, wie auch des Pabstes Hadrians Antwortschreiben auf diese Briefe. Auf die Frage des Legaten Marinus: ob diese Briefe ächt canonisch wären? antworteten alle versammelten Väter: „sie sind vollkommen katholisch, canonisch „und ächt synodisch.“ — Metrophanes von Smyrna setzte noch hinzu: „Wir erkennen in diesen Briefen „sehr wohl die Sanftmuth und Bescheidenheit des „heiligen Vaters, wie dessen zarte Sorgfalt, mit „der er über Aufrechthaltung der Canons wacht, „und eben so auch jene große Barmherzigkeit und „Güte, die er nach dem Beispiel unsers göttlichen „Erlösers zur Richtschnur aller seiner Handlungen „macht. Ich danke Jesu Christo, daß er mich gewürdiget hat, das Antlitz seines sichtbaren Statthalters auf Erden zu sehen.“

11. In der vierten am 13. October gehaltenen Sitzung meldete der Patricier Bahanes dem

---

det. Die Beraubten sahen sogleich ein, daß dieß blos durch die griechischen Bedienten, und gewiß nicht ohne Befehl des Kaisers geschehen seyn könnte. Sie beklagten sich also bei demselben darüber, und forderten die Zurückgabe der entwendeten Handschriften. Ihre Bemühungen waren anfänglich fruchtlos; aber nun wandten sie sich an die Gesandten Ludwigs II. und da Basilius damals gerade wegen der Vermählung seines Prinzen Constantin mit einer Tochter Ludwigs in Unterhandlung stand, so bewirkten endlich die sehr ernstlichen Vorstellungen der Grafen Suppo und Bernhard, wie auch des Bibliothekars Anastasius, daß Basilius die Unterschriften, jedoch nicht unmittelbar den Legaten, sondern Ludwigs Gesandten zurückgab, die sie hierauf den Legaten wieder zustellten.

Concilium, daß zwei dem Photius anhangende Bischöfe von der Ordination des Methodius öffentlich behaupteten, Photius sey von dem Pabste Nicolaus anerkannt worden. Der Patricier bat die versammelten Väter, diese beiden Bischöfe, ihre Namen waren Theophilus und Zacharias, eintreten zu lassen und sie selbst zu vernehmen. Nach einer ziemlich langen Contestation zwischen den Legaten und dem Patricier, ob man die beiden Bischöfe sollte vorkommen lassen, oder nicht, gaben endlich die Legaten ihre Einwilligung dazu. Theophilus und Zacharias gründeten ihre Behauptung darauf, daß der Pabst Nicolaus sie in ihrer Eigenschaft als Abgeordnete des Photius in Rom anerkannt, in kirchliche Gemeinschaft aufgenommen, und sich ihrer als Bischöfe am Altar bedient habe. Aber nun erhob sich der Legat Marinus, und als Diacon der römischen Kirche von der Angelegenheit des Photius und allem, was sich darauf bezog, genau unterrichtet, strafte er die beiden Bischöfe vor dem ganzen Concilium der Lüge, und aus dem weitern Verhör derselben ergab es sich jetzt, daß Pabst Nicolaus sie blos für ihre Person, und nicht in der Eigenschaft als Abgeordnete des Photius, in die bischöfliche Gemeinschaft aufgenommen, und zwar erst dann, als sie nicht blos ihr Glaubensbekenntniß abgelegt, sondern auch das schriftliche Versprechen gegeben hatten, sich dem Spruch der römischen Kirche in allem zu unterwerfen. Noch mehr beschämt wurden die beiden Bischöfe, als jetzt auch Elias im Namen der Orientalen, von welchem Photius und seine Anhänger ebenfalls anerkannt worden zu seyn behaupteten, öffentlich erklärte, daß keine der drei Patriarchalkirchen den Photius je anerkannt, Briefe von ihm angenommen, oder Briefe an ihn gesandt habe. Zum Ue-

berfluß wurden nun auch noch die Briefe des Pabstes Nicolaus an Kaiser Michaël und an Photius vorgelesen, und der Inhalt derselben gab allen Anwesenden, den Bischöfen wie den Senatoren die vollkommenste Ueberzeugung, daß Pabst Nicolaus auch nie nur von weitem daran gedacht, den Photius je anerkennen zu wollen. Den beiden, ihrer Lügen überführten Bischöfen stand demungeachtet auch jetzt noch die Gnadenpforte offen. Die Legaten fragten sie, ob sie bereit wären, die Vereinigungs-Formel zu unterschreiben? Als sie auch dies zu thun sich weigerten, und noch ziemlich freche Reden sich darüber erlaubten, wurden sie ohne weiteres aus der Versammlung gestoßen, und mit ihrer Ausstoßung hatte die vierte Sitzung ein Ende.

12. Die fünfte Sitzung ward am 19. Octbr. gehalten. Als die Väter sich niedergelassen hatten, meldete ihnen der Carthophylax Paulus: Photius sey auf Befehl des Kaisers erschienen und stehe vor der Thüre. Auf Begehren der Legaten ordneten die Senatoren sechs Laien als Abgeordnete an den Photius, welche ihn befragen sollten, ob er vorgelassen zu werden verlange? Photius antwortete: man habe ihn nicht zu dem Concilium eingeladen, er wisse demnach auch nicht, warum man ihn jetzt rufe, und die Worte des 38. Psalms auf sich anwendend, fügte er hinzu: „Ich habe zu mir selbst „gesagt, auf meinem Wege will ich sorgen, daß „ich nicht sündige durch meine Zunge, einen Zügel „habe ich meinem Munde angelegt, — — das Ende dieses Verses, sagte Photius zu den Abgeordneten, möge das Concilium selbst lesen. *) —

*) Der ganze Vers lautete also; **Dixi custodiam vias meas, ut non delinquam in lingua mea. Posui**

Die ganze Versammlung staunte über die Frechheit dieser Antwort. Er ward nun zum zweitenmale vorgeladen; aber die Mahnung, welche er jetzt erhielt, die Elias, Syncell und Stellvertreter des Patriarchen von Jerusalem entworfen hatte, lautet also: „Weil du Männer, die das heilige Concilium „ausmachen, als Gottlose und Sünder bezeichnest, „und die Worte des Propheten boshaft auf uns „deutest, so antworten wir dir, daß du als ein „Sohn der Finsterniß das Licht scheuest; aber es „steht geschrieben: lege denen Zaum und Gebiß an, welche dir nicht nahen wollen, *) „und diese Worte des Propheten werden auf Befehl des Conciliums an dir in Erfüllung gehen.“ — Als auch diese zweite Sendung nichts fruchtete, erhielt er bestimmten Befehl zu erscheinen, indem man ihn widrigenfalls auch gegen seinen Willen vor das Concilium führen würde. — Diesem Befehle mußte er gehorchen. Natürlicher Weise wies man ihm keinen Sitz an, und so stand er, gleich einem sein Urtheil erwartenden Missethäter vor dem Concilium. Als die Legaten ihn bemerkten, sagten sie zu den Senatoren: „Wer ist jener Mensch, der dort ganz unten steht?“ Man antwortete ihnen, es sey Photius. „So“ riefen jetzt die Legaten „ist dies jener Photius, der schon seit sieben Jahren der römischen Kirche so viel Ungemach zugefügt, der die „Kirche von Constantinopel zerrüttet, und auch „alle übrigen morgenländischen Kirchen, und selbst „jene der Orientalen unaufhörlich geplagt, und zu

ori meo custodiam, cum consisteret peccator adversum me. Diese letzten Worte auf das Concilium deutend, bezeichnete er die darauf versammelten Väter als Gottlose und Sünder.

*) In camo et freno maxillas eorum constringe, qui non approximant ad te. Ps. 31 v. 9.

verwirren gesucht hat?" — Man stellte nun nach einander folgende Fragen an ihn: Ob er die Verordnungen der Väter achte und ehre? Ob er die Entscheidungen des Pabstes Nicolaus anerkenne? Ob er den Beschlüssen des Pabstes Hadrian sich fügen wolle? Auf jede einzelne dieser Fragen hätte Photius eine bestimmte Antwort geben sollen; aber er schwieg jedesmal still; sich das Ansehen gebend, als ahme er das Beispiel Jesu Christi nach, welcher ebenfalls vor seinen Richtern geschwiegen hätte. Auf wiederholte Aufforderung, eine bestimmte Antwort zu geben, sagte er blos: „Gott hört mich, „wenn ich auch schweige." — Als die Legaten ihm endlich bemerkten, daß er durch seine Hartnäckigkeit, nicht antworten zu wollen, das Verdammungsurtheil nicht von sich abwenden werde, erwiederte er: „Auch Jesus habe durch sein Schweigen das Verdammungsurtheil nicht von sich abgelenkt." — Die Senatoren redeten ihm jetzt freundlich zu, er möchte doch reden, falls er zu seiner Vertheidigung etwas zu sagen habe, das Concilium würde ihn gewiß mit Güte und Barmherzigkeit behandeln. Besonders war es Bahanes, der in den schonendsten Ausdrücken ihn zum Sprechen zu bereden suchte; „so sprich denn" sagte der Patricier unter andern zu ihm „so sprich denn, du Mann Gottes, und „sage, was du zu deiner Rechtfertigung zu sagen „hast." — „Meine Rechtfertigung" erwiederte Photius „ist nicht von dieser Welt, wäre sie es, so „würdet ihr sie verstehen." — Diese Nachäffung der Worte Jesu hielten viele der versammelten Väter für eine Art Gotteslästerung, was im Grunde es auch wirklich war. Elias hielt eine Rede an das Concilium, wovon das wesentlichste war, daß Photius, weil weder von dem römischen Stuhle noch von den Patriarchalkirchen anerkannt, eigen-

lich auch nie Patriarch gewesen, man ihn daher, wenn er Buße gethan, und dem Ignatius sich unterworfen hätte, blos in die Gemeinschaft der Laien mit Hoffnung seines ewigen Heiles wieder aufnehmen könne, wozu er (Elias) auch jetzt selbst seinen Rath gebe. — Nach einigem Hin- und Herreden wurden endlich dem Photius zehn Tage Bedenkzeit gegeben, in welcher er sich eines Bessern besinnen, und dann vor dem Concilium wieder erscheinen sollte. Photius sagte: „es sey in ihrer „Gewalt, ihn jetzt zu entlassen, oder dort zu behalten; aber Bedenkzeit bedürfte er keiner.“ — Demungeachtet ward er mit der Ermahnung, die ihm gegebene Bedenkzeit zu seinem Heile zu benutzen, für jetzt entlassen und gleich darauf die Sitzung aufgehoben.

13. Die sechste Sitzung wurde am 25. October gehalten. Sie war feierlicher, als die bisherigen, und der Kaiser wohnte in höchst eigener Person den Verhandlungen derselben bei. Metrophanes von Smyrna eröffnete die Sitzung mit einer Rede zum Lobe des Kaisers und der, in dem Concilium versammelten Väter. Er vergleicht die letztern mit den himmlischen Lichtern, die den Erdkreis erleuchten, und mit den Gewässern, welche die Erde durchströmen, erfrischen und befruchten. — Man las hierauf einen, von den Legaten verfertigten Aufsatz vor, in welchem sie foderten, daß, da Photius einstimmig von allen Kirchen wäre verdammt worden, es jetzt völlig überflüssig wäre, dessen Anhänger zu vernehmen. Dieser an sich sehr gegründeten Einrede ungeachtet, wurden dennoch, weil der Kaiser es wünschte, die dem Photius anhangenden Bischöfe vorgelassen, und ihnen des Pabstes Nicolaus an den Kaiser Michaël und an Pho-

tius erlassenes Schreiben vorgelesen. Da viele dieser Bischöfe immer noch fortfuhren, ihre Anhänglichkeit an den Photius auf die angebliche Abdankung des Ignatius, als auf eine wirkliche Thatsache zu stützen, so erhob sich Elias, und suchte in einer langen Rede ihnen diesen Wahn zu benehmen. Er bewies, daß Ignatius nie seine Kirche resignirt habe, und daß selbst, wenn er sie resignirt hätte, diese Abdankung, weil nicht freiwillig, sondern durch die grausamsten Mittel erzwungen, durchaus ungültig sey. Mehrere der vorgelassenen Bischöfe unterwarfen sich jetzt dem Concilium und wurden in dasselbe aufgenommen; die andern schützten ihren Eid vor, den sie dem Photius geschworen. Man erklärte ihnen, daß dieser Eid, weil er sie zu etwas Sündhaftem verpflichte, gar keine verbindende Kraft habe; zudem hätten auch die Legaten, vermöge der ihnen anvertrauten Schlüsselgewalt, die Macht, sie von einem solchen, an sich ohnehin schon ungültigen Eide zu entbinden. Als der Kaiser jene Bischöfe jetzt ebenfalls auffoderte, sich zu erklären, oder dem Concilium sich zu unterwerfen, nahm der Bischof Zacharias, ein vorzüglicher Günstling des Photius, und von demselben auf den Stuhl von Chalcedon erhoben, das Wort, und griff in einer von seines Meisters sophistischen Kunst zeugenden Rede nicht nur das Ansehen der Patriarchalkirchen, sondern auch jenes des römischen Stuhles an. Die Päbste, sagte er, seyen nicht über die Canons; wenn mit diesen ihre Verordnungen im Widerspruch stünden, sey man nicht verbunden, sich an sie zu halten. Päbste und Concilien hätten schon Männer aufgenommen, die nachher als Ketzer verbannt, noch heute zu Tage in der Reihe anathematisirter Irrlehrer stünden. Eben so hätten Päbste schon manche entsetzt, die nachher dennoch von der Kirche

wären aufgenommen worden. Zum Beweis führte er verschiedene, der Kirchengeschichte entlehnte, aber von ihm in ein ganz falsches Licht gesetzte Thatsachen an. *) Endlich suchte er auch die Gültigkeit der unmittelbar aus dem Laienstande geschehenen Erhebung des Photius zu beweisen, und diese durch mehrere frühere Beispiele, wovon Photius schon einige in seinem Briefe an den Pabst Nicolaus angeführt hatte, zu rechtfertigen. Offenbar hatte Photius den Zacharias vorher unterrichtet, und jetzt gleichsam durch den Mund seines Schülers gesprochen; auch war die Sophistik seiner, mit anerkannten **Wahrheiten** und **offenbaren Lügen** schlau verwebten Rede ganz geeignet, so wohl bei dem Kaiser und den Senatoren, wie bei allen, die der Kir-

*) So z. B. sagte Zacharias: der Pabst Julius und auch das Concilium von Sardica hätten den Marzell von Ancyra für unschuldig befunden, auch in ihre Kirchengemeinschaft aufgenommen, und dennoch stünde noch heute zu Tage der Name des Marcell unter denen der anathematisirten Irrlehrer. — Beides ist wahr, aber die Zusammenstellung, wegen Verschweigung der, sowohl die Lossprechung als nachherige Verdammung des Marzells, begleitenden Umstände, im höchsten Grade boshaft. Der Pabst Julius und das Concilium von Sardica nahmen den Marzell erst dann wieder auf, als er die Ketzerei, deren er beschuldiget war, selbst verflucht, diejenigen, die ihr anhingen, anathematisirt, und ein, mit der Lehre der Kirche übereinstimmendes Glaubensbekenntniß abgelegt hatte. Selbst der große Athanasius verschmähete es nicht, mit ihm Kirchengemeinschaft einzugehen. Als aber Marzell nachher wirklich in die früher ihm angeschuldigte Irrlehre zurückfiel, seine Ketzerei öffentlich lehrte, und bei seinem ketzerischen Wahn hartnäckig beharrte, ward er freilich von Sylvan und Liberius, den Nachfolgern des Julius, excommunicirt, und aus der Kirche wieder ausgestoßen.

chengeschichte nicht durchaus kundig waren, allerlei Bedenklichkeiten zu erregen. Aber alle diese verschwanden, wie Morgennebel vor der aufgehenden Sonne, als der gelehrte Metrophanes von Smyrna sich erhob, die Scheingründe des Zacharias Schritt vor Schritt verfolgte, die von ihm geschichtwidrig entstellten Thatsachen berichtigte, die Ungültigkeit der, gerade mit den Canons in schreiendem Widerspruche stehenden Erhebung des Photius in das helleste Licht setzte, die Unanwendbarkeit der zu ihrer Rechtfertigung angeführten Beispiele mit anschaulicher Klarheit bewies, und überhaupt das ganze Geschwätz des sophistischen Bischofes mit siegender Beredsamkeit widerlegte. — Als Metrophanes geendigt hatte, wollte Zacharias auf das neue sprechen. Aber die Legaten, sich an den Kaiser wendend, unterbrachen ihn. Es sey unnütze Zeitverschwendung, sagten sie, Debatten über eine völlig entschiedene Sache noch länger fortzusetzen. Der Pabst habe seine Legaten nicht gesandt, um die Sache des Photius auf das neue zu untersuchen; sondern um das, von seinem Vorfahrer, dem Pabste Nicolaus, nach genauer, und sorgfältig gepflogener Untersuchung, gefällte, und von allen Kirchen anerkannte und angenommene Urtheil in Vollziehung zu setzen. — Auf einen Wink des Kaisers bestieg jetzt Constantin, einer der kaiserlichen Staatssecretäre die Tribüne, und hielt im Namen seines Herrn eine Rede, in welcher ein durchaus ernster, wahrhaft frommer Sinn, und kindliche, zutrauungsvolle Anhänglichkeit an die Kirche aus jeder Zeile athmeten. Ungleich mehr bittend, als ermahnend, forderte Basilius die schismatischen Bischöfe auf, daß sie nicht länger mehr von der Kirche sich trennen, die Stimme dieser ihrer liebvollen Mutter nicht völlig ihr Ohr verschließen, und wenn sie sich jetzt vor derselben demüthigten,

s ja nicht für Schmach, sondern vielmehr für
hen Gewinn es halten möchten. Wer vor der
rche, und den in diesem heiligen Concilium ver-
nmelten Vätern sich niederwerfe, der werfe ja
bst vor Gott dem Allmächtigen sich nieder. Aber
ch diese Rede machte auf die, durch Stolz
d falsche Scham verhärteten Gemüther keinen Ein-
uck, und das Endresultat der ganzen Sitzung war
mnach blos eine abermalige, ihnen gegönnte Be-
nkzeit von sieben Tagen.

14. Die siebente Sitzung wurde ebenfalls
Gegenwart des Kaisers gehalten. Die dem Pho-
is gegebene Bedenkzeit war jetzt verflossen; aber
itt diese zu seinem Heile und seiner Besserung zu
nutzen, hatte er indessen den Bund mit seinen An-
ngern nur noch fester geknüpft, nur auf Mittel
dacht, der Kirche und dem Concilium noch küh-
r und trotziger entgegen zu treten. Als er jetzt
r den versammelten Vätern erschien, stützte er sich,
rgeblicher körperlicher Schwäche wegen, auf einen
ummen Stab, der aber eben so gut auch ein Zei-
en seiner bischöflichen Würde seyn konnte, daher
r Legat Marinus alsogleich ihm denselben abzu-
hmen befahl. Befragt, ob er dem Urtheile des
abstes Nicolaus sich unterwerfen, und die Ver-
nigungsformel unterzeichnen wolle? gab er zur
ntwort: „Ich und Gregor — (dieser war heute
igleich mit Photius vorgelassen worden) — „beten
täglich für das Wohl des Kaisers; diesem wollen
wir Rechenschaft ablegen, nicht aber den Legaten.“ —
Man fragte ihn, ob er keine andere Antwort zu
eben habe. Er erwiederte: „Hätten die Legaten
meine, vor der fünften Sitzung gegebene Antwort
richtig aufgefaßt, so würden sie mich jetzt mit ih-
ren fernern Fragen verschonen. Sollte ihnen aber

„ihr früher ausgesprochenes Urtheil reuen, so möch„ten sie es durch die That beweisen, das heißt, für „ihre Sünde öffentlich Buße thun." — Die dem Photius anhangenden Bischöfe wurden nun vorgerufen. Auf die Frage: ob sie den Photius und Gregor von Syrakus verlassen, dem Urtheile des römischen Stuhles sich unterwerfen, mit Ignatius in bischöfliche Gemeinschaft treten, und die Vereinigungsformel unterschreiben wollten? antworteten sie eben so frech und trotzig, wie Photius und Gregor; und da sowohl Gründe, als Bitten und Ermahnungen fruchtlos blieben, so schritt das Concilium zur definitiven Entscheidung. Dem Photius ward in dessen Gegenwart als einem kirchlichen Ehebrecher, Usurpator, Falsarius und Urheber eines Schisma das Verdammungsurtheil, und ein neunfaches Anathema über ihn ausgesprochen. *) Eben so wurde auch Gregor Asbesta und alle übrigen Anhänger des Photius excommunicirt und anathematisirt. — Um den fernern bösartigen Umtrieben des Photius, und dessen Bemühungen, die Ruhe der Kirche noch ferner zu stören, so viel als möglich zuvorzukommen, ward er von dem Kaiser in

*) Das über Photius ausgesprochene neunfache Anathema lautete also:
„Photio Curiali et Invasori Anathema.
„Photio seculari et forensi Anathema.
„Photio reophyto et tyranno Anathema.
„Photio schismatico et damnato Anathema.
„Photio moecho et parricidae Anathema.
„Fabricatori mendaciorum Anathema.
„Inventori perversorum dogmatum Anathema.
„Photio novo Maximo cynico Anathema.
„Nova Dioscoro et Novo Judae Anathema.
Sitzend sprach der Diacon Stephanus von der Kanzel herab, im Namen des Conciliums diese Flüche gegen Photius aus.

ie ziemlich weit von Constantinopel entfernte Ge-
nd, allem Vermuthen nach in ein Kloster ver-
nnt.

15. In der achten, ebenfalls in Gegenwart
s Kaisers gehaltenen Sitzung wurden alle, von Pho-
s in der Sache seines Schisma verfertigten Schrif-
, so wie auch sämmtliche, von ihm in allen
tänden und Volksklassen theils erzwungene, theils
chmeichelte oder erschlichene Unterschriften und Ver-
rechungen vor das Concilium gebracht, und in
ssen Gegenwart in das Feuer geworfen. Der
iser benachrichtigte hierauf die versammelten Vä-
, daß, da mehrere von jenen, deren Unterschrif-
Photius unter die Verhandlungen seines erlo-
nen Conciliums gesetzt, gerade jetzt in Constanti-
pel anwesend wären, er ihnen befohlen habe, vor
n Concilium zu erscheinen. Unter ihnen befanden
auch drei Fremde, nämlich Petrus, Basilius
d Leontius. Basilius war von Jerusalem, und
ontius von Alexandrien. Alle drei erklärten die
terschriften für falsch, und sprachen Anathema
m Photius. Gleiche Erklärung geschah auch von
en Metropoliten, deren Namensunterschriften der
trüger ebenfalls mißbraucht hatte, und so ergab
sich nun in dieser Sitzung, und zwar mit spie-
lheller Klarheit, daß es unter der Sonne nichts
schlechtes und gottloses mehr gab, das für den
hotius zu schlecht oder zu gottlos gewesen wäre.
n Ende der Sitzung wurden auch noch vier
onoklasten dem Concilium vorgestellt. — Ihrer
rundsätze wegen sollten sie sich verantworten. Der
ie beharrte bei seinem Wahn. Die drei andern
lärten: sie seyen von ihrem frühern Irrthum zu-
ckgekommen, und hielten sich jetzt an die allge-
eine Lehre der Kirche. Bevor das Concilium sich
r heute trennte, ward gegen die Ikonoklasten, de-

ren Irrlehre und ihre unter Copronymus gehaltenen Afterconcilien ein feierliches Anathema gesprochen, auch der Fluch der Kirche gegen Photius noch einmal wiederholt.

16. Drei Monate lang konnten nun die versammelten Väter von ihren bisher beinahe ununterbrochenen, oft nicht wenig ermüdenden Arbeiten ausruhen. Die neunte Sitzung ward erst am 12. Februar 870 gehalten. Zwar war der Kaiser bei derselben nicht gegenwärtig, aber demungeachtet war sie weit zahlreicher, als alle bisherigen. In derselben erschien auch zum erstenmale der Abgeordnete der alexandrischen Kirche. Nach einigen Entschuldigungen über seine verspätete Ankunft, überreichte er dem Concilium sein Beglaubigungsschreiben, worauf ihm die Verhandlungen aller vorhergegangenen Sitzungen vorgelegt, und von demselben bestätiget wurden. — Die neunte Sitzung gewann nun dadurch einen nicht geringen Grad von Wichtigkeit, daß vor der jetzt so zahlreichen Versammlung auch alle jene erschienen, die in dem von Photius gegen Ignatius gehaltenen Concilium, gegen den Letztern als Zeugen gestanden, und ihre Aussagen mit einem Eide bekräftiget hatten. Kaum daß diese Elenden die Blicke der versammelten Väter zu ertragen vermochten. Gleich gebrandmarkten Schelmen standen sie vor dem Concilium, welches jedoch mit einiger Zufriedenheit bemerkte, daß wirklich aus manchem Auge jetzt eine Thräne wahrer Reue floß. Sie ersparten dem Concilium die Mühe, viele Fragen an sie zu richten, bekannten daher sogleich laut und mit allen äußern Zeichen innerer Beschämung, daß sie lügenhaftes Zeugniß abgelegt, falschen Eid geschworen; aber zu dem Concilium um Erbarmung flehend, setzten sie hinzu, daß bloß

die härtesten Zwangsmittel, und besonders die Drohung, man würde sie ihrer Aemter entsetzen, sie zu jenem Frevel gezwungen hätten. Nachdem das Concilium ihnen die Größe und Abscheulichkeit ihres Verbrechens recht anschaulich gemacht hatte, ward ihnen folgende Buße auferlegt. Zwei Jahre sollten sie in der Klasse der Weinenden außer der Kirche stehen. (Statio Flentium.) Zwei andere Jahre sollen sie blos in der Klasse der zuhörenden Katechumenen aufgenommen bleiben. Während dieser vier Jahre ist ihnen blos des Sonntags und am Weihnachtsfest der Genuß des Fleisches und des Weines erlaubt. Die hierauf folgenden drei Jahre verbleiben sie unter den Stehenden, werden aber wieder, obgleich blos an den Festtagen des Heilandes, zu dem gesegneten Tische des Herrn zugelassen, dürfen auch wieder Fleisch und Wein genießen, jedoch unter der Bedingung, daß sie in jeder Woche sich drei Tage dieses Genusses enthalten. — Da nicht alle falsche Zeugen vor dem Concilium erschienen waren, so wurden diejenigen, welche Unbußfertigkeit oder falsche Scham davon zurückgehalten hatten, so lange mit dem Bann belegt, bis sie sich ebenfalls zur Buße würden gestellt haben. — Auf einen von den Senatoren gemachten Vortrag, ward dem Patriarchen Ignatius von dem Concilium Vollmacht ertheilt, jene Buße nach Maß der Umstände zu verkürzen, oder auch zu verlängern.

17. Die zehnte, am 28. Febr. gehaltene Sitzung war die letzte, aber zugleich auch die glänzendste. Kaiser Basilius und sein ältester Prinz Constantin waren gegenwärtig. Die Gesandten fremder Monarchen wohnten derselben bei; die Anzahl der Senatoren und Patricier war weit zahlreicher als bisher, und der anwesenden Bischöfe zählte man

hundert und einen. — Sämmtliche schon in den vorigen Sitzungen entworfene Canons, sieben und zwanzig an der Zahl, wurden vorgelesen. Den Anlaß dazu hatten die, während des Photiusschen Schisma's, gemachten Erfahrungen gegeben. Sie betrafen daher auch größtentheils die Freiheit der Wahlen wie der Concilien, die Wiederherstellung der schon ziemlich tief gesunkenen bischöflichen Würde, das Betragen der Bischöfe, deren Verhältniß zu den Metropoliten, und dieser zu den Patriarchen, die jährlichen von dem Bischofe vorzunehmenden Visitationen, und noch verschiedene andere, mit diesen Gegenständen in Verbindung stehende Punkte. Als dieses geschehen war, kam auch jene unerhört gottlose, unter Kaiser Michaël leider nur zu oft verübte Nachäffung heiliger Ceremonien zur Sprache. Die, welche an diesem teuflischen Muthwillen Theil genommen, waren schon in einer der frühern Sitzungen strenger Buße unterworfen worden, und nun wurden für die Zukunft, zur Verhütung ähnlicher Greuel, mehrere Strafgesetze aufgestellt, und den Canons beigefügt. — Am Schluß der Sitzung hielt der Kaiser eine Rede, die in den Annalen aller Völker mit goldenen Buchstaben eingetragen zu werden verdiente. „Wer immer“ sagte der Kaiser „gegen dieses heilige Concilium, dessen Satzungen „und Entscheidungen etwas einzuwenden hat, der „trete jetzt auf und rede sogleich. Hiezu gebe ich „jedem die Freiheit; er mag Bischof, oder ein Geistlicher niederer Ordnung seyn. So lange also das „heilige Concilium hier versammelt ist, mag ein jeder sprechen. So bald aber die hier versammelten Väter sich einmal werden getrennt haben; dann „darf niemand mehr widersprechen; und ich werde „nicht zugeben, daß irgend einer, wessen Standes „er auch seyn möge, sich erkühne, den Beschlüssen

„des Conciliums nicht den gehörigen Gehorsam zu „leisten. Ihr Diener des Herrn, die ihr als Bi„schöfe den Kirchen vorsteht, wachet mit Sorgfalt „über den, euch anvertrauten Heerden, nährt sie „mit der Lehre des Evangeliums, führet die Ir„renden auf den rechten Weg zurück, und unterhal„tet in dem Geiste der Liebe die jetzt, unter dem „Beistand des Ewigen, unter uns wieder herge„stellte Einigkeit. Ihr Laien aber, besonders ihr „in hohen Würden stehende Laien, müßet wissen, „daß es uns, die wir noch so sehr der Belehrung, „Zurechtweisung und Heiligung bedürfen, keines„weges zusteht, über Glaubensfragen zu urtheilen, „oder in kirchliche Angelegenheiten uns zu mischen. „Waget es also nicht, die Rechte der Bischöfe an„zutasten; und so gering auch bisweilen hie und da „das persönliche Verdienst des einen oder andern „Bischofes seyn mag, so bleibt er doch immer un„ser rechtmäßiger Hirt, so lange er nur die Wahr„heit lehrt. Hüten wir uns also, unsere Richter „richten, und jene leiten zu wollen, die der Herr „uns zu Führern gesetzt, und uns zu binden und „zu lösen die Macht gegeben hat.“ Als Basilius seine Rede geendet hatte, schritt man zum Unterzeichnen der Akten des Conciliums. Die Legaten baten den Kaiser, daß er, und nach ihm sein Sohn zuerst unterschreiben möchte. Aber mit einer Bescheidenheit, die um so liebenswürdiger erscheint, je größer der Monarch ist, lehnte der Kaiser dieses von sich ab, und auf sein ausdrückliches Verlangen mußten zuerst die römischen Legaten, und nach diesen der Patriarch von Constantinopel und die Stellvertreter der Patriarchalkirchen unterzeichnen, worauf erst der Kaiser mit der gewöhnlichen Purpur-Dinte, und nach ihm der Prinz Constantin ihre Unterschriften gaben. Nach dem Range ih-

rer Kirchen unterzeichneten alsdann auch alle übrigen Bischöfe.

18. Das Concilium war nun beendiget, und alles, was darauf geschehen, in dem vollkommensten Einverständniß mit den römischen Legaten zu Stande gebracht worden. Offenbar hatte jetzt die Kirche von Constantinopel, deren rechtmäßiger Patriarch und alle ihm treu gebliebenen Bischöfe, ihren über einen eben so mächtigen, als gewandten und gewaltthätigen Usurpator errungenen Sieg blos der Standhaftigkeit und Gerechtigkeitsliebe des römischen Stuhles zu danken. Hätte Pabst Nicolaus nicht so kräftig dem, obgleich von der ganzen Allgewalt des mächtigsten Despoten jener Zeit unterstützten Photius widerstanden, hätte er durch dessen Versprechungen, schmeichelnde Worte und scheinbare Demüthigungen, oder geschreckt durch die Drohungen des griechischen Kaisers, sich zur Nachsicht und Schonung verleiten lassen, und den Photius in seiner theils erschlichenen, theils gewaltsam errungenen Patriarchenwürde anerkannt: wie viele griechische Metropoliten, Geistlichen und Mönche hätten nicht, ihrer Stühle beraubt, aus ihrem Vaterlande vertrieben, ihr ganzes Leben in der Verbannung, in Schmach und Elend vertrauren müssen. Unstreitig hatte der römische Stuhl auf dankbare Anerkennung der von ihm, der morgenländischen Kirche und Christenheit, erwiesenen Wohlthaten die gegründetsten Ansprüche. Aber Nationaleitelkeit, und die den griechischen Bischöfen, seit Jahrhunderten zur andern Natur gewordene Scheelsucht gegen den römischen Stuhl wie gegen die abendländischen Kirchen überhaupt, erstickten bei den Griechen auch jetzt sogleich wieder alles Gefühl von Dankbarkeit in ihrer Brust, und bevor noch die

päbstlichen Legaten von Constantinopel abreisen konnten, gab man dem römischen Stuhle zu dem gerechtesten Mißvergnügen schon wieder doppelten und dreifachen Anlaß. — Am dritten Tage nämlich nach Beendigung des Conciliums und Bekanntmachung seiner Beschlüsse, ließ der Kaiser die päbstlichen Legaten mit dem Patriarchen von Constantinopel und den Abgeordneten der orientalischen Patriarchalkirchen zu einem besondern Colloquium einladen. Der Zweck desselben war den Legaten unbekannt. Als sie ankamen, fanden sie in der Versammlung nicht nur den Patriarchen Ignatius nebst den Orientalen, sondern auch die bulgarischen Gesandten. Ein gewisser Petrus, der an der Spitze der bulgarischen Gesandtschaft stand, nahm sogleich das Wort und sprach: „Mehrere Jahrhunderte hindurch saßen wir bisher in den Finsternissen des „Heidenthums, und erst jetzt vor noch nicht sehr „langer Zeit ward die Leuchte des Christenthums „zu uns gebracht. Da wir aber nun auch stets „in dem Lichte des Evangeliums wandeln, und über „nichts im Irrthum bleiben möchten, so wünschen „wir von euch zu vernehmen, welcher von den „patriarchalischen Kirchen, ob der römischen, oder „jener von Constantinopel, wir unterworfen seyn „müssen? — „Offenbar der römischen“ erwiederten die Legaten, „indem euer König sich und sein „Volk dem heiligen Petrus übergeben, und von „dessen Nachfolgern Lehrer, Priester und Lebens„vorschriften und endlich auch noch einen Erzbischof „erhalten hat.“ Die Gesandten leugneten dies nicht, bestanden aber darauf, daß sie, zufolge ihres erhaltenen Auftrages, über die so eben aufgestellte Frage von den hier versammelten Vätern eine bestimmte und entscheidende Antwort begehren müßten. Darauf antworteten die Legaten, daß sie in

Rom über die hier aufgeworfene Frage keine Instruktion empfangen, daher auch darüber weder eine Entscheidung geben, noch gestatten könnten, daß von den Uebrigen, zum Nachtheil der römischen Kirche Etwas entschieden würde. Uebrigens beantworte sich die Frage von selbst. Die Bulgaren seyen durch den Schweis, und die ausdauernden, mit vieler Selbstaufopferung verbundenen Arbeiten römischer Missionaire zum Christenthum bekehrt worden; auch fände man unter ihnen jetzt aller Orten blos römische Geistliche, daher sie (die Legaten) so viel es in ihrer Gewalt liege, jetzt auch diese Frage unabänderlich dahin entscheiden, daß die bulgarische Kirche der römischen angehören müße. — Die Reihe zu sprechen war nun an den Orientalen. Die erste Frage, welche sie an die bulgarischen Gesandten richteten, war: „Welcher zeitlichen Ober„herrschaft war das Land, das ihr jetzt bewohnt, „bevor ihr es erobertet, unterworfen? fandet ihr „zu jener Zeit lateinische oder griechische Priester „in demselben?“ — Die Gesandten antworteten, es sey damals unter der Herrschaft des griechischen Kaisers gestanden, auch hätten sie damals nur griechische Priester darin gefunden. Daraus schlossen nun die Orientalen, daß jene Priester von dem Bischofe von Constantinopel müßten geweihet gewesen seyn (?) und entschieden demnach ohne weiteres, daß die bulgarische Kirche zu dem Patriarchat von Constantinopel gehöre. — Diese durchaus falsche Schlußfolge zu widerlegen, war den Legaten nicht sehr schwer. Zuerst bemerkten sie, daß die Vorrechte der Kirchen sich nie nach der politischen Begrenzung der Länder richte. Von jenen, und nicht von diesen sey jetzt die Rede. Sie erinnerten hierauf den Patriarchen Ignatius und die Orientalen, daß schon von den Zeiten des Pabstes Damasus,

ganz Illyrien, Epyrus, das alte und neue Dacien, wie auch Obermösien, Länder, woraus jetzt gerade das bulgarische Reich zusammen gesetzt wäre, unter der unmittelbaren Gerichtsbarkeit der römischen Kirche gestanden sey. Diese Länder habe erst Kaiser Leo der Isaurier, als er den ikonoklastischen Wahn in der Kirche von Constantinopel einführte, und dadurch von der römischen Kirche sich trennte, ihr widerrechtlich entzogen. Durch die Bekehrung der Bulgaren zum Christenthum kehre dieses Recht zu dem römischen Stuhle, dem es von jeher gehörte, wieder zurück. Die Orientalen gaben darauf eine Antwort, welche nur zu klar beweist, daß die Griechen, Ewiges und Zeitliches, Kirchliches und Politisches in einer und derselben Vorstellung zusammenfassend, das Erstere stets dem Letztern unterordneten. Es ist ungeziemend, sagten sie, daß ihr Römer, die ihr das griechische Reich nicht mehr anerkennt, sondern im Bunde mit den Franken steht, im Gebiete unsers Kaisers dergleichen Vorrechte auszuüben verlangt. Wir entscheiden daher abermals, daß die bulgarische Kirche jener von Constantinopel für die Zukunft auf immer unterworfen bleibe. — „Und wir,“ versetzten darauf die Legaten, „verwerfen und vernichten, bis zur Entscheidung des römischen Stuhles, einen Ausspruch, der eben so ungerecht als unbesonnen ist, und den Ihr zu thun auf keine Weise ermächtiget seyd.“ Die Legaten wandten sich hierauf an den Ignatius, ihn bittend, in der bulgarischen Angelegenheit nichts zu unternehmen, bevor nicht der römische Stuhl darin gesprochen hätte. Ignatius antwortete zwar mit der, ihm eigenen Demuth und Bescheidenheit, vermied aber sehr sorgfältig jede bestimmte, entscheidende Erklärung.

18. Weder der Kaiser noch irgend ein Hof-

beamte war zwar bei dem obigen Colloqium gegenwärtig. Aber offenbar war der ganze Hergang von dem kaiserlichen Hofe geleitet, und von diesem das Ziel, wozu das Colloquium führen sollte, längst schon unabänderlich festgesetzt worden. Auch die Bulgaren hatte Basilius schon vorher in sein Interesse zu ziehen gewußt. Sie hatten vor ungefähr zwei Jahren von dem Pabste den Diacon Marinus zu ihrem Erzbischof begehrt. Hadrian glaubte jedoch diesen, aller Geschäfte so kundigen Diacon, dessen edler Charakter ihm zugleich die sicherste Bürgschaft einer unverbrüchlichen Treue darbot, ungleich besser zu seinem Legaten in Constantinopel gebrauchen zu können. Er gab den Bulgaren also einen andern Bischof, mit dem, wie es scheint, sie nichts weniger als sehr zufrieden waren, und wodurch nun schon der Bulgaren frühere, warme Anhänglichkeit an den römischen Stuhl um vieles erkaltete. Nun hatte aber auch noch einige Zeit vorher der griechische Kaiser den Bulgaren einen sehr bedeutenden, obgleich völlig öden Länderstrich abgetreten; ein Geschenk, das in den Augen der Nation einen um so höhern Werth hatte, als es für sie, wegen der in ihrem Lande immer zunehmenden Bevölkerung, ein wahrhaft dringendes Bedürfniß war, sich jenseits der Donau noch weiter ausbreiten zu dürfen. Da zudem nun noch wechselseitiger Handel und abgeschlossene Handelsverträge beide Nationen einander schon ziemlich nahe gebracht hatten; so glaubten die Bulgaren es ihrem Interesse angemessen, sich ebenfalls durch ihre religiösen und kirchlichen Verhältnisse den Griechen noch näher anschließen zu müssen. Was den Kaiser Basilius betrifft, so betrachtete er die bulgarische Frage blos aus rein politischem Gesichtspunkte. Durch römische Bischöfe, Priester und Missionäre, befürchtete er nämlich, möchten die Bulga-

ren endlich ebenfalls in den Bund mit den Franken, und überhaupt viel zu sehr in das politische System des Abendlandes hineingezogen werden. Nur dieser Besorgnisse wegen hatte jene Frage eine Wichtigkeit für ihn, ohne welche er ihr gewiß stets fremd geblieben seyn würde.

19. Das Benehmen der Legaten und deren kräftigen Widerstand bei dem Colloquium, wo überhaupt von beiden Seiten sehr lebhaft, und nicht selten sogar in anzüglichen beißenden Ausdrücken war gesprochen worden, wußten griechische Bischöfe jetzt trefflich zu benutzen, um den, schon während der Dauer des Conciliums, in die Brust des Kaisers geworfenen Funken von Mißtrauen gegen den römischen Stuhl nur noch mehr anzufachen. Wirklich ward auch den Legaten des Monarchen veränderte Stimmung gegen Rom auf mancherlei Weise fühlbar. Zwar ließ er sie vor ihrer Abreise noch zur Tafel laden, ihnen auch die gewöhnlichen Geschenke reichen; gab ihnen aber zu ihrer Begleitung bis an das Meer nur einen Officier vom untersten Range mit. Als sie an dem Orte ihrer Einschiffung ankamen, war für eine, damals noch sehr beschwerliche Seereise, auch nicht die mindeste Fürsorge zu ihrem Besten getroffen. Dem nächsten besten Schiffe mußten sie sich und ihr Eigenthum anvertrauen. Als sie längs der griechischen Küste segelten, wurden sie sogar von sclavonischen Seeräubern überfallen, gefangen genommen, ihrer Sachen beraubt, auch sämmtliche Original-Akten des Conciliums ihnen abgenommen. Höchst wahrscheinlich war dieses Mißgeschick abermals das Werk griechischer Treulosigkeit. Aber das, worauf es den Griechen vorzüglich ankam, nämlich die von allen Bischöfen unterzeichneten Vereinigungsformeln, hatten die Legaten, weil

gewarnt durch den, schon in Constantinopel von den Griechen gemachten diebischen Versuch, den Gesandten des römischen Kaisers übergeben, die ungefähr um die nämliche Zeit Constantinopel verließen, und bei ihrer Durchreise durch das römische Gebiet diese so wichtigen Aktenstücke dem Pabst in Rom überreichten. — Zur Befreiung der Legaten aus der Gefangenschaft that der Hof von Constantinopel auch nicht den unbedeutendsten Schritt, welches nicht wenig zu dem Verdacht berechtiget, daß der griechische Befehlshaber der dalmatinischen Küste mit den Seeräubern in geheimem Einverständniß gestanden. Nur durch die kräftige Verwendung Ludwigs II. wurden die Gesandten befreiet, erhielten wieder die Acten zurück, und kamen endlich, jedoch erst gegen das Ende des Jahres 870 in Rom an.

20. Pabst Hadrian bestätigte das Concilium nach dessen ganzem Inhalt; nur mit Ausnahme dessen, was in Beziehung auf Bulgarien, eigentlich gar nicht auf dem Concilium, sondern blos bei den, zwischen den Legaten und den Orientalen statt gehabten Colloquium von den Letztern einseitig und eigenmächtig war entschieden worden. Auch der griechische Kaiser ließ die Beschlüsse des Conciliums, in so ferne sie entweder die Staatsgewalt betrafen, und deren Mitwirkung erfoderten, in Vollziehung setzen, foderte aber auch von seinem Patriarchen in Constantinopel, daß er, zufolge der, wegen Bulgarien, von den Orientalen bei dem Colloquium gegebenen Entscheidung, und ohne auf die Protestation der Legaten zu achten, die Gerichtsbarkeit über die bulgarische Kirche übernehme. Ignatius glaubte dieser Forderung sich fügen zu müßen. Er ordnete also für Bulgarien einen Erzbischof, sandte griechische Priester und Missionäre dahin, ließ dort

noch eine Menge Bischöfe ordiniren, und vertrieb alle Römer oder Lateiner aus dem Lande. *) Pabst Hadrian reclamirte zwar dagegen in einem Schreiben an den Kaiser, in welchem er sich auch sehr bitter wegen der wenigen Fürsorge beklagt, die man für die Reise seiner Legaten gehabt habe. Ihnen sey widerfahren, sagte er, was noch keinem Legaten des römischen Stuhles jemals geschehen. Von dem Briefe des Pabstes ist nur ein Bruchstück auf uns gekommen, in welchem Hadrian dem Ignatius den großen Unterschied zeiget zwischen den griechischen Priestern und Missionairen, welche sein Vorfahrer

*) Ganz bestimmt und mit völliger Gewißheit kann man doch das Letztere nicht sagen, und es hat einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß der, von dem Pabste den Bulgaren gesetzte Bischof Grimoald selbst an dem römischen Stuhle zum Verräther ward. Alle aus Bulgarien nach Rom zurück gekommenen Priester und Missionaire erklärten einstimmig, sie seyen weder von den Griechen noch Bulgaren vertrieben, wohl aber von dem Bischofe Grimoald überlistet und betrogen worden. Was den Verdacht gegen denselben um vieles erhöhet, ist, daß er mit großen Reichthümern aus der Bulgarei zurück kam; auch sobald er dem Pabste das Schreiben des bulgarischen Königes, worin ebenfalls von einer Vertreibung der römischen Geistlichkeit kein Wort stand, überreicht hatte, unverzüglich und ohne bei dem heiligen Vater sich zu beurlauben, Rom wieder verließ. — Natürlicher Weise werden die Griechen es gerne gesehen haben, daß die Römer so bald als möglich die Bulgarei räumten; aber wohl fühlend, daß eine gewaltsame Vertreibung derselben den römischen Stuhl nicht wenig beleidigen müße, konnten sie leicht auf den Gedanken gekommen seyn, den Grimoald durch Geschenke in ihr Interesse zu ziehen, und so nach ächt griechischer Manier auf krummem Wege zu ihrem Ziele zu gelangen.

der Pabst Nicolaus aus Bulgarien verwiesen habe, und den römischen Geistlichen, welche die Griechen jetzt so schmählich aus dem Lande vertrieben hätten. Jene wären sämmtlich von der Ordination des Photius gewesen, daher man sie, ohne diesen als rechtmäßigen Patriarchen von Constantinopel anzuerkennen, auch keine geistliche Funktion in dem Lande hätte verrichten lassen können. Bei dem jetzt auf das neue beginnenden Zwist benahm sich übrigens Pabst Hadrian mit ungemeiner Klugheit. Photius, obgleich weit von Constantinopel verbannt, unterhielt doch mit seinen zahlreichen, theils offenen, theils verborgenen Anhängern, einen ununterbrochenen Briefwechsel, und da er ebenfalls unter den Großen viele geheime Freunde und Gönner hatte, so war durch diese auch am Hofe sein Einfluß nichts weniger als völlig erloschen. Unter diesen äußerst zarten Verhältnissen des römischen Stuhles zu dem Hofe von Constantinopel, glaubte Hadrian nur mit der größten Schonung zu Werke gehen zu müßen, erlaubte sich daher für jetzt noch keine stark eingreifende, entscheidende Maßregeln. Endlich starb auch Hadrian II. wie der Leser weiß, schon im November des folgenden Jahres 872. *)

---

*) Das achte Concilium ist das letzte oecumenische Concilium, welches in Constantinopel und überhaupt in dem Morgenlande gehalten ward. Auf Befehl des Pabstes hat der Bibliothekar Anastasius die Akten dieses Conciliums in das Lateinische übersetzt, und zwar der größeren Treue wegen, Wort für Wort, wo nur immer die Verschiedenheit der Sprache dieses erlaubte. In der dazu von ihm verfertigten Vorrede bemerkt Anastasius, daß, wenn man in der Zukunft in andern griechischen Abschriften Abänderungen, Zusätze oder Verstümmelungen finden sollte, man dergleichen Abschriften keinen Glauben schenken, sondern solche, um sich

von dem geschehenen Betrug zu überzeugen, nur mit den, in dem Archiv der römischen Kirche niedergelegten griechischen Originalakten, und deren, von ihm mit der größten Treue gefertigten Uebersetzung vergleichen dürfe. Die bekannte griechische Redlichkeit (graeca fides) machte diese Bemerkung nothwendig. Von allen bisher im Morgenlande gehaltenen allgemeinen Concilien hatten die Griechen jedesmal die Akten verfälscht, bald etwas abgekürzt und verstümmelt, bald ganz ausgelassen; größtentheils aber Zusätze gemacht, die stets die immer größere Erhöhung der Kirche von Constantinopel, und deren allmählige Gleichstellung mit dem römischen Stuhle zum Zweck hatten. Gegenwärtig und bevor noch die päbstlichen Legaten wieder in Rom angekommen seyn konnten, erlaubten sie sich schon wieder eine solche Freiheit. Sie verwandelten nämlich die, von den Orientalen bei dem Colloquium einseitig und willkührlich gegebene Entscheidung wegen der bulgarischen Kirche in einen conciliarischen Beschluß, schmiedeten ein von dem Concilium diesfalls gegebenes Dekret, und fügten dieses den Akten des Conciliums bei. — Wir werden in kurzem sehen, daß ungefähr zehn Jahre nachher die Griechen eben dieses Concilium schon wieder verworfen, und ein anderes von ihnen und ein paar bestochenen römischen Legaten gehaltenes Trug- und Lug-Concilium mit dem Namen des achten oecumenischen Conciliums zu beehren beliebten.

XVIII.

1. Pontificat Johannes VIII. — Wenige Tage nach dem Ableben Hadrians II. ward Johann, Erzdiacon der römischen Kirche, noch am Ende desselben Jahres, unter dem Namen: Johann der achte auf den Stuhl des heiligen Petrus erhoben. Gewöhnlich wird diesem Pabst, in Anse-

hung seines weltlichen, wie kirchlichen Regiments ein doppelter Vorwurf gemacht. Man beschuldiget ihn eben so sehr politischer Kurzsichtigkeit, als kirchlicher, oder vielmehr hierarchischer Feigheit. Indessen scheint doch die Geschichte seines Pontificats diese Vorwürfe durchaus nicht zu bestätigen. Johann bestieg den päbstlichen Thron zu einer Zeit, wo Italien dicht an der Schwelle einer verhängnißvollen, trostlosen Zukunft stand. Gleich nach dem, in dem Jahre 875 erfolgten Tod Kaisers Ludwig II. kam die in den Gemüthern bisher nur schwach unterdrückte Gährung zu ihrem vollen Ausbruch. Die Prinzen des carolingischen Hauses stritten um Italien und die Kaiserkrone. Die italienischen großen Vasallen benutzten diesen Kampf, um Italien für immer von fremder Herrschaft zu befreien. Eigentlich wollten die Italiener jetzt gar keinen Herrn, weil eben dadurch jeder um so mehr hoffte, sich selbst endlich zum Herrn aufwerfen zu können. Jeder verfolgte nur seine eigenen egoistischen Zwecke, und an das Gesammtwohl Italiens dachte niemand, als vielleicht ganz allein nur Pabst Johann VIII. — Eben so traurig und hoffnungslos war auch der Zustand des südlichen Theils der Halbinsel, wo die Sarazenen bei den immerwährend blutigen Fehden der unabhängigen Staaten Unteritaliens, da bald die einen bald die andern sich sogar mit ihnen verbündeten, für ganz Italien eine immer drohendere und gefährlichere Stellung annahmen, während auch die Griechen es ihrem Interesse ganz angemessen fanden, die jetzt in Italien mit jedem Jahr größer werdende Verwirrung immer nur noch mehr zu verwirren, und so lange als möglich zu unterhalten. Bei diesem furchtbaren Conflickt so vieler und mannigfaltiger, sich feindlich durchkreuzender Interessen, der endlich in

einen wahrhaft chaotischen Kampf aller elementarischen Staatskräfte Italiens ausartete, würde ganz gewiß selbst das glänzendste Talent des geübtesten und gewandtesten Staatsmannes sich in seinen Berechnungen nicht selten betrogen gefunden haben.

2. Johann VIII. krönte drei Monarchen; zweien davon setzte er die Kaiser-, dem dritten die Königskrone auf das Haupt. Der erste, dem er die kaiserliche Würde übertrug, war Carl II. von Frankreich. Es ist beinahe unbegreiflich, wie man diesfalls den Pabst einer besondern Vorliebe für das französische und einer ungerechten Abneigung gegen das deutsche Könighaus hat beschuldigen können. Nicht bloß nach den Grundsätzen der römischen Kirche, sondern auch nach den damaligen Staatsansichten aller christlichen Völker lag das Wahlrecht unter den, sich um die Kaiserkrone bewerbenden Candidaten in den Händen des Oberhauptes der Kirche. Selbst die Carolinger bestritten dem Pabste dieses Recht nicht; daher sie sich auch in diesem Falle stets zuerst an den Pabst wandten, weder Geschenke, noch schmeichelnde Worte und Versprechungen sparten, und in ihren Verheißungen, wie sehr sie die Kirche schützen, und was sie für deren Erhöhung thun wollten, sich gegenseitig zu überbieten suchten. Aber bei allem dem war doch immer zu befürchten, daß der Eine oder Andere das, was er durch Bitten und Versprechungen nicht erhalten könnte, endlich durch Waffengewalt zu erzwingen suchen würde. Nach dem Tode Ludwigs II. war Carl von Frankreich allen übrigen Kronkompetenten vorgeeilet, und zuerst mit einem ungemein zahlreichen Heere in Oberitalien erschienen. Mehrere der mächtigsten lombardischen Vasallen schlossen sich ihm an. Daß er nach Rom kommen, und an der

Spitze eines wohlgerüsteten Heeres, das in einem Kampfe um eine Kaiserkrone, eben so sehr von Nationalstolz, als von der Eitelkeit seines Königs würde gespornt worden seyn, um die Kaiserwürde anzusuchen werde, daran konnte kein Vernünftiger zweifeln. Es war also gewiß sehr weise, und den Zeitumständen wie einer gesunden Staatsklugheit vollkommen angemessen, daß Johann vier Bischöfe dem König entgegen schickte, ihn nach Rom einladen, und eine Krone ihm antragen ließ, die er zu verweigern jetzt durchaus nicht mehr im Stande war. Aber bei allem dem war doch die Politik, der er folgte, nichts weniger als furchtsamer Art. Er vergaß dabei weder die Würde noch die Vortheile der römischen Kirche. Erst nachdem Carl dem römischen Stuhle alle dessen zeitlichen Rechte, Gerechtsamen und Prärogative bestätiget, demselben auch die Stadt und das Gebiet von Capua geschenkt, und die Kirche des heiligen Petrus, wie auch das römische Volk und den Senat mit Geschenken überhäuft hatte, ward er von Johann VIII. am vier und zwanzigsten December des Jahres 875, am ersten Tage des heiligen Weihnachtsfestes, in der St. Peterskirche zum römischer Kaiser gesalbt und gekrönt.

3. Als Kaiser Carl II. starb, stand sein Neffe Carlman, König von Baiern, schon mit einem nicht minder zahlreichen Heere an Italiens Grenze. Durch den Tod von seinem Gegner befreiet, betrachtete er sich als Sieger, und Furcht vor dem Geharnischten bewog nun schnell die italiänischen Vasallen, sich um Carlman zu versammeln. Mit ihnen zog er nach Pavia, wo ihm, als König von Italien, von den Ständen gehuldiget ward. Aber der redliche Carlman suchte jetzt selbst den Schein zu ver-

meiden, dasjenige mit Waffengewalt erzwingen zu wollen, was er blos von dem freien Entschluß des Pabstes zu hoffen berechtiget war. Er ging demnach nicht nach Rom, sondern kehrte nach Deutschland, wohin andere nicht minder große Sorgen ihn riefen, wieder zurück. Indessen ließ er sich mit dem Pabste in Unterhandlungen ein. Er versprach ihm, daß, wenn er die Kaiserkrone erhalten würde, er mehr, als irgend einer seiner Vorfahrer, für die Erhöhung des römischen Stuhles thun werde. Johann schien dem Carlman gar nicht abgeneigt; schrieb ihm auch, daß er Legaten an ihn schicken wolle, welche ihm schriftlich Punkt für Punkt alles vorlegen würden, was er vorher erst seiner Mutter, der römischen Kirche, und seinem Beschützer, dem heiligen Petrus zusagen müsse. Den italienischen Ständen gab jedoch der Pabst seine Unzufriedenheit ganz unumwunden zu erkennen, daß sie ohne Zuziehung des römischen Stuhles zu einer Königswahl geschritten wären. *) Beim ersten Blick

*) Daß das Königreich Italien unter den Longobarden ein Wahlreich war, ist unsern Lesern bekannt. Unter den ersten carolingischen Kaisern war freilich von keiner Wahl mehr die Rede. Als aber jetzt Ludwig II. Kaiser und König von Italien, ohne männliche Erben hinterlassen zu haben, gestorben war, nahmen die italiänischen Stände jenes, unter ihren ersten Herren aus dem fränkischen Hause, in Abnahme gekommenes Wahlrecht wieder in Anspruch. Kaiser Carl II. gab es ihnen auch, obgleich nur stillschweigend, jedoch faktisch wieder zurück; denn als ihm, nachdem er in Rom zum römischen Kaiser war gekrönt worden, auch als König von Italien auf dem Reichstage zu Pavia gehuldiget ward, geschah dies unter andern auch in folgenden merkwürdigen Ausdrücken: „jam quia divina pietas Vos, beato

sollte man freilich glauben, der Pabst habe hier seine Forderung zu weit getrieben; denn noch nie hatten ehemals die Longobarden, wenn sie ihre Könige wählten, die Päbste dabei zu Rathe gezogen. Aber die Zeiten hatten sich geändert; und der Pabst ging jetzt von dem schönen, dem wahren Wohl der Kirche und ganz Italiens entsprechenden Grundsatz aus, daß ein römischer Kaiser stets auch Herr von Italien seyn müße; und da die Ertheilung der Kaiserwürde ganz allein von der freien Wahl des Pabstes abhängig war, so hatten die italienischen Stände offenbar einen, wenn auch durch die Zeitumstände erzwungenen, doch immer eine kleine Rüge verdienenden, voreiligen Schritt gethan. Aber in eben dieser, von dem Pabste beabsichtigten Vereinigung der Kaiserwürde mit der italienischen Königskrone, lag ein wahrhaft großer Gedanke, wie solcher nur einem, über kleinliche Rücksichten und Besorgnisse weit erhabenen Geiste vorschweben konnte. Hätte Johann VIII. den Eingebungen einer engherzigen Politik Gehör geben wollen, so hätte ihm auch ein, durch das Meer und die Alpen von Rom getrennter, und Italien ganz fremder Kaiser ungleich willkommener seyn müssen, als ein Monarch in dessen Händen die Gesammtkräfte von ganz Italien ver-

„rum Apostolorum Petri et Pauli interventione, „per Vicarium ipsorum, Dominum videlicet, „Johannem, summum Pontificem, et universalem Papam, spiritalemque Patrem vestrum, „ad profectum sanctae Dei ecclesiae, nostrorumque omnium invitavit, et ad imperiale culmen sancti Spiritus judicio provexit: „Nos unanimiter Vos protectorem, Dominum, „ad Defensorem omnium nostrum, et Italici „Regni eligimus etc. (Mur. Rer. Ital. P. „2. T. 2.)“

eint waren. Aber der Pabst, die Bedürfnisse und Verhältnisse der Zeit richtig überschauend, verschmähte Berechnungen, die nur Kleinmuth und Feigheit für hohe Weisheit halten, hatte blos das wahre, mit der Ruhe und Sicherheit Italiens unzertrennbare Wohl der Kirche im Auge, und fühlte im Bewußtseyn seiner eigenen Kraft sich vollkommen überzeugt, daß jene unsichtbare hierarchische Macht, mit welcher Jesus Christus das Oberhaupt seiner heiligen Kirche ausgerüstet, mehr als hinreichend sey, um das Ansehen und die Rechte des apostolischen Stuhles, trotz jeder gedenkbar möglichen Anmaßung der weltlichen Macht, wie nahe sie auch Roms Thoren stehen möchte, dennoch stets mit Nachdruck und Würde zu behaupten.

4. Jeder nur etwas über sein Jahrzehend hervorragender Mann wird gewöhnlich von seinen Zeitgenossen verkannt und misverstanden. Gleiches Schicksal hatte demnach auch Johann VIII. Man misdeutete sein weises besonnenes Verfahren; und so entstand jetzt plötzlich das lügenhafte Gerücht, der Pabst wolle aus Vorliebe für Frankreich Carlman blos mit leeren Hoffnungen hinhalten. Dieser hatte, bevor er Italien verließ, den beiden Herzogen Lambert und Adalbert, der eine von Spoleto, der andere von Tuscien, den Auftrag gegeben, den Pabst in der, ihm bisher so günstigen Gesinnung auch ferner zu erhalten. Unter dem Vorwand dieses erhaltenen Auftrages eilten beide raublustige Vasallen mit zahlreichen Schaaren nach Rom, überfielen die Stadt, verübten Gewaltthätigkeiten jeder Art, plünderten das römische Gebiet, hielten den Pabst in der leoninischen Vorstadt eingeschlossen, und foderten von ihm und den Römern, dem Carlman alsogleich den Eid der Treue zu schwören. Nichts

war unerhörter und widerrechtlicher, als dieses Begehren. Nur dem Kaiser, als obersten Schutz- und Schirmherrn waren die Römer verpflichtet, nicht aber dem Könige von Italien, indem ja Rom nie, weder zu dem ehemaligen longobardischen, noch jetzigen italienischen Königreiche gehört hatte. Die Römer, geschreckt durch das, die ganze Stadt erfüllende Waffengeräusch, fügten sich den Foderungen der beiden Herzöge, und schwuren alles, was man wollte, daß sie schwören sollten. Nur der Pabst blieb fest und unerschütterlich, *) ließ die

*) Es ist schwer zu errathen und noch schwerer zu ergründen, warum man diesen Pabst beinahe allgemein der Feigheit und weibischen Schwäche beschuldiget. Aber eine irrige Ansicht, oder ein falsch ausgesprochenes Urtheil darf nur einigemal wiederholt werden, und sogleich werden hunderte und abermals hunderte den Irrthum nachsprechen, und die boshafteste Verläumdung, wie das gröbste Vorurtheil sich endlich in, wie man zu sagen pflegt, allgemein anerkannte Wahrheiten verknöchern. In den so ungemein schwierigen Verhältnissen, in welchen Johann VIII. sich befand, konnte er, was sehr menschlich ist, Mißgriffe begehen, besonders da selbst die kühnste Hand den Schleier, der damals eine ahnungsvolle Zukunft deckte, nicht hinweg zu ziehen vermocht haben würde. Aber in dem ganzen Leben dieses Pabstes findet sich nicht ein einziger Zug, der auf Schwäche oder weibliche Unentschlossenheit deutet. — Nichts ist spaßhafter, als wenn Geschichtschreiber, um dem Namen dieses Pabstes das Prädicat der Schwäche beifügen zu können, überall da, wo er eine ungewöhnliche Charakterstärke entfaltet, diese dem Eigensinne des Alters zuschreiben. — In den Jahrhunderten, die wir jetzt durchgehen, berufe man sich ja nicht allzusehr auf das Zeugniß gleichzeitiger Geschichtsschreiber. Die Chronisten jener Zeit schrieben gewöhnlich blos nach Hören-Sagen, waren von dem Schauplatze der Ereignisse größtentheils weit entfernt, und von Partheigeist und den, ihm anhängenden Vorur-

in der St. Peterskirche aufbewahrten Schätze in Sicherheit bringen, bedeckte den Altar mit einem Trauertuch, verbot jeden Gottesdienst in dieser Kirche zu halten, schleuderte hierauf einen furchtbaren Bannfluch gegen die Urheber des gegen die römische Kirche begangenen Frevels, und da die beispiellosen Gewaltthätigkeiten jener beiden Herzoge, die, weil sie es jetzt noch ihrem Interesse angemessen hielten, an der Spitze der deutsch-italienischen Parthei standen, ihn dem Carlman abhold gemacht hatten, so schiffte er sich ein, und suchte den Schutz, wo mehrere seiner Vorfahrer ihn so oft schon gefunden hatten.

5. So bald Johann in Arles gelandet war, begab er sich nach Troyes, wo Carls II. Sohn und Nachfolger Ludwig, dem man wegen seiner etwas schweren Aussprache den Beinamen: der Stammler zu geben pflegt, krank lag. Der Pabst wünschte nichts sehnlicher, als eine persönliche Zusammenkunft nicht blos mit Carlman, *) son-

theilen nie oder nur höchst selten völlig frei. Ihre Chroniken wimmeln von Unrichtigkeiten, falschen Angaben, und einer Menge offenbarer blos vom Partheigeiste ausgesprochener oft wahrhaft boshafter Urtheile. Selbst die besten dieser Annalen machen hierin keine Ausnahme, wie z. B. die Fuldaischen und Bertinianischen, obgleich von den letztern der wahrhaft gelehrte, und der großen Welt und deren Umtrieben gewiß nicht fremde Erzbischof Hincmar der Fortsetzer war.

*) Schon vor seiner Abreise nach Frankreich hatte Johann erklärt, daß er jetzt Rom verlasse, um mit Carlman sich mündlich zu bereden. Hievon nimmt nun Muratori Anlaß, den Pabst der Verstellung zu beschuldigen, „denn" sagte der grundgelehrte Mann, „der Weg über das Meer und über Frankreich ist ja

dern auch mit allen Prinzen des carolingischen Hauses. Hier in Troyes wollte er demnach ein allgemeines Concilium halten, zahlreicher, als je eines der frühern; denn die höchsten Interessen der Kirche, der Christenheit und des gesellschaftlichen Zustandes sollten darauf behandelt werden. An alle carolingische Fürsten, an deren ersten Vasallen, an alle Bischöfe Germaniens, Frankreichs und Italiens ergingen päbstliche Einladungsschreiben. Aber der eifrige und thätige Pabst mochte sich abmühen, so viel er nur immer konnte, Niemand folgte seinem Rufe; und als endlich das, unter so vielen Bewegungen vorbereitete, mit so großem Geräusch angekündigte, und so viele und große Erwartungen erregende Concilium eröffnet ward, zählte man auf demselben blos dreißig Bischöfe, und unter diesen nur drei italiänische, die wahrscheinlich ebenfalls nicht gekommen seyn würden, hätte der Pabst nicht selbst sie mit sich aus Italien gebracht. — Auf diesem Concilium wurden die beiden Herzoge Lambert und Adalbert noch einmal mit dem Bann belegt, auch

lange nicht der nächste, der zu Carlman führte." Dies ist freilich eine Wahrheit, die kein Geograph dem Herrn Muratori bestreiten wird. Wenn man aber, wie die beiden Herzoge, Lambert und Adalbert es wirklich thaten, dem Pabste alle Wege zu Lande versperrt und verlegt, dann mußte er doch wohl sich zu Ostia einschiffen, und seinen Weg über das Meer nehmen. Da der Pabst einen persönlichen Zusammentritt sämmtlicher carolingischer Prinzen beabsichtigte; so war er zu Troyes dem Carlman schon mehr als auf halbem Wege entgegen gekommen, durfte demnach erwarten, daß derselbe die andere Hälfte des Weges machen werde; welches wahrscheinlich auch geschehen wäre, hätte ihn nicht die schwere Krankheit, von der er gleich nach seiner Rückkehr aus Italien befallen ward, daran gehindert.

ward über sie und ihre Genossen dreimal das Anathema der Kirche ausgesprochen. Die übrigen Verhandlungen betrafen größtentheils blos die französische Kirche, und Frankreichs damals, gerade im höchsten Grade zerrütteten innern Zustand. Den an Leib und Seele schwachen Ludwig stellte Johann unter den Schutz der Kirche, und setzte ihm die Königskrone auf das Haupt. Aber auch bei dieser Gelegenheit wußte der Pabst seine Würde und das Ansehen des apostolischen Stuhles zu behaupten. So erwünscht es ihm auch seyn mußte, Frankreich auf alle Weise in sein Interesse zu ziehen, so ließ er sich doch weder durch die Bitten des Königes, noch durch die Zudringlichkeit der französischen Magnaten bewegen, jetzt auch die Königin Adelheid zu krönen. Ludwig war nämlich früher mit Ansgarde vermählt gewesen, und durch sie Vater zweier Prinzen geworden. Aber Carl II. sein Vater, ohne dessen Willen und Wissen diese Verbindung war geschlossen worden, zwang ihn einige Zeit nachher, sich von Ansgarde zu scheiden, und mit Adelheide zu vermählen. Da aber jene jetzt noch lebte, so wollte und konnte der Pabst auch die letztere nicht als rechtmäßige Gemahlin erkennen, verweigerte daher ihr standhaft die Krönung, indem ja der Krönungsakt eine faktische Anerkennung der Gültigkeit einer, gegen Gottes und der Kirche Gebot geschlossenen Ehe gewesen seyn würde.

6. Bei seiner Ankunft in Frankreich, wie bei seiner Durchreise durch Provence, war der Pabst von dem dortigen Herzog Boso, nachherigen König von Burgund, mit der größten Auszeichnung empfangen und behandelt worden. Auch jetzt, als Johann, nach einem Aufenthalt von einem Jahre, Frankreich verließ, ward er von demselben unter zahlreicher, be-

waffneter Begleitung, und einem ungemein glänzenden Gefolge, wieder über die Alpen zurück nach Pavia geführt. Herzog Boso war ein kühner, unternehmender, aller Geschäfte des Krieges, wie des Friedens kundiger Fürst. Die Zügel einer Regierung mit sicherer und fester Hand zu führen, und eine wilde, gesetzlose Zeit so viel wie möglich zu bändigen, verstand vielleicht damals niemand besser als er. Zudem war Bosos Gemahlin Ermengarde die Tochter des verstorbenen Kaisers, Ludwigs II., er selbst durch seine Schwester Richildis, des verstorbenen Carls II. Gemahlin der angeheirathete Oheim des Königes von Frankreich. Bei der, im Innern Frankreichs herrschenden allgemeinen Zerrüttung, und dem kränkelnden Zustand des Königs, der allem Anscheine nach jetzt schon nahe am Ende seiner Laufbahn stand, sah der Pabst wohl ein, daß von dieser Seite keine Hülfe zu hoffen sey; und da nun auch Carlman in Bayern ohne Hoffnung der Genesung krank danieder lag, so fiel Johann auf den Gedanken, dem Herzog Boso, weil dieser wirklich ein Herr war, wie die Zeit ihn bedurfte, die Kaiserkrone und mit dieser auch das Königreich Italien zu verschaffen. Er nahm ihn also an Kindesstatt an, und die Nachricht, die er von dieser Ankindung den italienischen Ständen gab, ließ seine ferneren Absichten mit diesem Herzoge so ziemlich deutlich und unverhüllt durchschimmern. Aber dieser, wie so mancher andere Plan des Pabstes zum Besten Italiens, scheiterte an den selbstsüchtigen Umtrieben ehrgeiziger, nach Unabhängigkeit strebender Großen, die, ohne Gemeingeist und Vaterlandsliebe, wie wir schon erwähnt, eigentlich gar keinen Herrn wollten, am wenigsten einen solchen, der kräftig genug wäre, ihren Anmaßungen wie ihrer mißbrauchten, usurpirten Gewalt ein Ende zu machen. Seine Absich-

ten und Hoffnungen auf Herzog Boso mußte der Pabst also aufgeben, und da indessen Ludwig von Frankreich gestorben, und Carlman vom Schlage getroffen und der Sprache beraubt, so gut wie schon todt war, so suchte Johann jetzt sich den Brüdern des Letztern, Ludwig und Carl *) zu nähern, noch unentschlossen, wem von beiden er die Kaiserwürde ertheilen sollte. Er entschied sich endlich für Ludwig, der aber, wohl voraussehend, daß die Erhaltung seiner eigenen Erbländer ihm keine lange Abwesenheit aus denselben gestatten würde, das Anerbieten des Pabstes mit allem Anstand von sich ablenkte. Desto mehr Reitz hatten Italien und die Kaiserkrone für Karln. Dieser versprach dem Pabste alles, was er nur wünschte: gänzliche Befreiung der italienischen Küste von den Sarazenen, Erhöhung der römischen Kirche, wiederkehrende Ruhe und Ordnung in ganz Italien. Johann befand sich damals in einer äußerst bedrängten Lage. Von den Sarazenen ward er zwar wenig beunruhiget; denn mit diesen war er noch vor seiner im Jahre 878 angetretenen Reise nach Frankreich, als er endlich einsah, daß weder an eine Hülfe von den Carolingern, noch an einen gemeinsamen Bund aller italienischen Staaten gegen die Sarazenen zu denken wäre, in Unterhandlungen getreten, hatte sich zu einem jährlichen Tribut von fünf und zwanzig tausend Mancusen verpflichtet, und auf diese Weise Rom und der römischen Kirche Sicherheit erkauft. Aber desto mehr plagten ihn die kleinen italienischen Tyrannen. Unter diesen zeichnete sich ganz besonders Wido von Spoleto aus. Gleich einem wilden Eber durchwühlte

*) In den Geschichtsbüchern heißt er gewöhnlich Carl der Dicke.

er raubend und mordend das römische Gebiet, ließ, wenn er Gefangene machte, denselben gewöhnlich beide Hände abhauen, und ward für die Römer eine ärgere Geißel, als die Sarazenen es je gewesen seyn konnten. Gegen so viele äußere und innere Feinde aller gesellschaftlichen Ordnung suchte Johann nun Hülfe bei Carl. Dieser eilte auch sogleich nach Italien. Der Pabst ging ihm bis nach Ravenna entgegen. Aber Carl brachte wieder nichts als leere Versprechungen mit, und kehrte nach einigen Unterredungen mit dem Pabste nach Deutschland zurück. — Als im folgenden Jahre Carlman gestorben war, ging Carl abermals, und zwar diesmal mit einem Heere nach Italien. Von allem, was er versprochen, hatte Carl bisher noch nichts gehalten, oder vielmehr noch nicht erwiesen, daß er es zu halten Willen und Kraft habe. Johann schickte ihm daher einige Legaten entgegen, die ihm die Bedingungen vorlegen sollten, unter welchen er nach Rom kommen dürfe. Carln selbst schrieb er, daß, bevor er nicht alle Forderungen der päbstlichen Legaten erfüllt haben würde, er sich nicht unterstehen sollte, einen Fuß auf das Gebiet des heiligen Petrus zu setzen. Zwischen Johann und Carl begannen nun Unterhandlungen, die, obgleich uns unbekannt, doch höchst wahrscheinlich nach dem Wunsche des Pabstes sich endigten; denn Carl kam wirklich nach Rom, und ward im Jahre 881 am heiligen Weihnachtsfeste vom Pabste zum Kaiser gekrönt.

7. Aber Kaiser Carl III., obgleich nicht ohne Einsicht, und von dem besten Willen, war dennoch eben so wenig für Italien, wie für Deutschland und nachher für Frankreich, der Herr, wie der wilde Charackter der Zeit ihn erforderte. Italien blieb der Schauplatz anarchischer Verwirrung, die jetzt

noch höher stieg, als auch in dem benachbarten Burgund Herzog Boso sich zum Herrscher aufwarf, mit dem Königstitel sich schmückte, und diese Länder den Carolingern entriß. Die Ereignisse jener Zeit gleichen einem wilden, alle Leidenschaften ausschäumenden, aber auch alles, und besonders den Pabst, seiner ihm eigenen Stellung wegen, mit sich fortreißenden Strom. In alle Angelegenheiten Ober- und Unter-Italiens, Burgunds, Frankreichs, zum Theil selbst Deutschlands war Johann VIII. auf das mannigfaltigste verwickelt, und eine, in das Detail eingehende geschichtliche Darstellung seines Pontificats möchte ungleich mehr der Welt- und Völkergeschichte, als der speciellen Geschichte unserer Kirche angehören. Johann überlebte die Kaiserkrönung Carls III. nicht lange. Er endete sein thätiges, mühevolles, unaufhörlich von Sorgen und Gefahren jeder Art umlagertes Leben schon im folgenden Jahre 882 am fünfzehnten des Monates December, nach einer zehnjährigen, in einer furchtbar bewegten Zeit, äußerst unruhigen Regierung. — Man kann nicht leugnen, daß die vielen, größtentheils stürmischen Welthändel auch diesen Pabst bisweilen verweltlichten. So z. B. hatte er den Bischof Athanasius, der zugleich auch als Herzog in Neapel herrschte, in den Bann gethan, weil er, aller Aufforderungen und Ermahnungen des Pabstes ungeachtet, dennoch in seinem Bündniß mit den Sarazenen beharrte, deren Raub sogar gewöhnlich mit ihnen theilte. Als Athanasius endlich nach Jahresfrist von dem Banne gelöset zu werden wünschte, und den Pabst um die Lossprechung bat, ward ihm diese auch ertheilt, aber unter der Bedingung, daß er seinem Bündniß mit den Feinden der Christenheit augenblicklich entsage. Doch damit noch nicht zufrieden, wollte Johann auch für die Zukunft jede fernere Annäherung zwischen dem

Herzog und den Sarazenen unmöglich machen. Er befahl also dem Athanasius, mehrere an dessen Hofe sich aufhaltende Sarazenen, die jedoch auf den Schutz des Herzoges sich stützend, in dem römischen Gebiete mehrere, Todesstrafe nach sich ziehende Verbrechen begangen hatten, ohne weiteres hinrichten zu lassen. Johanns politischer Zweck ward zwar dadurch erreicht, ob aber ein solcher Befehl von Seiten eines Pabstes dem Geiste der alten ehrwürdigen Kirchendisciplin angemessen war, oder nicht? dies ist eine Frage, zu deren Beantwortung wir uns jetzt nicht gerade berufen fühlen. — Mit wenigerm Grunde tadelt man auch an ihm, daß er viel öfters, als irgend einer seiner Vorfahrer, zu den Blitzen des Vatikans gegriffen. Aber von Christen noch ungleich mehr, als von den Sarazenen geplagt, welch anderes Mittel hatte er in Händen, um eine völlig gesetzlose Zeit nur einigermaßen zu zügeln? Schreckte der geschleuderte Bannstrahl auch nicht immer den Getroffenen, so that er doch noch weit öfters die erwünschte Wirkung, und hielt überhaupt die noch nicht ganz verwilderten Naturen von ähnlichem Frevel zurück. Gegen reumüthige Verbrecher verfuhr Johann VIII. stets mit vieler Schonung, milderte auch solchen Sündern nicht selten die, ihnen von ihren Bischöfen auferlegte Buße, sobald er dieselbe nur einigermaßen zu schwer fand. — Unter ihm und auf seinen Befehl schrieb Johann, Diacon der römischen Kirche und vorher Mönch von Monte Casino, in vier Büchern das Leben des heiligen Pabstes, Gregors des Großen.

XIX.

1. **Wiederherstellung des Photius f dem Patriarchalstuhle von Constan- iopel.** — Wenn auf das kirchliche Regiment hanns VIII. einiger Schatten fallen sollte; so wäre unstreitig blos dessen Benehmen in den, so äu- st zarten, und schwer zu behandelnden Verhält- en der römischen Kirche zu jener von Constan- opel, was ihm einen vielleicht nicht ganz unge- indeten Tadel zuziehen könnte. Man wird in Ver- }ung geführt zu glauben, daß er hierin mehr der :imme einer menschlichen, daher stets und zu al- Zeiten höchst wandelbaren Politik, als den For- ungen heiliger Canons, und seiner eigenen bes- n Einsicht Gehör gab. Aber auf der andern Seite ın man auch nicht leugnen, daß das um ihn her ı Lug, Trug und Bosheit gesponnene Netz künstlich geflochten war, daß es beinahe völlig möglich schien, von demselben nicht umstrickt zu rden, besonders da der Abgrund der Schlechtig- t des Photius so tief war, daß selbst ein, an 3 Verderbniß menschlicher Natur gewohntes Auge ıselben durchaus nicht zu ergründen vermochte. In- ssen scheint aber doch auch schon in der bulgari- en Angelegenheit Johann VIII. mit einem etwas heftigen, nicht durch Liebe und Sanftmuth sehr milderten Eifer verfahren zu seyn. Nachdem er, rhindert durch die, oft wahrhaft alles überflu- :nde Menge von Geschäften, die Frage wegen Bul- rien sechs Jahre auf sich hatte beruhen lassen, ıdte er plötzlich im Jahre 878 Legaten nach Con-

stantinopel, welche dem Patriarchen Ignatius ein, in den härtesten Ausdrücken gefaßtes päbstliches Schreiben überbrachten. Blos seiner Milde, erklärte der Pabst darin, müsse Ignatius es verdanken, daß er ihn nicht längst schon von der Gemeinschaft der römischen Kirche getrennt habe, nun aber befehle er ihm, alle von ihm nach Bulgarien geschickte Priester innerhalb dreißig Tagen wieder aus diesem Lande zu ziehen. Würde er binnen zwei Monaten nicht gehorchen, so sollte es ihm untersagt seyn, das heilige Opfer darzubringen, und wenn er auch hierauf noch länger bei seinem Ungehorsam verharren würde, mit der Excommunication und Entsetzung des bischöflichen Amtes bestraft werden. — Ein Bischof von so allgemein anerkannter Heiligkeit, wie Ignatius, hätte unstreitig einen solchen Brief nicht verdient, besonders in einer Angelegenheit, die beinahe ganz allein von dem Kaiser abhing, der dieselbe ungleich mehr als einen politischen, wie kirchlichen Gegenstand betrachtete. Doch dieser harte und dräuende Brief kam nicht mehr in die Hände des Ignatius. Er war schon, bevor noch die Legaten in Constantinopel ankamen, in die Freude seines Herrn eingegangen. Die römische wie die griechische Kirche zählen ihn den Heiligen bei, denn Gott selbst gab ihm Zeugniß durch mehrere, sowohl schon an seiner Bahre, als auch nachher an seinem Grabe gewirkte Wunder. Mit Einschluß der Usurpationsjahre des Photius, hatte Ignatius dreißig Jahre lang der Kirche von Constantinopel mit Weisheit und hervorleuchtender Frömmigkeit vorgestanden.

2. Auf welchen Schleichwegen und durch welche Künste es dem Photius gelang, die Gunst des Kaisers wieder zu gewinnen, ist unsern Lesern bekannt; eben so auch, daß er schon zu Lebzeiten des Ignatius,

obgleich gegen dessen Willen, bischöfliche Funktionen verrichtete. Kaum war also jetzt Ignatius todt, als Photius schon am dritten Tage nach der Beerdigung desselben, von dem bischöflichen Sitz von Constantinopel wieder Besitz nahm. Photius war noch ganz derselbe Mensch, der er vor zehn Jahren gewesen war. Während seiner mehrjährigen Verbannung hatte auch nicht ein einziger Zug aus seinem vorigen gottesvergessenen Leben mit Reue auf sein Herz gewirkt; zu tief wurzelte darin eine, auf völligen Unglauben an alle göttliche Lehren und Wahrheiten hindeutende Verruchtheit; und so stand nun in derselben Stunde, in welcher er als abermaliger Patriarch zum erstenmal in der Kirche von Constantinopel erschien, auch sogleich wieder aller Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte. Alle Freunde des heiligen Ignatius wurden auf das neue verfolgt, unter erlogenen Vorwänden mehrere derselben ihrer bischöflichen Stühle beraubt, und diese mit den schlechtesten Menschen, seinen Creaturen, besetzt. So z. B. vertrieb er den ehrwürdigen Euphemian, Bischof der Euchaiten aus seiner Kirche, und erhob auf diesen bischöflichen Stuhl einen elenden Mönch, nämlich den berüchtigten, unsern Lesern schon bekannten Santabaren. *) Eben so zwang er den Erzbischof Nycephorus von Nicäa, seine erzbischöfliche Kirche zu verlassen, und ertheilte diese dem, von drei Päbsten und mehrern Concilien excommunicirten, anathematisirten und nur dann, wenn er Buße gethan haben würde, blos zur Communion der Laien zuzulassenden Gregor Asbesta. Noch ärger wüthete er gegen jene, welche zu seiner, mit den Verordnungen der beiden letzten Päbste, wie

---

*) Er hieß eigentlich Theodorus Sykophantas, führte aber

mit den Entscheidungen des vor zehn Jahren gehaltenen ökumenischen Conciliums in schreiendem Widerspruch stehenden Wiedereinsetzung ihre Zustimmung verweigerten. Fruchteten bei solchen Bischöfen weder Geschenke noch Versprechungen, dann ergoß er sich gewöhnlich in einen Strom der ärgsten Lästerungen gegen dieselben, laut und öffentlich sie der abscheulichsten Laster beschuldigend; so bald aber diese, wohl voraussehend, daß auf dergleichen Verläumdungen und falsche Anklagen auch bald Absetzung, Einkerkerung, Peitschenhiebe, Verbannung rc. folgen würden, sich ihm unterwarfen, dann standen sie auch sogleich wieder eben so rein wie ein Engel des Lichtes da, und wer gestern noch ein Ehebrecher, Räuber, Mörder, Gotteslästerer rc. gewesen seyn mußte, war heute des Photius geliebter Bruder im heiligen Amte, ein höchst ehrwürdiger, heiliger Prälat, ein Mann ganz nach dem Sinn und Herzen Gottes.

3. Indessen fühlte doch Photius sehr wohl, daß, trotz aller dieser ihm zu Gebote stehenden Zwangsmittel, dennoch die bei weitem größere Majorität der Katholiken, sowohl Geistliche wie Laien, sich ihm nie unterwerfen würde, so lange der Pabst ihm nicht die Lossprechung ertheilt, und in seine

---

den Namen seines Vaters Santabaren, der ein Manichäer war, bei dem Volk ein dem Rufe eines Schwarzkünstlers stand, nachher mehrerer Verbrechen wegen aus Constantinopel entfloh, nach Bulgarien ging, und dort ein Heide ward. Sein in Constantinopel zurückgelassener Sohn Theodor kam durch die Fürsorge des Cäsars Bardas in das Studitenkloster, ward da Mönch, bald darauf dem Photius bekannt, und sogleich der eifrigste Anhänger desselben.

Kirchen-Gemeinschaft aufgenommen hätte. Da er alles über den Kaiser vermochte, so schickte Basilius im folgenden Jahre eine feierliche Gesandtschaft, mit den herrlichsten Geschenken für den heiligen Petrus, nach Rom. Das kaiserliche Schreiben war voll der ehrerbietigsten Ausdrücke gegen den römischen Stuhl, „dessen Gewalt, weil ihm von Jesu Christo selbst „übertragen, der Kaiser alles unterwerfe." — In den schmeichelndsten Worten bittet Basilius den Pabst, daß er gegen den Photius, den alle Stände des Reiches, und selbst die orientalischen Kirchen wieder auf den Stuhl von Constantinopel gerufen, und in dessen Lobe sich der Kaiser nun völlig erschöpfte, sein mitleidsvolles Herz öffnen, ihn zu der Würde und den Ehren eines Patriarchen und oberstem Priesters zulassen, und in seine Kirchengemeinschaft aufnehmen möchte. Nebst den übertriebensten Lobeserhebungen des Photius enthielt der Brief des Kaisers auch eine Menge der glänzendsten Versprechungen. Eine griechische Flotte würde unverzüglich an den Küsten von Italien erscheinen, und den Uebermuth der Sarazenen zügeln. Die griechischen Befehlshaber in Unteritalien sollten den römischen Stuhl gegen alle offene und geheime Feinde schützen; endlich würde auch die bulgarische Kirche der Gerichtsbarkeit des römischen Stuhles sogleich wieder zurück gegeben werden. — Das Schreiben des Kaisers begleitete auch ein Brief des Photius, in welchem er Reue über sein ehemaliges Betragen heuchelt, eine ihm völlig fremde Demuth zur Schau stellt, und den Pabst, dessen Gewalt alles unterworfen sey, in den demüthigsten Ausdrücken um Barmherzigkeit und Aufnahme in seine Kirchengemeinschaft bittet.

4. Der Pabst befand sich jetzt in einer nicht

wenig bedenklichen Lage. Von den Sarazenen in der Nähe bedrohet, und selbst von den kleinen italiänischen Machthabern unaufhörlich gequält, mußte er, wenn er den Kaiser beleidigte, nun auch von den Herzogen von Benevent und Spoleto, die im engsten Bunde mit dem Hofe von Constantinopel standen, auch den griechischen Kaiser für ihren Oberherrn erkannten, das Aergste befürchten. Zudem sah er voraus, daß, wenn er dem Verlangen des Kaisers und dessen Patriarchen nicht entspreche, ein abermaliges, die gehässigsten Leidenschaften wieder weckendes Schisma in der Kirche von Constantinopel entstehen, und Haß und Zwietracht, blutige Verfolgung und Greul jeder Art die unausbleiblichen Folgen davon seyn würden. Nach reifer Ueberlegung entschloß sich also Johann VIII. den Bitten des Hofes von Constantinopel, und dem Verlangen der drei Patriarchalkirchen des Orients *) zu willfahren. In seinem Antwortschreiben an den Kaiser lobt er daher dessen frommen Eifer für das Wohl der morgenländischen Kirchen, und die darin zu erhaltende so nothwendige und Gott so wohlgefällige Eintracht. Eben so ertheilt er auch des Kaisers Anerkennung der dem römischen Stuhle, zufolge der von Christo gemachten Anordnung, zustehenden oberst richterlichen Gewalt, das gebührende Lob. Was den Photius betreffe, sagt der Pabst, so sey er bereit, sich dem

*) Dies hatte man wenigstens den Pabst in dem Schreiben des Kaisers, wie in jenem des Photius versichert. Vielleicht daß wirklich der schlaue, in allen Künsten der Verführung geübte Photius, durch Versprechungen, Geschenke und gleisnerische Vorspiegelungen jeder Art, die drei Patriarchen auf seine Seite zu ziehen gewußt hat.

Verlangen des Kaisers zu fügen, besonders da dadurch aus der morgenländischen Kirche alle, schon seit geraumer Zeit darin herrschenden Aergernisse und Uneinigkeit auf immer verbannt würden. Zufolge des, von allen übrigen Patriarchen von Jerusalem, Antiochien und Alexandrien, von allen Metropoliten, Bischöfen und der ganzen Clerisey von Constantinopel so lebhaft geäußerten Wunsches, nehme er also, zum Besten der Kirche und zur Wiederherstellung des Friedens in derselben, den Photius als seinen Bruder und Mitarbeiter in dem bischöflichen Amte wieder in Gnaden auf. Jedoch nur unter folgenden Bedingungen: a) Photius soll vor einem Concilium und in Gegenwart der päbstlichen Legaten, seine frühern großen Vergehungen anerkennen, und wegen derselben die Kirche Gottes um Gnade und Verzeihung bitten. b) Die bulgarische Kirche soll wieder unter die Gerichtsbarkeit der römischen Kirche gestellt werden. c) Nach dem Photius soll kein Laie mehr auf den bischöflichen Stuhl von Constantinopel erhoben, sondern dieser stets durch einen, dieser Patriarchalkirche angehörigen Priester oder Erzdiacon besetzt werden. d) Keine ordinationes per saltum *) dürfen für die Zukunft in der morgenländischen Kirche mehr statt haben. e) Alle von Ignatius geweihten, aber unlängst von Photius abgesetzten Bischöfe sollen in ihre vorigen Wür-

*) Das heißt, der Pabst verbietet, daß in Zukunft die verschiedenen Weihen schnell nach einander ertheilt werden, und z. B. Einer heute zum Lektor, morgen zum Akolythen, am dritten Tag zum Subdiacon, am vierten zum Diacon u. s. w. geweihet werde; sondern jeder soll nur stufenweise, und nicht ohne Beobachtung der zwischen den kirchlichen Würden festgesetzten Zeitfrist, zu denselben befördert werden.

den wieder eingesetzt werden. — Unter diesen Bedingungen, sagt der Pabst, wolle er den Wünschen des Kaisers entsprechen, und vermöge der, von Christo dem h. Petrus und dessen Nachfolgern ertheilten Gewalt zu binden und zu lösen, die über den Photius und dessen Anhänger ausgesprochene Excommunication wieder aufheben. *) Der Pabst

*) Unstreitig sind diese Verordnungen des Pabstes, so wie dessen ganzes Verfahren sehr weise überdacht; auch beruft er sich diesfalls auf mehrere Beispiele seiner Vorfahren in ähnlichen Fällen, die er theils ausdrücklich bezeichnet, theils stillschweigend darauf hindeutet, wie z. B. auf des Pabstes Vigilius zweite Wahl von der römischen Clerisey, auf das Benehmen Leo des Großen gegen Anatolius, und noch mehrere andere Päbste, die ebenfalls von ganzen Concilien gefällte Urtheile wieder aufhoben. Wirklich steht auch der vollkommenen Rechtfertigung Johannes VIII. hier nichts entgegen, als die alle gewöhnlichen menschlichen Begriffe übersteigende Unwürdigkeit des Photius. Seit der Gründung der Kirche ging noch nie ein solches Ungeheuer aus ihrem Schoß hervor. Man erinnere sich nur seiner unmenschlich grausamen Behandlung des h. Ignatius, des rechtmäßigen Patriarchen und Bischofes von Constantinopel, seines lange prämeditirten Mordanschlages auf das Leben dieses Heiligen, seiner über so viele Bischöfe, Mönche und redliche Laien verhängten blutigen Verfolgung, der zahllosen, durch seine Bestechungen geschwornen falschen Eide, seiner bis dahin noch nie erhörten Empörung gegen das geheiligte Oberhaupt der Kirche, seiner vielen, in allen Ländern und Zeiten, mit Ehrlosigkeit und der größten Infamie verbundenen Verfälschungen gerichtlicher Akten, und endlich des dichten, undurchdringlichen Nebels von Lug, Trug, Arglist und Verstellung, den er überall um sich her schuf, und in dem er allein noch sich zu bewegen vermochte. — Welcher nur immer mögliche Gewinn für die Kirche konnte den Nachtheil überwiegen, der ihr durch die Erhebung ei-

mpfiehlt hierauf noch den Photius der Gewogen-
eit des Kaisers, und ermahnt diesen, daß er ihn,
ls seinen geistlichen Vater, der ihn, indem er ihm
öttliche Wahrheiten lehre, auf den Weg des Heils
nd der Seligkeit leite, stets lieben und ehren möge.
Um endlich jeder fernern Spaltung in der Kirche
on Constantinopel zuvorzukommen, und eine voll-
ommene Eintracht darin zu erhalten, bedrohet der
Pabst am Ende seines Schreibens alle jene mit der
Excommunication, welche den Photius nicht aner-
ennen, und von dessen Kirchengemeinschaft sich tren-
en würden. — Nichts lag dem Pabste mehr am
Herzen, als Liebe und Eintracht unter den von Ig-

---

nes solchen, Gott und dessen Geboten völlig entfremdeten Laien auf einen der ersten Patriarchenstühle der Christenheit, das heißt, durch die schmählichste Profanation, tiefste Erniedrung, und völlige Entweihung der doch so hehren und heiligen bischöflichen Würde, eben dieser Kirche mußte zugefügt werden. Sicher hätte der große Pabst Nicolaus lieber noch einmal Rom von den Sarazenen, wie einst von den Gothen und Vandalen plündern lassen, sein eigenes Leben jeder Gefahr ausgesetzt, und eines neuen Schisma in der Kirche nicht geachtet, als auf die Schultern dieses Photius, der höchstens nach Jahren aufrichtiger Buße wieder zu der Communion der Laien zugelassen werden konnte, eine so schwere heilige Bürde zu legen, seinen profanen Händen die unsichtbaren Schätze der Kirche, und die Leitung einer so zahlreichen Heerde zu übergeben. Unstreitig, was auch Johann **VIII.** wahrhaft Ehre macht, war dessen Hauptmotiv in dieser Angelegenheit eine endliche, vollkommene Consolidirung des Friedens und der Eintracht in der Kirche von Constantinopel. Aber ward dieser Zweck erreicht, und wurden nicht die in eben dieser Kirche so tief wurzelnden Uebel, nebst allem Gehässigen eines neuen Schisma, wie wir gleich sehen werden, jetzt nur noch um vieles vermehrt?

natius und von Photius geweihten Bischöfen, damit man ja, wie er selbst sich ausdrückt, von dem einen nicht mehr hören möge, ich bin paulisch, und von dem andern, ich bin cephisch. — Eben so mild und schonungsvoll ist auch das päbstliche Schreiben an den Photius selbst. Es ist ungefähr gleichen Inhalts, und enthält dieselben Bedingungen, unter welchen er ihn als Patriarchen anerkennen, sammt seinen Anhängern von dem Banne lösen, und in seine Kirchengemeinschaft aufnehmen will. — Dieselbe Angelegenheit betreffend, erließ der Pabst noch einige andere Sendschreiben, nämlich an die Clerisey von Constantinopel und die drei Patriarchen des Orients. Ueberbringer sämmtlicher päbstlicher Breven war der, die nach Constantinopel rückkehrenden kaiserlichen Gesandten begleitende Petrus, Cardinal-Priester der römischen Kirche. Der Pabst hatte ihn und die zwei schon in Constantinopel befindlichen Bischöfe Paulus von Ancona und Eugenius von Ostia zu seinen Legaten bei dem bevorstehenden Concilium ernannt, auch dem Petrus eine, in dem römischen Concilium entworfene, und von zwei und zwanzig Bischöfen unterschriebene Instruction mitgegeben, so vollständig und weise durchdacht, daß sie in jeder Angelegenheit den Legaten zur sicher leitenden Richtschnur dienen konnte.

5. Die Legaten und kaiserlichen Gesandten kamen ungefähr im Monate August 879 in Constantinopel an; und schon in den ersten Tagen des Novembers ward das aus drei hundert und achtzig Bischöfen *) bestehende Concilium eröffnet;

*) Die große Anzahl der auf den Akten befindlichen Unterschriften war offenbar wieder die nämliche Taschen-

ein Concilium, an Schandbarkeit keinem je noch gehaltenen Afterconcilium nachstehend. Schon von seinen Legaten ward Pabst Johann mit der nämlichen Treue bedient, mit der sein großer Vorfahrer Pabst Nicolaus von den beiden Bischöfen Rodoald von Porto und Zacharias von Anagnia war bedient worden. Sie ließen sich von Photius gewinnen, und völlig vergessend, was sie ihrer Pflicht und dem römischen Stuhle schuldig waren, wurden sie knechtische Lobredner des Photius, der nun ganz nach Willkühr auf dem Concilium schaltete und waltete, wie es ihm beliebte. Von den, vom Pabste gesetzten Bedingungen ward auch nicht eine einzige erfüllt; ja man dachte gar nicht einmal mehr an dieselben. Als die Legaten bei ihrer Ankunft in Constantinopel dem Photius die Briefe des Pabstes, sowohl an den Kaiser, als an ihn selbst, dessen Clerisey und die Orientalen überreichten, waren sie entweder einfältig oder auch niederträchtig genug, ihm sogar ihre geheime, in Rom erhaltene Instrucktion einzuhändigen. Alle diese Urkunden waren, als das Concilium eröffnet ward, von Photius auf das schändlichste verstümmelt und verfälscht worden. Was ihm nicht zusagen wollte, hatte er ausgelassen, oder ganz unkenntlich verändert, ganze Stellen, woran der Pabst

---

spielerei, deren sich Photius auch bei seinem imaginären, gegen den Pabst Nicolaus I. gehaltenen Concilium bedient hatte; blos um dadurch diesen Concilien ein desto größeres, blöde Augen blendendes Ansehen zu geben. Wie wäre es möglich gewesen, in der so kurzen Zeit von zwei Monaten so viele Bischöfe aus den entferntesten Gegenden des Orients in Constantinopel zusammen zu bringen! — Man sehe die, von Katerkamp hierüber gemachte aproximative Zeitberechnung, in dessen Geschichte, Band 4. S 438.

nie gedacht haben würde, eingeschoben, und endlich in einem dichten Dampf von Weihrauch, den er sich in dergleichen Stellen von dem Pabste streuen ließ, sich selbst gleichsam erstickt. So z. B. hatte der Pabst, in seinem Briefe an den Kaiser, des Photius unbefugte, gleich in den ersten Tagen nach dem Tode des Ignatius gewagte Besitznahme des Stuhles von Constantinopel, obgleich in sehr milden Ausdrücken, dennoch nicht völlig ungerügt gelassen. Er schrieb nämlich: „daß, da nunmehr Ig„natius gestorben, der römische Stuhl, die Zeitum„stände berücksichtigend, geurtheilt habe, daß die von „Photius, ohne Vorwissen des römischen Stuhles „übernommene, obgleich ihm bisher verbotene bischöf„liche Amtsführung mit Schonung zu überse„hen sey," — diese Stelle ward von Photius völlig unterdrückt, und statt derselben läßt er den Pabst folgendes sagen: „Von allen, die aus dem Mor„genlande nach Rom gekommen, ward uns berich„tet, Gott habe den Photius mit allen nur erdenk„lichen Gaben des Geistes wie des Herzens geschmückt. „In allen göttlichen wie weltlichen Dingen besitze „er die höchste Erkenntniß und Weisheit, und seiner „hervorleuchtenden Frömmigkeit in strenger Befol„gung aller Gebote Gottes werde in dem ganzen „Morgenlande mit dem größten Ruhme erwähnt. Es „wäre demnach höchst unrecht gewesen, wenn man „einen solchen Mann unthätig und seine Gaben un„benutzt hätte lassen wollen." — In seinem Schreiben an den Photius sagte der Pabst: „Ge„gen einen Gebesserten müsse man Erbarmung „haben. Auch ihm solle sie daher zu Theil werden, „jedoch unter der Bedingung, daß er vor dem ver„sammelten Concilium Genugthuung leiste, die Kirche „um Verzeihung und Barmherzigkeit bitte, und für „die Zukunft eines heiligen Wandels sich befleißige." —

Dieser Paragraph ward nun dahin verfälscht, daß der Pabst den Photius auffodert, „er möchte, nach „dem Beispiel Christi, und in Gemäßheit der, ihm „selbst eigenen Demuth, Gottes Barmherzigkeit, und „den über ihm waltenden Schutz des römischen Stuh„les auf dem Concilium verherrlichen.“ — In seiner beispiellosen Frechheit alles zu verfälschen war Photius endlich so weit gegangen, daß er in seinem, von dem Pabste erhaltenen Briefe den heiligen Vater sagen läßt, „er habe das achte Concilium verworfen und aufgehoben, und erkläre alle Beschlüsse desselben für null und nichtig.“ Diese nämliche Erklärung hatte Photius auch in die, den Legaten in Rom gegebene Instruction eingeschoben, so daß nach der von Photius gemachten Interpollation der Pabst nun darin sagt: „Wir wollen über dies, daß von unsern Legaten vor der „ganzen Versammlung bekannt gemacht werde: die „zu den Zeiten des Pabstes Hadrian, so wohl in „Rom wie auch in Constantinopel, gegen den Pa„triarchen Photius gehaltenen Synoden seyen nich„tig und ohne alle gesetzliche Kraft.“ *) —

6. Bei dem Concilium führte Photius sogar vor den römischen Legaten den Vorsitz, und diese waren feig genug, dazu zu schweigen, und auch nicht den mindesten, den Vorrang des römischen Stuhles sichernden Einspruch dagegen zu erheben. Das

*) Des Photius Verfälschung der päbstlichen Briefe hat der Cardinal Baronius (ad an. 879, §. 7 et seq.) klar und deutlich erwiesen, indem er diese Briefe des Pabstes aus dem römischen Archiv, nach deren ganzem Inhalt in seinen Annalen mittheilt, und sie hierauf mit den davon gefertigten, und den Akten des Conciliums beigelegten griechischen Uebersetzungen vergleicht.

Concilium hatte demnach jetzt offenbar gar keinen Zweck mehr. In allem wurden sieben Sitzungen gehalten, wovon die fünf ersten nichts als eine ununterbrochen fortlaufende Apotheose des Photius waren, den bestellte und wohlbezahlte Lobredner mit den ausschweifendsten Lobsprüchen überhäuften, die stets von allen übrigen Bischöfen mit dem lautesten Beifall aufgenommen wurden. Unstreitig wäre dies letztere ein abermaliger Beweis des wandelbaren, auf keinen Grundsätzen beruhenden, von jedem Windstoß hin und her bewegten Charakters der Griechen; wenn man nicht mit Grunde besorgen müßte, daß die Akten dieses Conciliums eben so sehr, wie die Briefe des Pabstes und der orientalischen Patriarchen von Photius möchten verfälscht und mit Zusätzen überfüllt worden seyn. Indessen machten sich manche der erkauften Lobredner selbst wahrer Gotteslästerungen schuldig. So z. B. wandte Procopius von Cäsarea die, auf Jesum Christum sich beziehenden Worte des Apostels: „Wir haben einen Hohenpriester, der die Himmel durchdringt“ nun auf den Photius an. Unverkennbar war übrigens in allen den völlig objectlosen Sitzungen dieses Conciliums das Streben des Photius und der griechischen Bischöfe, den Stuhl von Constantinopel jenem von Rom gleich zu stellen, ja den letztern bisweilen sogar gewißermaßen sich unterzuordnen. Als die päbstlichen Briefe an den Kaiser, den Photius und den Clerus von Constantinopel, die doch jetzt sämmtlich von Photius ganz nach seinem Wunsche waren umgemodelt worden, dem Concilium vorgelesen wurden, und die Legaten nach geschehener Ablesung die versammelten Väter (!!) fragten, ob sie alles, was darin enthalten, annehmen wollten, gaben sie zur Antwort: „Wir erkennen und nehmen alles darin

an, was dieselben (die päbstlichen Briefe nämlich) billiges und rechtmäßiges enthalten. Bei den Stellen, in welchen der Pabst sein Verlangen kund gibt, in der morgenländischen Kirche Friede und Eintracht wieder herzustellen, affectirten die griechischen Bischöfe sogar eine Art von Unwillen gegen den heiligen Vater, und erklärten, daß Friede und Eintracht schon längst unter ihnen geherrscht, und der Pabst sich solcher Ausdrücke nicht hätte bedienen sollen. — Als man bei Vorlesung der, in Rom den Legaten gegebenen Instruktion an die von Photius interpollirte päbstliche Erklärung kam, daß nämlich die gegen Photius in Rom und Constantinopel gehaltenen Concilien verworfen und außer Kraft gesetzt seyn sollen, erhoben sich abermals wieder alle Bischöfe, und erklärten, daß sie Kraft ihrer eigenen Gewalt diese Synoden selbst schon verworfen, verdammt und verflucht hätten. — Die bulgarische Frage ward völlig beseitiget. Hiezu, sagten die Bischöfe, hätten sie jetzt keine Zeit, auch gehörte die Angelegenheit vor den Kaiser, der allein das Recht hätte, die Grenzen seines Reiches zu bestimmen. Auf die Forderung des Pabstes, daß künftig kein Laie mehr auf einen Bischofs-Stuhl sollte erhoben werden, erwiederten die Bischöfe: es sey längst schon der morgenländischen Kirche Brauch, ihre Bischöfe sich auch unter den Laien zu wählen. Als gleich in der ersten Sitzung der in Photius leibhaftig wohnende Vater aller Lügen, durch den Mund seines treuen Schülers, die Versammlung versichert hatte, daß die päbstlichen Legaten nicht gekommen wären, um ihn in seine vorige Würde als Patriarch wieder einzusetzen, sondern blos um diejenigen zu anathematisiren, welche sich ihm nicht unterwerfen würden, und hierauf die Legaten, ohne zu erröthen, und mit dreister Stimme diese Lüge be-

stätiget hatten, stand Zacharias von Chalcedon auf, und versicherte nach einer langen, auf Photius gehaltenen Lobrede, daß das gegenwärtige Concilium eigentlich blos des römischen Stuhles wegen zusammen berufen worden, um denselben nämlich von der ihm gemachten Beschuldigung, eine Spaltung in der Kirche herbeigeführt zu haben, wieder frei zu sprechen. Wirklich war auch dies der Standpunkt, worauf das Afterconcilium in allen seinen Sitzungen sich zu behaupten suchte. Von allem also, was der Pabst befohlen, verlangt und gewünscht hatte, geschah auch nicht das mindeste, und noch nie, selbst nicht auf dem berüchtigten ephesischen Räuberconcilium, ward ein so schändliches Gaukelspiel aufgeführt, als auf dieser photiusischen Synode, wo noch überdies bei den gewöhnlichen, am Ende der Sitzungen üblichen Acclamationen der Name des Photius stets vor jenem des Pabstes genannt ward. *)

7. Es versteht sich von selbst, daß es unter den vielen Bischöfen des Morgenlandes doch immer noch Einige gab, welche an diesen Werken der Finsterniß, das heißt, an den Verhandlungen des Conciliums keinen Antheil nehmen wollten. An ihrer Spitze stand wieder der höchst ehrwürdige Metrophanes. Kränklichkeit vorschützend, hatte er keiner einzigen Sitzung beigewohnt, als man ihn aber fragte, ob er das, was darin geschehen, genehm halten, mithin die Akten unterzeichnen wollte, und er auch dieses standhaft verweigerte, so wurden er

*) Daß die Griechen bei solchen Gelegenheiten dem Photius stets den Titel: Patriarcha universalis beilegten, war etwas ganz gewöhnliches.

und die übrigen mit ihm gleich gesinnten Bischöfe ohne weiteres excommunicirt, und ihrer Stühle entsetzt. Photius stützte sich bei dieser Gelegenheit, weil dies jetzt in seinem Interesse lag, wieder auf das Ansehen des Pabstes. In seinem, von Johann erhaltenen Schreiben befand sich unter den, von ihm interpollirten Stellen auch eine, worin der Pabst die, von Christo dem heiligen Petrus und dessen Nachfolgern ertheilte Schlüsselgewalt gleichsam mit dem Photius theilt; so daß, was der Eine binden oder lösen würde, auch der Andere als gebunden oder gelöst betrachten sollte. Auch dies ward wieder von den päbstlichen Legaten öffentlich bekräftiget, und sie selbst waren nun die ersten, die, jeder Schande und Schmach Trotz bietend, das Verdammungsurtheil gegen Metrophanes und die übrigen aussprachen. Da Photius seine gewaltsamen Maßregeln, wo er nur immer konnte, gerne auf andere wälzte, so stellte er sich, als wenn er jetzt blos dem Antrag und Ausspruch der Legaten sich fügte. „Wir „ehren euch“ sagte er zu ihnen, „als unsere Väter; „denn ihr seyd ja die Legaten des Pabstes, der un„serer aller geistlicher Vater ist.“ — Eine Aeußerung, die, obgleich heuchlerisch und nichts weniger als mit den Gesinnungen des Photius übereinstimmend, dennoch in dem Munde desselben bedeutend ist, indem sie zum Beweise dient, daß er den Grundsatz der ganz allein auf dem römischen Stuhle gegründeten und beruhenden Einheit der Kirche, selbst damals noch nicht öffentlich und geradezu umzustoßen es wagen durfte.

8. Die beiden letzten Sitzungen, nämlich die sechste und siebente wurden in Gegenwart des Kaisers, die eine in dem Palaste in dem sogenannten goldenen Saale, die andere wieder in der Kirche ge-

halten. Bei diesen beiden Sitzungen hatte der arglistige Photius wieder einen verborgenen, seiner völlig würdigen Zweck. Er wollte sich nämlich ein geheimes Thor öffnen, durch welches er, sobald es sein Vortheil erfoderte, die morgenländische Kirche sogleich zu einer scheinbar gegründeten Trennung von der römischen führen könnte. Diese geheime Pforte sollte der, in den abendländischen Kirchen dem Symbolum beigefügte Zusatz: Filioque seyn. Auf Eingebung seines saubern Patriarchen machte also der Kaiser den Antrag, daß das Concilium seine Sitzungen mit der Vorlegung einer Glaubensformel schließen möchte, welche aber keine andere seyn dürfte, als die des zweiten ökumenischen, in Constantinopel gehaltenen Conciliums. Photius trat sogleich auf, und erklärte. "Man müße fest an den Entscheidungen und Ueberlieferungen der Väter halten, "ihnen kein Unbild zufügen, von dem, was sie ge"lehrt, nichts hinwegnehmen, aber denselben auch "nichts zusetzen." — Das constantinopolitanische Symbolum ward also jetzt vorgelesen, und demselben noch beigefügt: "Dieß ist unser Glaube; auf diesen Glau"ben wurden wir getauft. Wir achten diejenigen als "unsere Brüder, die eben so glauben. Wenn aber "einer sich erkühnen sollte, ein anderes Glaubensbe"kenntniß zu machen, oder jenes von Canstantino"pel durch Hinweglassung, oder fremde Worte und "Zusätze zu verändern; so soll er, wenn er ein Geist"licher ist abgesetzt, und wenn er ein Laie ist ver"dammt werden." — Die siebente Sitzung war blos eine Wiederholung der sechsten. Zu den Akten der beiden Sitzungen ward noch ein, von dem Meister in der Verfälschungskunst fabricirter, und dem römischen Stuhle unterschobener Brief beigelegt, in welchem Photius den Pabst sagen läßt: "Die römi"sche Kirche kennt den Zusatz: Filioque nicht; da-

„her er diejenigen strafbar finde, die sich in dem „Symbolum diesen Zusatz erlaubt hätten, glaube „aber jedoch, daß sie mit Schonung müßten be„handelt werden.“ *) — Dieses Afterconcilium, welches die Griechen noch heute zu Tage, indem sie das, unter Hadrian II. zu Constantinopel gehaltene Concilium nicht anerkennen, für das wahre achte ökumenische Concilium ausgeben, hatte am 13. März des Jahres 880 ein Ende.

9. Natürlicher Weise machten die Legaten bei ihrer Ankunft in Rom dem Pabst einen, nichts weniger als mit der Wahrheit übereinstimmenden Bericht. Sie versicherten ihn sogar, die bulgarische Angelegenheit sey ganz nach seinem Wunsche geordnet worden. Getäuscht durch diesen wahrheitswidrigen Bericht, schrieb der Pabst sogleich an den Kaiser, dankte ihm für den, dem Concilium gewährten Schutz, und sagte, daß er alles genehmige, was auf dem Concilium zur Wiederaufnahme des Photius geschehen sey. Aber, wie es scheint, durch eine innere Stimme gewarnt, und daher die Untreue seiner Legaten ahnend, setzte der Pabst noch hinzu, daß, wenn jedoch die Legaten ihre Instruction nicht

---

*) Es stand jetzt bei Photius, jene Schonung, so lange sie seinem Interesse zusagte, zu beobachten. Aenderten sich aber Zeiten und Umstände, so hing es ebenfalls von ihm ab, alle abendländischen Kirchen strafbar zu finden, daher sich von ihnen, wie von der römischen Kirche wieder zu trennen. — Man sieht, wie scharf und arglistig dieser Photius, dessen Charakter in der Geschichte nicht leicht seines Gleichen finden wird, alles zu berechnen wußte, und auf welchen tief verdeckten, und schlau verborgenen Wegen er seinem Ziele entgegen zu gehen suchte.

befolgt, und etwas gegen seine Befehle unternommen haben sollten, er es nicht genehmigen werde, dasselbe daher auch keinen Bestand haben sollte. — Bald darauf erhielt der Pabst einige nähere Nachrichten über das Concilium und dessen Verhandlungen. Noch aufmerksamer machte ihn ein Brief des Photius, in welchem dieser dem Pabst ganz unumwunden sagte: er habe seine Foderung, vor dem Concilium Genugthuung zu leisten, deswegen nicht erfüllen können, weil er sich aus seinem ganzen Leben keiner Handlung erinnere, die er zu bereuen, und wegen welcher er irgend jemand um Verzeihung zu bitten hätte. — Um alles ganz genau zu erkunden, schickte jetzt Johann unverzüglich den Erzdiacon Marinus mit ausgedehnter Vollmacht nach Constantinopel. Diese Wahl des Pabstes war trefflich; denn zu Vollziehung eines so gefährlichen Auftrages, der eben so viel Muth und Festigkeit, als Einsicht und Weisheit erforderte, hätte der Pabst keinen bessern Legaten wählen können. So bald Marinus in Constantinopel angekommen war, trat er sogleich in dem Charakter eines, mit großer Vollmacht ausgerüsteten päbstlichen Legaten auf. Mehrere edle Männer, Geistliche wie Laien, schlossen sich ihm an. Was nicht verborgen bleiben konnte, ward nun aufgedeckt, und bald hatte Marinus alle Fäden des, von Lug und Trug, von Arglist, Falschheit und der Untreue der vorigen Legaten gesponnenen Gewebes in seinen Händen, und von der ihm ertheilten Vollmacht sogleich Gebrauch machend, verwarf und verdammte er öffentlich das letzte Concilium, dessen Beschlüsse, und alles, was darauf geschehen war. In den ersten Aufwallungen seines Zornes ließ der Kaiser den Marinus in Banden legen. Aber weder Kerker noch andere Drohungen erschütterten die Festigkeit des ehrwürdigen Legaten, und bald

fühlte auch der an sich edle Basilius, wie schmachvoll es für ihn wäre, die, selbst den Barbaren heiligen Gesetze des Völkerrechts noch länger zu verletzen. Marinus ward also nach einer dreißigtägigen Haft wieder in Freiheit gesetzt, und eilte hierauf sogleich wieder nach Rom zurück.

10. Des Photius unterirdisches vom Geiste der Hoffarth und der Lüge erbautes Labyrinth hatte Marinus nach allen Richtungen durchforscht. Als er jetzt dem Pabst einen umständlichen, in das ganze schreckliche Detail eingehenden Bericht ertheilte, schauderte derselbe vor dem Abgrund zurück, an dessen Rand die Arglist jenes Menschen den römischen Stuhl geführt hatte. Aber nun erhob sich Johann VIII. in der ganzen Kraft seines apostolischen Ansehens. Er berief auf der Stelle ein Concilium zusammen, verwarf und verdammte die schandbare Aftersynode, und schleuderte auf das neue den Bannstrahl gegen Photius und dessen sämmtliche schismatische Bischöfe. Von den versammelten Vätern begleitet, begab er sich hierauf nach der St. Peterskirche, bestieg, das Evangeliumbuch in der Hand, die Kanzel, that allem Volke kund, was in Constantinopel geschehen war, verwarf und excommunicirte noch einmal den Photius, und sprach ein furchtbares Anathema über ihn und seinen ganzen Anhang aus. — Das Gerücht von des Photius abermaliger Verdammung verbreitete sich bald in allen christlichen Ländern. Als die sichere Nachricht davon nach Constantinopel kam, hielt sich sogleich eine Menge, Geistlichen wie Laien, von der Kirchengemeinschaft des Photius getrennt. Die alten, während der ersten Usurpation des Photius statt gehabten, grausamen Scenen wurden also jetzt wieder erneuert. Zwar durfte der Afterpatriarch unter einem Regenten wie Basilius seiner Wuth

keinen so großen Spielraum öffnen, wie unter dem verstorbenen Kaiser Michaël; demungeachtet geschahen der Greuel noch immer genug, und die jetzt auf das neue beginnende Verfolgung dauerte bis zu dem, im Jahre 886, erfolgten Tod des Basilius ununterbrochen fort. — Mit der Thronbesteigung des neuen Kaisers Leo VI. schwand, ohne je wieder zu kehren, des stolzen Kirchentyrannen bisherige Herrlichkeit auf einmal dahin. Von allen seinen Höhen stürzte jetzt Photius herab, ward gleich in den ersten Tagen der neuen Regierung verhaftet, seiner usurpirten Würde entsetzt und, um seinen gefährlichen, nur Unfriede und Trennung stiftenden Einfluß völlig zu zerstören, bis an die äußerste Grenze Armeniens verbannt. Mit Zustimmung der Clerisey und des Volkes erhob Leo seinen jüngsten Bruder Stephanus, einen mit den schönsten Gaben geschmückten Prinzen, auf den Stuhl von Constantinopel, und mit der Erhebung desselben nahm nun auch das Schisma wieder ein Ende. Zwischen der römischen und morgenländischen Kirche ward in kurzer Zeit der frühere, freundschaftliche Verkehr vollkommen hergestellt, und in allen Kirchen gegen Aufgang und Niedergang herrschten nun wieder Friede und Eintracht, bis leider der, von Photius reichlich gestreute Saamen, der besonders unter den Griechen einen empfänglichen Boden fand, nach und nach aufging, und so im eilften Jahrhundert ein zweiter Photius (Michaël Cerularius) aufstand, und die griechische Kirche von dem Felsen des heiligen Petrus auf immer losriß. — Beschließen wir diesen Abschnitt mit folgender, von dem verstorbenen Herrn Domcapitular Katerkamp, nachdem er die Geschichte des photiusischen Schisma, und der dadurch in der Kirche veranlaßten Bewegungen erzählt hatte, beigefügten, trefflichen Bemer-

kung. — — „So viel geht indessen klar aus die„ser gehässigen Geschichte hervor, daß, während des „Verlaufes derselben, das Vorrecht und die hö„here Stellung der römischen Kirche über „alle Patriarchate des Orients so entschie„den anerkannt war, daß es blos auf der Bestäti„gung der römischen Kirche oder des Pabstes be„ruhete, ob die Absetzung, oder, (wie man doch der „Sache den Schein geben wollte) die Abdankung „des Ignatius rechtmäßig, und den Gesetzen der „Kirche angemessen sey. Der Grundsatz des der „römischen Kirche eigenthümlichen obersten „Richteramts stand demnach auch in der orien„talischen Kirche so fest, daß selbst Photius, (bei „allen Mitteln, die er anwandte) um zu seinem „Zweck zu gelangen, doch diesen Grundsatz nicht „(sichtbar und öffentlich) verletzen durfte, wie er auch „immer persönlich in dieser Hinsicht gedacht haben „mochte. —

XX.

1. Geschichte der letztern Carolinger bis zur Erlöschung des carolingischen Hauses in Deutschland. — — In allen Theilen des ehemaligen fränkischen Gesammtreichs laufen jetzt Begebenheiten und Ereignisse so wild und verworren untereinander, und sind durch zahllose völlig ungleiche Fäden so innigst mit einander verwebt, daß eine Theilung der Geschichte nach Länder und Völker durchaus unmöglich wird. Eine Begebenheit bedingt stets eine Menge anderer, selbst in den ent-

ferntesten Ländern. Was in einem Reiche geschieht, ist immer auch für alle übrigen ein nicht minder bedeutendes Ereigniß, und jede Erschütterung im Osten oder Westen, wird alsogleich auch in Süden wie im Norden nicht minder heftig gespürt. Ueberhaupt verliert jetzt die Geschichte, ungemein arm an großen Charaktern, — weil niemand mehr durch eigene Persönlichkeit, sondern blos durch seine zufällig gewonnene Stellung zu wirken vermag, — dabei von widerlicher zurückschreckender Einförmigkeit, weil sie nur überall die nämlichen Raubkriege, überall dieselbe anarchische Verwirrung, und überall nur gleiches Elend und gleichen Jammer zu erzählen hat, immer mehr ihre, ihr sonst eigenthümliche Farbe und Physiognomie, wird daher eben so wenig ermunternd für den Geschichtschreiber, als belehrend für die Leser; und bei dem planlosen, wilden, alle bürgerliche Ordnung wie alle geistige Cultur nach und nach völlig zerstörenden Treiben der Völker unter und gegen einander, *) gleicht dieser

*) Wenn jetzt von Völkern die Rede ist, so versteht man darunter blos den Adel einer Nation, das heißt, die großen und reichen Grundeigenthümer, die besonders in Frankreich jetzt schon sehr bedeutend gewordenen Baronen und Burgherren, und dann vorzüglich die höheren Beamten, die ihre Aemter indessen erblich zu machen gewußt hatten. Das eigentliche Volk, in tiefste Erniedrigung herabgedrückt, nimmt an nichts mehr Antheil, und scheint blos da zu seyn, um abwechselnd bald von Barbaren, bald von seinen eigenen Tyrannen gequält und beraubt zu werden. Die Geistlichkeit, unter den ersten Carolingern noch der angesehenste, bei weitem einflußreichste Stand, jetzt aber unvermögend gegen die übermüthigen und übermächtig gewordenen Großen ein Gleichgewicht zu bilden, vermag selbst nicht mehr, ihr und ihrer Kirchen

Zeitraum einer sich immer tiefer herabsenkenden und immer finsterer werdenden Nacht, die jetzt am Ende des neunten und am Anfange des zehnten Jahrhunderts über alle Länder, bisher oft Sitze der Cultur und blühenden Wohlstandes, gleich einem schwarzen Bahrtuch sich zu verbreiten beginnt.

2. Ludwigs des Deutschen Söhne hatten gütlich das väterliche Erbe unter sich getheilt. Carlmann war König von Bayern und Herr der pannonischen Länder, Ludwig der jüngere König von Sachsen und Ostfranken, und Carl, der jüngste von den Brüdern, König von Allemannien (Schwaben). Der Tod Kaiser Carls II. hatte in allen Ländern große Bewegungen zur Folge. Carlmann erneuerte seine Ansprüche auf Italien. Auch Ludwig II., der seinem Vater, dem verstorbenen Kaiser, auf dem Throne von Frankreich gefolgt war, *) erhob ähnliche Ansprüche; aber außer Stande, die

Eigenthum zu vertheidigen, viel weniger das bei völliger Vernichtung der königlichen Macht preisgegebene Volk zu schützen. Bald werden die auf uns gekommenen, obgleich damals fruchtlos verhallten Klagen der Bischöfe und Aebte auf allen Concilien in Frankreich, wie in Deutschland und Italien, uns ein eben so treues als schreckliches Gemälde jener eisernen Zeiten aufstellen.

*) Ludwig II. war freilich seinem Vater auf dem Thron gefolgt, auch hatte er ein gar nicht zu bestreitendes Recht auf die Krone; aber demungeachtet mußte er den Großen seines Reiches, bevor sie ihn anerkannten, und seine Krönung zuließen, erst noch alles schenken, was er nur immer noch zu verschenken hatte; Grafschaften, Maierhöfe, Abteien, Zölle, Immunitäten, Rechte, Privilegien ꝛc. kurz, er mußte erst alle ihre Foderungen erfüllen. **Secundum uniuscujusque postulationem:** sagen die bertinianischen Jahrbücher.

selben jetzt geltend zu machen, behielt er sich sein wirkliches oder vermeintliches Recht auf günstigere Zeitumstände vor. Dem Carlmann, der, als Carl am Fuße des Mont-Cenis verschied, mit einem Heere schon in Italien stand, ward also gehuldigt. Aber gleich nach seiner Rückkehr fiel er in eine gefährliche Krankheit. Schnell schwanden seine Körperkräfte dahin, und gleich im darauf folgenden Jahre traf ihn ein Schlagfluß und beraubte ihn der Sprache. Carlmann hätte gerne seinem natürlichen Sohn Arnulph, einem hoffnungsvollen Prinzen, das Reich hinterlassen. Den Zeitpunkt, wo er zum Besten seines Sohnes hätte handeln können, hatte er jedoch versäumt, und in seinem jetzigen hülflosen Zustande mußte er dem guten Willen seines Bruders Ludwig, der auf die erste Nachricht von der Gefahr seines Bruders nach Bayern geeilt war, sein, wie seines Reiches und seines Sohnes Schicksal überlassen. Ludwig ließ sich von den Ständen in Bayern huldigen, schien anfänglich den Arnulph völlig unterdrücken zu wollen, besann sich jedoch bald nachher eines Bessern, und übergab ihm das Herzogthum Kärnthen.

3. Aber indessen war auch schon wieder der König in Frankreich Ludwig II. nach einer höchstens anderthalbjährigen Regierung gestorben. Von seiner ersten Gemahlin Ansgarde hatte er zwei Prinzen, Ludwig und Carlmann, und die Königin Adelheide war schwanger, als ihr Gemahl starb. Nach dem Willen des verstorbenen Königs sollte ihm sein ältester Prinz Ludwig in der Regierung folgen. Aber Frankreich war in zwei Partheien getheilt. An der Spitze der einen stand der mächtige Herzog Boso. Da er Schwiegervater des jüngern Prinzen Carlmann war, drang er darauf, daß das

Reich nach altem Herkommen unter des verstorbenen Königs beiden Söhnen sollte vertheilt werden. Um über diese wichtige Angelegenheit sich zu berathen, ward ein Reichstag nach Meaux ausgeschrieben. Aber eine andere Faktion, von der Goselin, Abt von St. Denis, und Conrad, Graf von Paris, die Häupter waren, versammelte sich in Creil, erklärte die beiden Prinzen, ihrer Geburt wegen, der Thronfolge unfähig, sandte Abgeordnete nach Frankfurt an Ludwig den jüngern, und trug diesem Frankreichs Krone an. Ludwig folgte diesem Rufe, und zog mit einem zahlreichen, aber schlecht disciplinirten Heere nach Frankreich. Ludwig kam bis nach Metz, fand aber dort nicht, was er erwartete. Zwar waren ihm bis Metz mehrere französische Vasallen entgegen geeilet, aber größtentheils nur von Goselins Parthey, mithin bei weitem nicht so viele, als er gehofft hatte; auch schloßen ihm beinahe alle Städte ihre Thore. Demungeachtet verbreitete die plötzliche Erscheinung eines deutschen Heeres auf französischem Boden große Bestürzung unter den in Meaux versammelten Großen. Sie hatten kein Heer, das sie den Deutschen hätten entgegen setzen können, nahmen daher zu Unterhandlungen ihre Zuflucht, und ordneten ebenfalls aus ihrer Mitte einige an Ludwig, die ihm, um gütlich sich mit ihm abzufinden, den bei der Theilung nach Lothars Tod an Frankreich gekommenen Theil von Lotharingen anboten. Ludwig war klug genug, den Antrag anzunehmen, ging daher mit seinem Heere wieder über den Rhein zurück, und ganz Lotharingen ward nun mit Deutschland vereinigt.

4. Was bisher in Frankreich getrennt gewesen, hatte Ludwigs feindlicher Einmarsch wieder vereint. Die mehrsten Großen fühlten die Nothwen-

digkeit, mit der Erhebung der beiden Prinzen auf den Thron ihrer Väter nicht länger mehr zu zögern, und Ludwig und Carlmann wurden nun an einem und demselben Tage von dem Erzbischofe Ansegisus von Sens in der Abtey Ferriere gesalbt und gekrönt. Ludwig erhielt Neustrien (das eigentliche Frankreich), Carlmann Aquitanien und Burgund. Beide junge Könige, denen es weder an kriegerischem Muthe, noch an Einsicht und Milde des Herzens fehlte, waren einer Krone nicht unwürdig, wohl aber die Zeiten, in denen sie lebten, solcher Fürsten nicht werth. Ueberall huldigte man ihnen blos mit den Lippen, nicht mit dem Herzen. Jeder wollte herrschen, niemand gehorchen: und fruchtlos würde man jetzt in Frankreich die Reiche beider Könige gesucht haben. In dem ganzen Lande längs der Pyrenäen hatten sich Statthalter und Grafen zu unabhängigen Fürsten aufgeworfen. Bernhard der Behaarte und sein Sohn Wilhelm der Fromme wurden Stifter der Markgrafen von Barcellona. Bernhard II. hatte eigenmächtig den Titel eines Herzoges von Aquitanien angenommen, Eudes, des Herzogs Bruder, sich selbst zum erblichen Grafen von Toulouse gemacht, und in dem ganzen Lande erinnerte nichts mehr an den König von Frankreich, als blos daß man in brieflichen Urkunden noch nach den Regierungsjahren desselben zählte. Eben so stand es auch in Bretagne. Als unabhängige Souveräne beherrschten dieses Land zwei Herzoge, die es sich schon zu einem großen Verdienste anrechneten, wenn sie die Oberhoheit des Königs von Frankreich auch nur dem Namen nach anerkannten. — Herzog Boso riß jetzt sogar einen Theil von Burgund von Frankreich los, machte sich zum souveränen Herrn der Provence, der Dauphinee, des weitschichtigen Gouvernements von Lyon, ganz Savoyens, und des größ

ten Theils der Franche-Comtee, ließ sich bei dem Schlosse Mantaille in den Ebenen der Dauphinee von den geistlichen und weltlichen Herren in Burgund zum Könige wählen, und in Lyon von dem Erzbischofe Aurelianus die Königskrone aufsetzen. Was endlich die großen Vasallen zwischen der Loire und Seine betraf, so war blos Habgier noch das einzige Band, was sie an den Thron der französischen Könige knüpfte. *) — Gegen den neuen König von Burgund verbanden sich zwar drei carolingische Könige, nämlich Carlmann, Ludwig der Jüngere, und Carl von Allemannien. Auch wurden Lyon und noch einige Städte wieder erobert. Aber Vienne mußte lange belagert werden. Hermengarde, des Boso stolze, jedoch muthvolle und staatskluge Gemahlin vertheidigte die Stadt, und leistete den tapfersten Widerstand. Die Belagerung zog sich in die Länge. Bald trennten sich wieder die Heere der Alliirten. Carl zog zuerst, und zwar ganz in geheim bei nächtlicher Weile mit seinem Heere ab, und eilte nach Italien, wo die Kaiserkrone jetzt das Ziel seiner Wünsche war. Ludwig mußte dem von den Normännern hart bedrängten Lotharingen zu Hülfe kommen. Nur Carlmann setzte allein noch die Be-

*) Wenn sie nämlich den Königen gegen deren Gegner Hülfe leisteten, so geschah es nur deswegen, weil sie die Güter und Würden der Ueberwundenen zu erhalten hofften. Hatten sie diese einmal, so machten sie es gewöhnlich gerade eben so, wie es auch jene gemacht hatten. Gegen äußere Feinde, wie z. B. gegen die Normänner, regte oft kein einziger Vasall auch nur eine Hand zur gemeinsamen Vertheidigung des Reiches. Von einem solchen Krieg konnten sie sich für ihre eigene Person keinen großen Gewinn versprechen. Sie zogen es also vor, sich lieber für ihre Rechnung mit den Barbaren abzufinden, bisweilen sogar deren in Klöstern und Städten gewonnenen Raub mit denselben zu theilen.

lagerung fort. Aber auch ihn rief nicht lange darauf seines Bruders Tod nach Chiersi, (im August 882), wo die neustrischen Stände, weil Ludwig III. keine Söhne hinterlassen, ihm als ihrem Könige huldigten. Man hielt es für eine ungemein gute Vorbedeutung, daß am Huldigungstage ein Eilbote mit der Nachricht ankam, Vienne habe nach einer zweijährigen Belagerung sich endlich an das Heer des Königs übergeben. *)

5. Indessen ward auch der Osten ein Schauplatz großer Veränderungen. Der König von Bayern war im März des Jahres 880 gestorben, und dessen jüngster Bruder Carl hierauf sogleich nach Italien geeilt. Zu Pavia huldigten ihm die italienischen Stämme als König von Italien, und Pabst Johann VIII. krönte ihn in Rom am Ende desselben Jahres, unter dem Namen Carl III. zum römischen Kaiser. **)

*) Eine der ersten Bedingungen der Uebergabe von Vienne war freier Abzug der Königin mit den Ihrigen. Sie begab sich hierauf nach Autün. Die von Carlmann gemachten Eroberungen gingen bald wieder verloren. Bei den Frankreich jetzt schnell nach einander treffenden Unfällen kam Boso wieder aus seinen Gebirgen hervor, gewann in kurzer Zeit wieder Vienne und alle übrigen ihm abgenommenen Städte, und hinterließ bei seinem Tode Burgunds Krone seinem zehnjährigen Sohne Ludwig, der Anfangs unter der Vormundschaft seiner klugen Mutter stand, auf ihren Rath nachher zu Kaiser Carl III. in das Elsaß ging, diesen wenigstens dem Namen nach als seinen Oberherrn anerkannte, und hierauf von demselben in dem Besitze des Königreiches Burgund bestätiget ward.

**) Wenn einige das Jahr 880, andere das Jahr 881 als das Krönungsjahr Carls III. annehmen; so mag vielleicht diese Verschiedenheit blos daher rühren, weil mehrere alte Geschichtsschreiber das neue Jahr schon mit dem Weihnachtsfeste, andere aber, wie auch jetzt noch üblich, mit der Erscheinung Christi anfingen. (Murat. B. VI. 170.)

Ludwig der jüngere, der Erbe aller Staaten seines Bruders Carlmann, überlebte denselben nicht lange, und starb schon im Jahre 882; nach einigen am 20. Jänner, nach Regino am 20. August desselben Jahres. — Kummervoll und von Unfällen jeder Art begleitet, waren Ludwigs letzte Jahre. Wegen des Besitzes von Lotharingen mußte er mit Hugo, Lothars II. mit Waldrada erzeugten Sohne, erst einen langen und blutigen Kampf bestehen. Auf das väterliche Erbe glaubte Hugo gegründete Ansprüche zu haben. Zu einer Zeit, wo kein anderes Recht, als das Recht der Waffen galt, war er mit einem zahlreichen Heere in die westlichen Provinzen Lotharingens eingefallen. Nichts war jetzt leichter, als sich schnell ein Heer zu schaffen. Wer nämlich damals nicht beraubt seyn wollte, mußte selbst ein Räuber werden. Ein Mann von bekanntem kriegerischem Rufe durfte demnach nur eine Kriegsfahne aufpflanzen, und sogleich strömten kriegerische Schaaren von allen Seiten herbei. Der Krieg ward gegen Hugos Anhänger mit vieler Grausamkeit geführt; er jedoch selbst nicht bezwungen. Ludwig zog im folgenden Jahre in eigener Person gegen ihn zu Felde; schlug zwar einige feindliche Haufen, konnte aber dennoch nichts Entscheidendes ausrichten, und bald riefen die Normänner, die jetzt auf einmal zu gleicher Zeit an der Schelde, am Rhein und an der Elbe erschienen, ihn und sein Heer nach andern Seiten hin. An der Schelde erfocht er zwar über die Barbaren einen bedeutenden Sieg, den er aber sehr theuer, nämlich mit dem Leben seines natürlichen Sohnes Hugo, den er zärtlich liebte, bezahlen mußte. In jugendlicher Hitze hatte der tapfere Jüngling beim Verfolgen des Feindes sich zu weit unter die feindlichen Haufen gewagt, ward endlich umringt und zum Gefangenen gemacht. Sobald Ludwig dies erfuhr, ließ

er zum Abzug blasen, und ordnete Gesandte an die Normänner, um wegen der Freigebung seines Sohnes mit ihnen zu unterhandeln. Aber die Nacht brach ein. Die Normänner setzten in größter Eile ihren Rückzug fort, und am Morgen des folgenden Tages fand man die Leiche des erschlagenen hoffnungsvollen Prinzen vor dem verschanzten Lager der Barbaren. Tief beugte den König der Verlust des geliebten Sohnes.

6. Aber noch ungleich größer waren die Unfälle an der Elbe. Mit einer weit größeren Anzahl von Schiffen als gewöhnlich waren die Normänner in die Mündung der Elbe eingelaufen. Graf Bruno, Bruder der Königin Luidgarde, Ludwigs Gemahlin, sammelte in der Eile ein nicht minder zahlreiches, trefflich gerüstetes Heer, und zog den Barbaren entgegen. Bei Hamburg kam es zu einer entscheidenden Schlacht. Wie es scheint, hatten die Deutschen eine höchst unvernünftige Stellung zwischen der Elbe und der Alster, im Winkel beider Flüsse. Während der Schlacht erhob sich im Westen ein fürchterlicher Sturm. Die Elbe trat aus ihren Ufern, und überschwemmte das Land. Die Sachsen geriethen dadurch in die größte Verwirrung. Sie mußten ihre Stellung verlassen und weiter vorrücken; aber vor sich hatten sie die zahlreichen Schaaren der Normänner. Da sie nun, auf beiden Seiten von dem Gewässer beengt, nur auf einen äußerst kleinen Raum zusammen gedrängt waren, mithin, außer Stande, ihre Massen zu entwickeln, dem Feinde nur eine sehr schmale Front darbieten konnten, so wüthete unter ihnen jetzt nur desto furchtbarer und ungestrafter das Schwert der Barbaren. Die Deutschen erlitten eine der blutigsten Niederlagen, welche die Geschichte jener Zeit kennt. Graf Bruno, zwei Bi-

schöfe, zwölf Grafen, sammt allen Dienstmannen des Königs, und ihr Gefolge fielen in der mörderischen Schlacht. Das ganze Heer ging zu Grunde. Was dem Schwert oder der Streitaxt der Normänner entrann, ward in Gefangenschaft fortgeschleppt. Ganz Sachsen klagte und trauerte, als die Kunde von dieser unerhörten Niederlage im Lande erscholl. Aber desto mehr freueten sich die in Mähren und Böhmen wohnenden Slaven. In ihren Gemüthern regte sich wieder die alte Feindschaft gegen die Deutschen. Das Unglück derselben hatte ihren Muth erhöhet, und alles mit Feuer und Schwert verheerend, fielen nun auch Böhmen, Dalemincier und Sorben in Thüringen und Sachsen ein. Zwar wurden sie von dem Grafen oder Herzog Poppo bald wieder zurückgetrieben; aber des Unheils, das sie angerichtet hatten, war dennoch schon mehr als zu viel. Indessen war der Kampf mit den Normännern an der Schelde noch lange nicht beendiget. Selbst im Winter zog Ludwig vor Nimwegen, wo die Feinde sich festgesetzt hatten. Einige ihrer Heerhaufen schlug der König aus dem Felde, vermochte aber nicht das sehr stark befestigte Nimwegen zu gewinnen. Die Normänner selbst baten endlich um freien Abzug. Sie versprachen Ludwigs Reich nie mehr zu betreten, wenn er die Belagerung aufheben und freien Abzug ihnen gestatten wollte. Der König nahm das Anerbieten an und zog sich zurück. Auch die Normänner verließen jetzt die Stadt; aber erst nachdem sie die Festungswerke von Grund aus zerstört, und sogar Carls des Großen prächtigen Palast verbrannt hatten. Den Raub eines ganzen Jahres brachten sie in aller Sicherheit auf ihre Schiffe, und segelten längs der Küste Frankreichs, um dort mit einem anderen Schwarme ihrer Landesleute sich zu vereinigen, und dann in dem

nächsten Jahre, trotz ihres gegebenen Wortes, in verstärkter Zahl wieder nach Lotharingen zu kommen.

7. Aber was in diesen unglücklichen Jahren Ludwigs Herz am blutigsten zusammen drückte, war der Verlust seines einzigen, in rechtmäßiger Ehe mit Luitgarde gezeugten Sohnes; damals schon gleichsam die einzige Hoffnung der deutschen Linie des carolingischen Namens. Durch einen unglücklichen, verhängnißvollen Zufall stürzte der königliche Knabe aus einem Fenster des Palastes zu Regensburg, zerschmetterte sich die Hirnschale, und war auf der Stelle todt. Große und schwere Sorgen, ununterbrochene, höchst mühselige, oft sehr blutige, und doch größtentheils erfolglose Feldzüge in Verbindung mit dem Unglück, das ihn selbst und sein Haus traf, hatten Ludwigs körperliche Kräfte nach und nach erschöpft; er fing an zu kränkeln, und lag in Frankfurt schon tödtlich krank danieder, als zwei normännische Anführer oder Könige, Godefried und Siegefried, an der Küste Lotharingens landeten, an der Maas sich festsetzten, Cambrai und Utrecht zu ihrer Hauptniederlage machten, und den größten Theil von Lotharingen und ganz Niederdeutschland überschwemmten. Das ganze linke Maasufer ward verwüstet, alles Land zwischen der Maas und dem Rhein in eine Einöde verwandelt. Eine Menge blühender Städte, Antwerpen, Trier, Jülich, Neuß, Cöln, Bonn, Coblenz wurden ein Raub der Flammen. Aachen ward in einen Aschenhaufen verwandelt, die Burg Carls des Großen niedergebrannt, und die Kirche, in welcher die Gebeine des großen Kaisers ruheten, zu einem Pferdestall gemacht. Ueberall ward geraubt, gebrannt und gemordet; und kein Vasall, kein mächtiger Reichsfürst regte sich, um diesem Greuel ein Ende zu machen. Nur der Bi-

schof von Metz und Graf Adelhard griffen zu den Waffen, zogen mit ihren wenig zahlreichen Schaaren den alles verwüstenden Barbaren entgegen, und fielen sammt ihren Getreuen als Opfer ihrer Treue gegen König und Vaterland. Nur mit vieler Mühe gelang es Ludwig auf seinem Sterbebette in Frankfurt, einige seiner getreuen Vasallen zu bewegen, dem Vordringen der Feinde Einhalt zu thun. Diese fingen auch schon wirklich an, vor dem neu geschaffenen Heere der Deutschen zurückzuweichen; das aber, da jetzt Ludwig mit Tode abging, gleich auf die erste Nachricht davon auseinander lief, worauf die Normänner auf das neue wieder vorrückten, und alles Land längs der Mosel schrecklich verwüsteten.

8. Als Ludwig starb, befand sich Carl in Italien. Schon zum Kaiser gekrönt, und König von Italien, ward er durch den Tod seines Bruders nun auch noch Herr von ganz Deutschland und Lotharingen. Die vereinte Stimme aller Deutschen rief den neuen Herrn in das Vaterland zurück. Carl verließ auch unverzüglich Pavia, ging mit einem longobardischen Truppencorps über die Alpen, hielt sich nur ein paar Wochen in Bayern auf, und begab sich dann nach Worms, wo ihm auf dem dort ausgeschriebenen, und diesmal ganz ungewöhnlich zahlreich besuchten Reichstage von den Ständen gehuldiget ward. Carls erste Sorge war, Deutschland und Lotharingen von den Normännern zu befreien. Da die Noth jetzt mit jedem Tage dringender ward, so folgte auch jedermann dem Rufe des Kaisers, und ein beinahe zahlloses Heer von Ostfranken, Lotharingern, Schwaben, Bayern, Thüringern und Sachsen, wozu auch noch jenes longobardische Truppencorps stieß, stand in kurzer Zeit bei Andernach, dem bestimmten Sammelplatz, im Lager. Das Heer

war voll Muth; und die Hoffnung eines gewissen Sieges in ganz Deutschland auf das höchste gespannt. Unter der Anführung Arnulphs schickte Carl die Bayern, und unter dem Grafen Heinrich die Franken voraus, um die im Lande zerstreuten normännischen Heerhaufen von ihren bei Aschloh an der Maas errichteten sehr festen Verschanzungen abzuschneiden und wo möglich zu vertilgen. Es wird behauptet, die Normänner hätten einige Franken bestochen, durch deren Verrath der Versuch mißlungen sey. Wie dem aber seyn mag; alle Abtheilungen der Normänner hatten Zeit, sich bei Aschloh zu vereinigen, und das ganze normännische Heer erwartete hinter seinen Festungswerken den Angriff der Deutschen. Zwölf Tage lang ward mit der größten Anstrengung gefochten. Groß war der Verlust von beiden Seiten. Aber unvermeidlich schien der Untergang der Normänner; und mit Zuversicht sah man schon in dem ganzen deutschen Heere entweder einem allgemeinen, erfolgreichen Sturme, oder einer freiwilligen Uebergabe des Feindes auf Gnade oder Ungnade entgegen, als Carl plötzlich auf den Rath des Bischofes Liutward von Vercelli, den der Kaiser zur Würde eines Reichskanzlers erhoben, und der ihm jetzt über die Alpen gefolgt war, einen Vergleich einging, der nach der damaligen Meinung den deutschen Namen mit unauslöschlicher Schmach bedeckte. Die beiden normännischen Fürsten Godefried und Siegfried kamen in Carls Lager, verweilten zwei Tage bei dem Kaiser, und in dieser Zeit kam nun folgender Vertrag zu Stande. Carl machte sich verbindlich, dem Godefried den größten Theil von Friesland als ein Lehen zu überlassen, den Normännern die ungeheure Summe von zwei tausend und achtzig Pfund theils Goldes theils Silbers zu bezahlen, und ihrem Fürsten Godefried, wenn er Christ werden wollte, die

Prinzessin Gisla, eine Tochter Lothars II. von der Walrada, mithin Hugos Schwester, zur Gemahlin zu geben. Dafür versprach Godefried, Carl als seinen Oberherrn anzuerkennen, ihn, wie es einem treuen Vasallen geziemt, zu ehren, und die lotharingische Küste gegen die Anfälle seiner räuberischen Landesleute zu schützen. Dieser Vertrag ward pünktlich erfüllt. Der normännische Fürst ließ sich taufen. Carl selbst übernahm dabei die Pathenstelle. Auch den Normännern ward das versprochene Gold und Silber richtig abgewogen, und Godefried mit Hugos Schwester vermählt. Hugo selbst, dessen Interesse ebenfalls in dem Vertrage war berücksichtigt worden, erhielt ein sehr ansehnliches Jahrgeld aus den Einkünften der bischöflichen Kirche von Metz. Die Normänner zogen nun ab. Ein Theil, der bei Godefried bleiben wollte, ließ sich in Friesland nieder; der andere schiffte sich ein, um unter Siegefrieds Anführung auf neue See-Raubzüge auszugehen. Carl kehrte mit dem Heere nach Coblenz zurück, wo er es in den gnädigsten Ausdrücken entließ. Aber im höchsten Grade unzufrieden ging dasselbe auseinander; und in ganz Deutschland hörte man nur einen und denselben Schrei des Unwillens über den schmachvollen Ausgang einer Unternehmung, die alle Deutschen zu den glorreichsten Erwartungen berechtigt hatte; und noch mehr sank des Kaisers Ansehen, als man vernahm, daß, um die normännischen Räuber zu belohnen und zu bezahlen, er sogar die bisher vor eben diesen Barbaren verborgen gehaltenen Schätze der Kirchen, besonders jene der Kirche von Metz, hatte angreifen müßen. — So gerecht auch diese Klagen gewißermaßen seyn mochten, so läßt sich doch ebenfalls Manches, wo nicht zu des Kaisers völliger Rechtfertigung, dennoch wenigstens zu dessen Entschuldigung sich anführen. Die Verschan-

in Italien; so wollte man ihn in Deutschland haben, und war er in Deutschland, so schrieen die Italiener, daß er nach Italien kommen möchte; und wohin er kam, vermochte er, da ihm keine Mittel zu Gebote standen, weder zu helfen, noch zu schützen, oder zu beruhigen; und wenn er dann wirklich weder schützte noch schirmte, so legte man dem unglücklichen Monarchen ausschließlich zur Last, was doch blos die Schuld einer gar nicht mehr zu bändigenden Zeit, und eines in allen seinen Elementen beinahe völlig zerrütteten Socialzustandes war.

10. Carl ging also im Anfang des Jahres 884 wieder über die Alpen zurück. Aber grenzenlose Verwirrung und unaussprechlicher Jammer herrschten in allen Gauen Deutschlands. Die beiden Herzoge oder Grafen Poppo und Egino, der eine von Thüringen, der andere von Sachsen, waren in blutiger Fehde mit einander zerfallen. An dem persönlichen Zwiste der Streitenden nahmen nun bald auch beide Völkerschaften Theil. Es entstand ein schrecklicher, durch ganz Sachsen und Thüringen wüthender Bürgerkrieg. Blutige Schlachten wurden geliefert, Burgen erobert, Flecken und Dörfer verbrannt, große Strecken Landes völlig verwüstet. Friede oder Waffenstillstand ward geschlossen, bald darauf wieder gebrochen, und auf das neue zu kämpfen und zu verwüsten wieder angefangen; und alles dieß ging nun so fort, als wenn es gar keinen Herrn oder König in Deutschland gäbe. Gleicher Jammer lag auch über den Gegenden an der Donau. Zwentibold war mit einem starken Heere über den Fluß gegangen, um gegen Herzog Arnulph von Kärnthen zu streiten. Der Krieg ward von den Mähren mit der größten Wildheit geführt,

und alles den Krieg, besonders in jenen Zeiten, begleitendes Elend ward nun auch das Loos der Länder diesseits, wie jenseits der Donau. Um seine alten Ansprüche auf das Erbe seines Vaters auf das neue geltend zu machen, war Hugo, troß des unlängst abgeschlossenen Vertrages, abermals mit zahlreichen Raubschaaren in Lotharingen eingefallen. Hugo war ein tapferer und thätiger Prinz, aber ohne allen innern moralischen Werth. Er und sein zahlloses Gesindel begingen Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten, die, wenn sie hierin auch nicht gerade die nordischen Barbaren übertrafen, sie diesen doch wenigstens gleich stellten. Wahrscheinlich um den Hugo zu unterstüßen, waren auch die treulosen Normänner in das Trierische eingedrungen, und fingen ihr gewohntes Handwerk auf das neue wieder an zu treiben. Zwar wurden sie bei der Abtey Prüm von dem kriegerischen Herzog Heinrich von Franken, Carls einzigem treuen Vasallen, zurückgedrängt; aber dafür segelten sie wenige Wochen nachher ziemlich weit den Rhein hinauf, bemächtigten sich der Stadt Duisburg, befestigten den Ort, errichteten ein stark verschanztes Lager und streiften von da aus bis tief in das Innere von Franken und Niedersachsen. Allem diesem Jammer und dieser grenzenlosen Verwirrung sollte nun ein Monarch auf der Stelle abhelfen, dessen königliche Macht durch die in ein Ungeheuer ausgeartete Lehnverfassung völlig gebrochen war, dem kein Vasall gehorchte, der von seinen sogenannten Getreuen jeden Dienst erst durch reiche Geschenke an Abteien, Krongütern, Grafschaften &c. erkaufen mußte, und der, selbst schon verarmt, beinahe gar nichts mehr wegzuschenken hatte. Carl begab sich nach Worms, wo er Reichstage ausschrieb, auf denen nur wer gerade wollte erschien, und wo mithin weder an einen gemeinnützigen Beschluß, noch

auch, wenn einer wirklich zu Stande gekommen wäre, an dessen Vollziehung zu denken war. Da indessen Herzog Heinrich von Franken und Bischof Berthold von Würzburg die Normänner geschlagen, und diese sich wieder an die Mündungen des Rheins zurückgezogen hatten, so mußte Carl sich einstweilen damit begnügen, überließ demnach Lotharingen für jetzt noch seinem eigenen Schicksale, und ging, nachdem er in der Sache des Popo und Egino eine Entscheidung gegeben hatte, an die sich weder der eine, noch der andere kehrte, nach Baiern. Hier hatte er das Vergnügen, daß wenigstens Zwentibold, über welchen Arnulph schon mehrere Vortheile erfochten hatte, sich endlich unterwarf, zu dem Kaiser kam, und den Vasalleneid erneuerte. Carl war eigentlich in der Absicht nach Baiern gekommen, um einige Vasallen zu bewegen, ihm über die Alpen zu folgen. Da die Lage der Dinge dies nicht erlaubte, so ging Carl, schon wieder vom Pabste und den Italienern gerufen, gegen das Ende desselben Jahres, mit einem nur schwachen Gefolge nach Italien, um dort den Kampf gegen Wido von Spoleto, der jetzt der Schrecken der ganzen Halbinsel war, auf das neue zu beginnen.

11. Nicht minder, als Deutschland und Italien, war auch jetzt Frankreich ein weiter Schauplatz der Verwüstung und Verwirrung. Unter Siegfrieds Anführung waren die Normänner in das Herz Frankreichs gedrungen. Die schönsten Gegenden, mit rauchenden Trümmern bedeckt, zeugten von der Wildheit der Barbaren. Gerne hätte der junge König Carlmann, der in frühern Gefechten schon Proben seiner Tapferkeit gegeben hatte, ihnen Einhalt gethan. Aber nirgends fand er Unterstützung. Die Normänner hatten so eben wieder alles Land an der Somme

und Aisne in eine Einöde verwandelt. Nur von wenigen Vasallen begleitet zog Carlmann ihnen entgegen. Aber das feindliche Heer war ungemein zahlreich, das seinige äußerst schwach. Zu ungleich wäre der Kampf gewesen. Der König sah sich also genöthigt, mit den Normännern Friede zu schließen, und zu einem jährlichen Tribut von zwölf tausend Pfund Silbers sich zu verstehen. Die Normänner zogen sich hierauf an die Küste von Boulogne zurück, wo sie sich einschifften, und in mehr als zwei hundert, mit dem Raube Frankreichs beladenen Schiffen in ihr Vaterland zurückkehrten. Bald darauf starb König Carlmann. In dem Walde bei Baissieux, wo er sich mit der Jagd belustigte, ward er durch die Ungeschicklichkeit eines seiner Diener mit einer Lanze gefährlich am Schenkel verwundet. Er fühlte sogleich, daß die Wunde tödtlich sey, und nun weniger um sein eigenes Leben besorgt, als um das Wohl seines ungeschickten Dieners, dessen unglückliche Hand ihm doch den Tod gegeben hatte, verbreitete er selbst das Gerücht, ein wilder Eber habe ihn verwundet Dieser einzige Zug schließt uns schon das schöne Herz des edeln gekrönten Jünglings auf. Als Carlmann starb, hatte er sein neunzehntes Jahr noch nicht vollendet. (884.) Eines Thrones wäre er würdig gewesen, hätte es damals nur einen nicht in allen seinen Grundfesten erschütterten, nicht völligen Einsturz drohenden Thron in dem ganzen ehemaligen fränkischen Reiche noch gegeben.

12. Verödet war jetzt das Haus Carls des Großen. An dem Baume, der vor einigen Generationen noch ganz Europa überschattete, und unter dessen dicht belaubten, schirmenden Aesten so viele Völker, unbeschadet ihrer Autonomie, ruhig neben einander wohnten und kräftig gediehen, grünten jetzt

nur noch zwei einzige Zweige, wovon jedoch der eine schon wieder zu verdorren begann. Diese zwei Aeste waren Kaiser Carl III. und des verstorbenen Königs Ludwig III. nach dessen Tode geborner, jetzt kaum erst fünfjähriger Sohn Carl, dem man nachher den abgeschmackten, desselben völlig unwürdigen Beinamen: der Einfältige gab. (Charles le simple.) Das zarte Alter dieses Prinzen diente den großen Vasallen zum Vorwand, ihn ganz zu übergehen, und Frankreichs Krone dem Kaiser Carl anzubieten. Da dieser sich jetzt in Italien befand, ward Graf Theodorich abgesandt, um dem neuen französischen Könige die Wahl der Nation bekannt zu machen. Eine Krone auszuschlagen, lag nicht in dem Geiste der damaligen Zeit, mithin auch nicht in dem einfachen Sinne des guten, nicht wenig hart geplagten Kaisers. Er nahm also das Anerbieten an, und um Italien nun gleich wieder verlassen zu können, suchte er es jetzt so schnell als möglich zu beruhigen. Statt also den widerspenstigen Herzog Wido durch Waffengewalt zur Unterwerfung zu zwingen, nahm er ihn auf einem in Eile zu Pavia zusammen berufenen Reichstag wieder zu Gnaden auf, und gab ihm sein Herzogthum zurück, wofür der Herzog, des Kaisers treuer Vasall zu seyn, mit den Lippen versprach. Auch Wido's sämmtliche Anhänger wurden wieder in ihre Güter, Würden und Ehren eingesetzt. Aber gerade dadurch verschlimmerte Carl nur noch mehr seine Sache in Italien. Seine ehemaligen Gegner glaubten sich ihm nicht durch Dankbarkeit verpflichtet, wohl wissend, daß bloß der Drang der Umstände den Kaiser zu diesem Schritte gezwungen habe, blieben also seine geheimen Feinde und hatten jetzt nur noch mehr Mittel ihm zu schaden, während seine bisherigen Anhänger, mißvergnügt über die Wiedereinsetzung der in die Acht

Erklärten, deren Güter sie sich schon als den sichern Lohn ihrer Anhänglichkeit an den Kaiser versprochen hatten, sich von ihm abwandten, und andere dem kaiserlichen Ansehen nicht minder gefährliche Pläne im Stillen schmiedeten. Carl glaubte jetzt, Italien beruhigt zu haben; aber er verließ es, wie er es schon beim Antritt seiner Regierung gefunden hatte, nämlich voll des immer mehr gährenden Stoffes, in eine Menge von Partheien und Faktionen getheilt, und ohne einen einzigen Freund, auf dessen Treue er sich hätte verlassen können.

13. Im Anfange des Jahres 885 kam Carl nach Deutschland. Aber auch hier setzten sich seiner Reise nach Frankreich noch ungleich schwerer zu überwindende Hindernisse entgegen. In Lotharingen spielte Hugo mit seinen zahlreichen Anhängern noch immer den Meister; und sein Schwager, der normännische Fürst Godefried, erklärte dem Kaiser förmlich den Krieg. *) Den beiden furchtbaren Gegnern hatte man kein Heer entgegen zu setzen. Aber man glaubte, Aufrührern und Treubrüchigen ebenfalls keine Treue schuldig zu seyn. Zu List oder Verrätherei nahm man also seine Zuflucht. Nachdem man sich den Schein gegeben hatte, mit beiden in Unterhandlung treten zu wollen, wurden Godefried und Hugo je-

*) Unter Drohungen hatte er nämlich Forderungen gemacht, die, weil sie nicht erfüllt werden konnten, so gut als eine Kriegserklärung zu betrachten waren. Weil er, wie er sagte, des Weines bedürfe, Friesland aber keinen erzeuge, so begehrte er, daß der Kaiser ihm eine Strecke Landes am Rhein, nebst verschiedenen Städten, und unter diesen auch die Stadt Coblenz, abtreten möchte. Würde dies nicht geschehen, so würde er sich ebenfalls an seinen geleisteten Vasalleneid nicht mehr gebunden glauben.

doch nach verschiedenen Orten, zu einer mündlichen Unterredung eingeladen. Beide geriethen in die Schlinge. Godefried ward sammt seinem Gefolge überfallen und ermordet, Hugo gefangen genommen, der Augen beraubt, in ein Kloster gebracht, und der Kopf ihm dort geschoren. Hugo hatte jetzt seine Rolle ausgespielt. Er starb bald darauf als Mönch in der Abtei Prüm.*) Ruhig konnte nun Carl seine Reise antreten; und mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten ward ihm zu Pontion von den sämmtlichen Ständen des Reiches, nur mit Ausnahme jener von Burgund, als König von Frankreich gehuldiget.

14. Alle Theile der weitschichtigen, einst von Carl dem Großen beherrschten fränkischen Gesammtmonarchie hatte jetzt Kaiser Carl III. wieder unter seinem Scepter vereint. Freilich fehlte es ihm an dem Geiste seines großen Ahnherrn, aber es fehlte ihm auch an jenen materiellen Mitteln, welche Carl dem Großen zu Gebote standen; ferner fehlte es in allen Ländern an Eintracht und Gemeingeist, und endlich besonders den großen wie kleinen Vasallen an jener Treue und Folgsamkeit, welche alle Glieder eines Körpers mit dem Haupte vereinigen. Nur eine ganz ungewöhnlich große Persönlichkeit, ver-

*) Der bekannte Chronist Regino, der damals Abt des Klosters von Prüm war, schor mit eigener Hand ihm den Kopf. Uebrigens ward Hugo wenig bedauert. Er war ein wollüstiger und aus Wollust grausamer Herr. Es wird von ihm erzählt, daß er seine zwei treuesten Anhänger, die ihm schon viele wichtige Dienste geleistet, nämlich die Grafen Wicbert und Bernard habe ermorden lassen, den erstern aus bloßem Argwohn, den andern der schönen Frederade wegen, Bernards Gemahlin, gegen die der Wüstling in unreiner Liebe entbrannt war.

bunden mit seltener Körperkraft, eisernem Willen, mit Kriegskunde, kriegerischem Geiste und heldenmäßiger Tapferkeit, hätte vielleicht noch vermocht, den Trotz jener Zeit zu beugen, und die Völker unter dem Joche des Gesetzes wieder an Gehorsam und bürgerliche Ordnung zu gewöhnen. Freilich war Kaiser Carl III. alles dieses nicht; aber ungerecht ist es, ihn der Feigheit und völligen Mangels an Einsicht, noch ungerechter ihn der Trägheit und einer blödsinnigen Geistesstumpfheit zu beschuldigen. Carl scheuete weder den Krieg, noch die Arbeit; aber diese mußte mit dem Maaße seiner physischen und geistigen Kräfte in Verhältniß stehen, und jener mit den Mitteln, über die er verfügen konnte, um ihn mit Erfolg zu führen; und that Carl auch bisweilen große Mißgriffe, so beging er sie stets auf den Rath der gewöhnlich ihn zahlreich umgebenden Räthe, und sogenannten wirklichen oder vermeintlichen Getreuen. Carls Hauptfehler war blos, daß er entweder viel zu frühe, oder viel zu spät auf die Welt kam, und daß der Zufall seiner Geburt ihn zum Träger mehrerer Kronen bestimmt hatte. Er war fromm, widmete nur, gleich seinem Großvater, den Andachtsübungen oft zu viele, nie mehr wiederkehrende Stunden; aber übrigens dennoch arbeitsam, friedliebend, gerecht und gütig, würde er, als bloßer König von Schwaben, mit dem Ruhme eines guten, für das Wohl seines Volkes wahrhaft besorgten Fürsten die Welt verlassen haben.

15. Die jetzt vereinte Macht der Franken schreckte jedoch nicht im mindesten die Normänner. Verheerend und raubend fielen sie auf das neue wieder in Frankreich ein, und als man sie an den erst unlängst geschlossenen Vertrag erinnerte, gaben sie zur Antwort:

dieser Vertrag sey mit König Carlmann geschlossen worden, und der Tod dieses Fürsten entbinde sie aller daraus für sie entspringender Verbindlichkeiten. Gleich nach empfangener Huldigung ließ also Carl ein allgemeines Aufgebot gegen die Normänner ergehen; er selbst aber ging nach Deutschland zurück. Die Entfernung des Kaisers und Königs in einem solchen Augenblicke erregte großes Mißvergnügen. Der Heerbann kam zwar zusammen, aber die Schaaren waren schlecht geordnet, ohne Muth und ohne Führer, wurden daher bald wieder von den Normännern zerstreut, und ganz Frankreich stand den Barbaren auf das neue offen. Die französischen Großen, die Carl nur deswegen zu ihrem Könige gewählt hatten, damit er sie von den Normännern befreie, ohne daß es ihnen selbst die mindeste Anstrengung koste, regten wie gewöhnlich weder Hand noch Fuß, machten, jeder für sich, mit den Normännern eine Uebereinkunft, und überließen dann, so bald nur ihre Burgen und Güter geborgen waren, alle Kirchen, Klöster, Abteien, und besonders die Städte ihnen gerne zum Raube. Wirklich bemächtigten sich auch jetzt wieder die Normänner mehrerer bedeutender Orte, unter andern auch der Stadt Rennes, und standen noch vor Ende des Sommers (885) sogar schon vor den Thoren von Paris. Diese Stadt ward als die Capitale von ganz Frankreich betrachtet. Die Normänner wollten sie daher zu ihrer Hauptniederlage und ihrem Hauptwaffenplatz machen. Aber zum Glück für die Einwohner von Paris befehligten jetzt darin drei Männer, die selbst den Zeiten Carls des Großen Ehre gemacht haben würden; nämlich Eudes, Graf von Paris, Bischof Gauslin und der Abt Hugo. Paris beschränkte sich damals blos auf den jetzt auf einer Insel in der Seine liegenden Theil der Stadt. Diesen befestig-

ten Eudes und seine beiden edeln Gefährten so gut, als es in der Eile geschehen konnte, versahen die Stadt reichlich mit Lebensmitteln, und wußten bald mit dem sie selbst beseelenden Heldenmuth auch die schwache Besatzung, wie die Einwohner der Stadt, zu beleben. Von jetzt an wetteiferten Soldaten und Bürger mit einander an Tapferkeit und ausdauernder Standhaftigkeit. Der Gebrauch aller damals bei Belagerungen üblicher Kriegsmaschinen war den Normännern nicht mehr unbekannt. Tag und Nacht beschossen sie die Stadt, stürmten öfters zu gleicher Zeit auf mehrern Seiten, wurden jedoch stets mit großem Verlust wieder zurückgeschlagen. Eudes, an der Spitze einer auserlesenen Schaar, wagte sogar öftere Ausfälle, zerstörte die Schanzwerke der Belagerer, tödtete viele ihrer Leute, und kam nicht selten mit reicher Beute an Vieh und Lebensmitteln wieder in die Stadt zurück.

16. Carl war indessen theils in Deutschland, theils in Italien, hielt da wie dort Reichs- und Hoftage, auf denen nichts beschlossen ward, und sein Ansehen mehr verlor, als gewann. Das Angstgeschrei der Franzosen rief endlich Carln wieder nach Frankreich zurück. Mit einem diesmal ziemlich zahlreichen Geleite longobardischer Vasallen ging er also wieder über die Alpen und zog nach Burgund, erließ für ganz Frankreich, Deutschland und Lotharingen ein allgemeines Aufgebot, und bestimmte Metz, wohin er sich mit seinen italiänischen Schaaren selbst begab, zum Sammelplatz des Heeres. Aber kein Franzose erschien; nur Deutschlands und Lotharingens Heerbann setzte sich in Bewegung, konnte aber, wegen der überall ausgetretenen Flüsse, erst spät an dem Orte seiner Bestimmung eintreffen. Die Belagerung von Paris hatte jetzt beinahe schon andert-

halb Jahre gedauert. Die Stadt war auf das äußerste gebracht. In dieser verzweiflungsvollen Lage faßte Graf Eudes einen Entschuß, der an Kühnheit alles übertraf, und dennoch mit unbegreiflichem Glücke ausgeführt ward. Er verläßt nämlich Paris, geht mitten durch das normännische Heer hindurch, eilt nach Metz, führt dem Kaiser die über Frankreichs Hauptstadt schwebende Gefahr mit der den Worten eines Helden eigenen Kraft zu Gemüthe, und kommt dann mit dem sichern Versprechen eines schleunigen Entsatzes, durch alle Posten und Lager der Normänner, in der Mitte der bei seinem Anblicke mit neuem Muth belebten Pariser wieder an. Wirklich setzte sich auch das kaiserliche Heer sogleich in Bewegung. Voraus schickte Carl den tapfern Herzog Heinrich von Franken, um einstweilen den Feind in seinem Rücken zu bedrohen, und dessen Macht und Aufmerksamkeit zu theilen. Heinrich, als er in der Nähe der Stadt ankam, wollte sogleich die feindliche Stellung recognosciren. Leider führte ihn seine kriegerische Hitze, die keine Gefahr scheuete, zu nahe an den Feind; er fiel in einen Hinterhalt, stürzte vom Pferde, und starb unter den rohen Händen der Barbaren eines seines bisherigen Heldenlebens unwürdigen Todes. *) Des Krieges, wie der Ge-

---

*) Die Normänner hatten nicht ferne von ihrem Lager eine Menge tiefer Gruben gegraben, und diese mit leichtem Wasen überdeckt. In eine solche Grube war nun der edle Herzog gestürzt. Man möchte beinahe glauben, daß eine vergeltende unsichtbare Hand hier mit im Spiel gewesen sey. Aus Liebe zu seinem Herrn, dem Kaiser, hatte Herzog Heinrich es übernommen, dem normännischen Könige Godefried zwar nicht gerade eine solche Grube zu graben, ihm aber doch eine Schlinge zu legen, in welche er gerieth, und darin den Tod unter den Händen bestell-

schäfte kundig, dabei kühn und unternehmend, und mit unverbrüchlicher Treue seinem Herrn ergeben, war Herzog Heinrich der einzige, der des Kaisers unbedingtes Zutrauen verdiente, und auf den der Monarch mit Sicherheit zählen konnte. Durch den Tod desselben verlor Carl mehr als seinen rechten Arm. Tief schmerzte ihn auch dieser Verlust, dessen für ihn so verhängnißvolle Folgen er vielleicht jetzt schon ahnete. Indessen setzte er seinen Marsch ununterbrochen fort. Als beide Heere einander gegenüber standen, wurden die Normänner mit leichter Mühe von dem rechten Seine-Ufer vertrieben. Aber nun hielt Carl einen großen Kriegsrath. Alle bei dem Heere anwesenden Fürsten und Großen fanden sich dabei ein, und das Resultat ihrer Berathungen war am Ende, daß man mit den Normännern sich gütlich abfinden müsse. Siegebert nahm das Anerbieten willig an. Man zahlte ihm sieben hundert Pfund Silbers, und gab ihm die Erlaubniß, mit seiner Flotte die Seine hinauf zu segeln, und in Burgund zu überwintern, das heißt, auch diesen Theil von Frankreich völlig zu verwüsten. Carl ging hierauf mit seinem Heere wieder nach Deutschland zurück.

17. Dieser abermals so ruhmlose Feldzug und schändlich erkaufte Friede richtete in allen Ländern Carls Ansehen vollends zu Grunde. Man legte dem unglücklichen Monarchen wieder ganz allein zu Last, was er doch offenbar blos durch den vereinten Willen seiner ohnehin so trotzigen Vasallen zu thun gezwungen war. Indessen war der Unwille allgemein,

ter Meuchelmörder fand. Gleiches Loos war jetzt auch dem übrigens so durchaus trefflichen fränkischen Fürsten zu Theil geworden.

denn jeder wälzte den eigenen Antheil an der Schande auf den Kaiser. Man war der Regierung desselben nun müde, und alles wünschte eine baldige Veränderung. Der erste Angriff geschah gegen den Reichskanzler, Carls Vertrauten, nämlich den Bischof Liutward von Vercelli. Dieser sollte als das erste Opfer der schwer verletzten und besudelten Nationalehre fallen. An der Spitze seiner Feinde stand der so eben aus Italien bei dem Kaiser angekommene stolze Herzog oder Markgraf Berengar von Friaul. Man beschuldigte den Bischof der abscheulichsten Laster, der gröbsten Verbrechen, der Herrschsucht, des Geizes, der Bedrückung; daß er die edelsten Töchter Deutschlands und Italiens entführen lasse, um sie mit den Anverwandten seines Hauses zu verheirathen; *) endlich klagte man ihn sogar eines ehebrecherischen Umganges mit der Kaiserin an. Durch diese letzte Anklage war der Bischof unwiederbringlich bei dem Kaiser verloren. Carl war hier auf seiner empfindlichsten Seite verwundet. Zu Kirchheim im Elsaß berief er eine zahlreiche Versammlung zusammen, entsetzte den Bischof seiner Würde als Reichskanzler, jagte ihn vom Hofe hinweg, und klagte nun selbst seine Gemahlin öffentlich des Ehebruches an. Die edle Richardis, im Bewußtsein ihrer Unschuld, betheuerte, daß sie, obgleich schon zehn Jahre mit Carl vermählt, doch keinen Mann noch kenne; sie erbot sich, ihre Reinheit durch ein Gottesgericht zu beweisen, entweder im Zweikampfe, **)

*) Die ganze Litanei der dem Bischofe angeschuldigten Laster und Verbrechen findet man in den fuldaischen Annalen, jedoch dabei keinen auf irgend eine bestimmte Thatsache sich gründenden Beweis. Wer also den Bischof durchaus für schuldig erklären will, muß es auf das bloße Wort des Annalisten thun.

**) Nämlich im Zweikampfe, den irgend ein Ritter für sie bestanden haben würde.

oder auf glühenden Pflugscharen. Die in der Versammlung anwesenden Bischöfe und Großen fühlten einen Widerwillen, sich mit diesem widerlichen, den Kaiser selbst mit Schande und Schmach bedeckenden Handel zu beschäftigen. Zudem wurden sie auch untereinander uneins. Wie gewöhnlich ward wieder nichts beschlossen, aber auch das Anerbieten der Kaiserin nicht angenommen, die sich hierauf sogleich nach dem, von ihr selbst gestifteten Kloster Andlau zurückzog, und dort bis zu ihrem Tode ein ungemein erbauliches, wahrhaft heiliges Leben führte.

18. Von jetzt an fiel Carl in eine tiefe Schwermuth. Völlige Unthätigkeit und Unentschlossenheit waren Folgen davon, und immer tiefere Wurzeln schlug nun die allgemeine Meinung, daß der Kaiser der Regierung durchaus nicht mehr fähig sey. Sein gefährlichster Gegner ward der Bischof Liutward. Er begab sich an den Hof des Herzogs Arnulph, und ermunterte unaufhörlich diesen Fürsten, als ein Sprößling des carolingischen Hauses Carls schwachen Händen den Scepter zu entreißen, der in Deutschland herrschenden Verwirrung nun einmal ein Ende zu machen. Als ehemaliger Reichskanzler, daher mit allen geheimen Triebwerken der verworrenen Maschine genau bekannt, konnte freilich Liutward dem Arnulph treffliche Rathschläge ertheilen, denen dieser Fürst sich um so williger hingab, da ihm nicht unbekannt war, daß Carl mit dem Gedanken umgegangen sey, und vielleicht auch noch damit umgehe, seinem unehelichen Sohne Bernhard die Thronfolge zu verschaffen, auch diesfalls schon den Pabst zu sich nach Worms eingeladen habe *) Da Arnulph der Ge-

*) Wirklich hatte auch der Pabst Hadrian III. die Reise

sinnung der Sachsen, Franken und Thüringer schon versichert war, so hatte er in kurzer Zeit ein aus Slaven und allen Völkerschaften Deutschlands zusammen gesetztes Heer unter seinen Fahnen, und brach mit demselben gegen den Kaiser auf. Jetzt erwachte auch Carl wieder aus seinem Schlummer. Der Gewalt wollte er Gewalt entgegen setzen, berief daher alle seine Getreuen nach Tribur; aber nur wenige kamen, die mehrsten eilten zu Arnulph. *) Zu diesem sandte Carl den ehrwürdigen Erzbischof Liutberg von Mainz mit derselben Partikel des heiligen Kreutzes, auf welchem ihm Carlmanns Sohn einst den Eid unverbrüchlicher Treue geschworen hatte. Arnulph vergoß Thränen bei dem Anblick der heiligen Reliquie; aber schon zu weit fortgerissen von dem Strome der wild bewegten Zeit, war jetzt kein Rückschritt mehr möglich. In Eilmärschen zog er mit seinem Heere nach Tribur, wo nun auf einem unter Arnulphs Schwertern und Lanzen gehaltenen Reichstag Carl förmlich des deutschen Thrones und der

---

nach Deutschland schon angetreten, war aber unterweges gestorben. — Wenn einem unächten, dem carolingischen Stamme gleichsam eingepfropften Zweige der Weg zum Thron sollte geöffnet werden; so hatte unstreitig Arnulph gegründetere Ansprüche auf den Thron, als Bernard. Dieser war der Sohn des jüngsten von den drei Söhnen Ludwigs des Deutschen; Arnulph aber hatte Carlmann, den ältesten der drei Brüder, zum Vater.

*) In einer an ganz Deutschland gerichteten Proclamation hatte Arnulph alle, die sich nicht unverzüglich bei ihm einfinden würden, mit dem Verlust ihrer Güter und Würden bedrohet. Kaum war dieses Manifest zur öffentlichen Kunde gelangt, als Carl, sogleich von allen verlassen, höchstens nur noch drei oder vier Personen in seiner, vor wenigen Tagen noch so zahlreichen Umgebung zählte.

königlichen Würde entsetzt ward. In stiller Ergebenheit beugte sich der von Allen verlassene Monarch unter die jetzt schwer auf ihm liegende Hand der Vorsehung, schickte dem Arnulph die Krone und andere Insignien durch seinen Sohn Bernhard, empfahl diesen der Huld des neuen Königs, bat für sich nur um anständigen Unterhalt für den Rest seiner Tage, und erhielt von Arnulph einige Maierhöfe in Schwaben. Den Kelch bitterer Leiden hatte Carl bis auf den letzten Tropfen geleert. Alles, was nach den unerforschlichen Rathschlüssen Gottes hatte geschehen sollen, war geschehen, und so machte nun auch jetzt der Tod, schon in dem dritten Monate nach dieser furchtbaren Catastrophe, dem mühevollen Leben dieses von dem höchsten Gipfel wenigstens scheinbarer menschlicher Hoheit so tief herabgesunkenen Monarchen ein Ende. (13. Jänner 888.) Allgemein ward er betrauert, welches vielleicht, wäre er auf dem Throne gestorben, nicht der Fall gewesen seyn würde. Mit größerer Pracht, als zu Folge Carls völlig verlassener Lage zu erwarten gewesen wäre, ward seine Leiche in der auf einer Insel im Constanzer See liegenden Abtei Reichenau begraben; und die frommen Mönche dieses Klosters bezeugten, daß sie, als man den entseelten Körper in das Grab senkte, sämmtlich gesehen, wie Carls durch schwere Prüfung und lange harte Leiden völlig entsündigte und gereinigte Seele sich in einem Lichtstrom gegen Himmel, den Wohnsitz der Seligen, erhoben habe. Mit dem Tode Carls III. erlosch die deutsche Linie des carolingischen Stammes.

Literarishe Anzeige.

Von der so eben in Belgien erschienenen Prachtausgabe des

MISSALE ROMANUM
in Folio,

haben wir den Hauptdebit für Deutschland, Oestreich und die Schweiz übernommen, und bitten alle Interessenten, sich zur Beziehung derselben an die ihnen zunächst gelegene Buchhandlung oder in frankirten Briefen direkt an uns zu wenden.

Die französischen und belgischen Blätter, denen Probeabdrücke mitgetheilt wurden, haben einstimmig ausgesprochen, dass diese Ausgabe durch geschmackvolle Typen, Kupfer und Verzierungen, durch Schwärze des Drucks, Schönheit und Stärke des Papiers, Correctheit und Vollständigkeit alle früheren übertreffe, und zu den Meisterstücken der neueren Typographie gehöre. Bei der Grösse des Formats war es auch möglich eine Schrift zu wählen, die selbst auf schwächere Augen wohlthuend einwirkt.

Wir benutzen diese Gelegenheit, unsere beiden Ausgaben des

Breviarium Romanum

IV Voll. in gr. 24. Mit rothen oder schwarzen Rubriken,

in Erinnerung zu bringen, bei denen durch Eleganz der Ausstattung das im Kleinen geleistet wurde, was bei dem Missale im Grossen ausgeführt worden ist. Im Juli dieses Jahres werden ebenfalls ganz vorzüglich ausgestattete neue Auflagen derselben erscheinen.

Um die Anschaffung allgemein zu erleichtern, setzen wir den Preis des MISSALE ROMANUM auf

fl. 36. oder Rthl. 21.

den des BREVIARIUM ROMANUM in gr. 24. mit rothen Rubriken auf

fl. 16. oder Rthl. 9. 12 ggr.

und den des BREVIARIUM ROMANUM in gr. 24. mit schwarzen Rubriken auf

fl. 10. oder Rthl. 6.

wofür sie durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind. Die Breviere enthalten die Propria Sanctorum der einzelnen Diözesen.

MAINZ, im May 1836.

Kirchheim, Schott & Thielmann.

